Chronologen.

Ein

periodiſches Werk

von

Wekhrlin.

Siebenter Band.

Frankfurt und Leipzig

In der Felßeckeriſchen Buchhandlung.

1780.

Digitized by Google

Chronologen.

Ein

periodiſches Werk

von

Wekhrlin.

Siebenter Band.

Frankfurt und Leipzig

In der Felßeckeriſchen Buchhandlung.

1780.

Chronologen.

Ein

periodiſches Werk

von

Wekhrlin.

Siebenter Band.

Frankfurt und Leipzig

In der Felßeckeriſchen Buchhandlung.

1780.

Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Voranmerkung.

Der Titel dieſer Schrift erwekt unaufhörliche Unruhen im Geiſte der Kunſtrichter und der Worttklauber. Man wiederholt ohne Ermüdung, daß er unverſtändlich, daß er unbeſtimmend ſey.

Um die Scrupel hierüber ein für allemal zu heben: ſo erkläre ich, daß ich durch den Begrif Chronologen geſagt haben will:

Jettons (Spielpfennige) an die Schnur der heutigen Geſchichte.

Der Verfaſſer.

Digitized by Google

Deutſchland.

Eine politiſche Lektion.

An die Chronologen. Ich habe den Auftrag, ſie zu erſuchen, daß ſie gegenwärtige Piece ihrem Journal einverleiben möchten. Ihre feine Einſicht vergewißert mich eben ſo ſehr, daß ſie ihrem Werth Gerechtigkeit laſſen werden, wie ich überzeugt bin, daß ſie das Publikum an dem Plaz, den ich ihr hiemit weihe, mit Vergnügen ſehen wird.

In der That hat dieſer Aufſaz mit allem Recht Anſpruch auf ein Denkbuch, welches der Aufklärung des Publikums, der Berichtigung ſeiner Einſichten, und vornehmlich der Vertilgung der Vorurtheile geheiligt zu ſeyn ſcheint. Wenn ich mich nicht irre, ſo iſt diß die karacteriſtiſche Seite der Chronologen.

Eine gleiche Abſchrift in franzöſiſcher Sprache wurde mir an das Journal, welches den Stof zu dieſem Aufſaz gab, zu verſenden befohlen. *) Da aber

*) Annales politiques civiles et litteraires du dix-huitieme Siecle. IX. Vol. No. LXXI. pag. 416.

aber der Gegenſtand haubtſächlich vaterländiſch iſt, und von ſolcher Farbe, daß er den Deutſchen vorzugsweis bekannt zu werden verdient: ſo wünſcht man ihn in der Nationalſprache, und durch ein einheimiſches Journal verbreitet zu ſehen.

Sie verbinden ſich hierdurch eine erlauchte Perſon, und ich bin erinnert, auf den Fall, wann ſie durch irgend eine Rukſicht ſich verhindert beglaubigt ſollten, den Aufſaz in ihre Sammlung aufzunehmen, ihnen die Reflexion zu inſinuiren, daß man die umſtändliche Rukſendung der Urſchrift an die Addreſſe, die man ihnen unten anzufügen die Ehre hat, erwartet. *)

Danzig. den 12 December 1780.

* * *

Wie? Man zweifelt an der Wichtigkeit des weſtphäliſchen Friedens? **)

 Erſt-

*) Die Antwortt des Chronologiſten erſcheint hierauf in gegenwärtigem Bands zweitem Heft, erſte Materie.

**) Um den Begrif des Leſers vorläufig zu beleuchten, ſollte eigentlich das Linguet'ſche Schreiben, welches dieſen Aufſaz erwekt hat, und dem er zur beſondern Antwortt dient, hier vorangeſendet ſeyn. Allein da wir nicht berechtigt

Erſtlich iſts falſch, daß das Petersburger Memoire bey der lezten Unterhandlung zu Teſchen dieſen

tigt ſind, die Aufſäze, die man uns mitzutheilen das Wohlwollen hegt, zu erweitern: ſo entfernen wir uns von der Kühnheit, unſere Hand ans Original zu legen, und bringen dasjenige, was uns zum Unterricht unſerer Leſer nötig zu ſeyn deucht, blos **anmerkungsweis**, und zwar nur im Präcis, an.

„Ich kan meine Verwunderung dabey nicht bergen (Annales politiques &c. loc. cit.) daß man in der Erklärung des Petersburger Hofs (bey der Compoſition zu Teſchen 1778) die nahmentliche Worte lieſt: **Teutſchland ſey der Mittelpunkt aller europäiſchen Angelegenheiten und Intereſſen. Beydes ſeine Ruhe und ſeine Bewegung müſten alle übrigen Staaten im höchſten Grad aufmerkſam machen. — — Der weſtphäliſche Friede ſey der heiligſte, welcher jemals auf der Erde erſchienen. — — Mit Einem Wortt der gegenwärtige Krieg ſeze alle europäiſchen Reiche in Gefahr.**

(Ich weiß nicht, ob diß die eigentlichen Wortte des Manifeſts ſind. Ich beſize es nicht in meinem Kabinet. Die Diplomatiker der Zeit mögen es berichtigen. Aber diß weiß ich, daß es die eigentliche Ueberſezung der Ausdrüke Herrn Linguet iſt.

Verf. der Chronologen.)

„Ueber

ſen Vertrag den heiligſten nennt, der jemals in der Welt erſchienen. Die Kaiſerin von Rußland

 ſagt

„Ueber dieſe wenige Linien wären ganze Bände zu ſchreiben.„

„Was mich betrift: ſo werde ich mich blos bey einigen zufälligen Reflexionen begnügen.„

„Erſtlich weiß ich nicht, ob es eine Art Friedensſchlüße giebt, die heiliger wäre, als eine andere; und ob ſich die Friedensſchlüſſe in kleine und groſze eintheilen laßen, wie die Appartements in den Palläſten der groſzen Herren; oder ob die Fürſten in den Eidſchwühren, die ſie ablegen und in den Verträgen, die ſie ſtiften, gewiße verſchiedene Grade genieſzen.„

„Hernach iſt mir gleichfalls unbewußt, ob in der Sprache der Politik heilig ſo viel ſagen will, als **unverlezt** oder **erfüllt**. Iſts dem ſo: ſo giebts gewis keinen Friedensſchluß, dem dieſes Epithet weniger zukommt, als der **weſtphäliſche**. Vielleicht iſt keiner jemals öfter und mannigfaltiger in ſeinen Punkten verlezt worden. Um ſich hievon kürzlich zu überzeugen, iſt mehr nicht nöthig, als daß man betrachte, wem heut zu Tag Pommern und Schleſien gehört ꝛc. ꝛc.„

„Jedoch, die Natur dieſer famoſen Pergamente ſey beſchaffen, wie ſie wolle: ſo mus es uns vielleicht erlaubt ſeyn, unſere Bewunderung zu äußern, daß Rusland gegenwärtig auf den weſtphäliſchen Vertrag ſich beziehet. Gleich zu Anfang des **Münſter'** ſchen Inſtruments lieſt man

ſagt ausdrücklich „daß dieſer geheiligte Friedens⸗ſchluß einer der feyerlichſten unter allen, die un⸗

ter

man folgende denkwürdige Wortte: **Und da⸗mit die wechſelſeitige Freundſchaft zwi⸗ſchen Seiner Kaiſerl. Majeſtät, dem al⸗lerchriſtlichſten König, den Churfür⸗ſten, Fürſten und ſämmtlichen Ständen des heil. röm. Reichs einen deſto aufrich⸗tigern und feſtern Beſtand habe: ſo wird weder izt noch in Zukunft Keiner des andern ſeinem Feind beyſtehen, un⸗ter welcherley Vorwand ſolches auch ge⸗ſchehen möchte, demſelben Hilf leiſten, noch geſtatten, daß ſolches von jemand anders geſchehen möge. Auch wird kei⸗ne der in gegenwärtigen Friedensver⸗trag benannten Partheyen von Jemand Fremden Beyſtand, weder an Truppen noch Waffen, weder verlangen noch annehmen.**

(Auch hier bin ich nicht au fait der Origi⸗naleinſicht in die weſtphäliſchen Ak⸗ten. Ich übertrage blos den Sinn nach Linguet — Und zu etwas an⸗ders ſcheint mich auch der Zwek meines Gegenſtands nicht zu berufen.

Verf. der Chronolog.)

„Iſt nun der weſtphäliſche Friede ein Heilig⸗thum — und vornehmlich ſoll er erfüllt werden: welche deutſche Macht iſt berechtigt, die Rußen ins Reich zu rufen? Für wen ſind

ſie

ter den chriſtlichen Mächten errichtet wurden, ſey. „
Und in der That, wann eine Verſammlung, deren

ſie berechtigt, ſich zu intereſſiren? Wem iſt erlaubt, ſich ihres Beyſtands zu bedienen? „

„Hat er aber dieſe Eigenſchaften nicht an ſich, wie kan ein Einbruch an demſelben ein Verbrechen ſeyn: ein Verbrechen, das irgend einer fremden Macht ein Recht geben ſollte, ſich in die deutſchen Sachen zu miſchen? „

. . . .
. . . .
. . . . .

„Iſt in dem Manifeſt, wovon die Frage, die Heiligkeit des Vertrags vom 24 October 1648 auf der einen Seite übertrieben: ſo iſt der Begrif von der Präponderanz, die man dem Reich beylegt, auf der andern Seite eben ſo ausſchweifend. „

„Ohne Zweifel iſt das deutſche Reich in allem Betracht ein intereſſanter und ehrwürdiger Bezirk. Er iſt einer robuſten, tapfern, arbeitſamen, edlen und kriegeriſchen Menſchheit angevölkert. Unzählige blühende Städte überdeken ſeine Oberfläche. Eine ſcheinbare Freiheit herrſcht neben fleißigem Handel. An Reſſourcen in allen Gattungen überfließend, verdient Deutſchland den Rang unter den anſehnlichſten Staaten Europens. „

„Bey dem Allem iſts nicht ein übertriebener Saz: es ſey der Mittelpunkt aller europäiſchen Geſchäfte und Intereſſen? „

genſtand die wichtigſten Intereſſen war; wodurch einer der erbittertſten und langwuͤhrigſten Kriege geendigt

„Diß kan Deutſchland, wahr iſts, in den Augen der Rußen ſeyn, die in gewißer Art keine andern Nachbarn haben; die das weitlaufigſte Reich der Welt verlaſſen haben, um ſich an den Kuͤſten des baltiſchen Meers feſt zu ſezen . . . . . Sie ſind zu entſchuldigen, wenn ſie den Richtpunkt, worauf ihre Entwuͤrfe zielen und woran ihre Wuͤnſche hangen, fuͤr den Mittelpunkt der europaͤiſchen Intereſſen halten.„

„Aber fuͤr die Augen der uͤbrigen Nationen iſt Deutſchland von ſo wichtigem Befang? Ohne den zufalligen Tod des Bayerfuͤrſten waͤre gegenwaͤrtig von den Bewegungen, welche die zween Angeln der Welt zu erſchuͤttern drohen, vielleicht keine Rede. Weder zu Paris, noch zu London, noch zu Madrid, noch zu Konſtantinopel, noch zu Philadelphia, noch ſelbſt zu Petersburg, wuͤrde man an die Deutſchen nicht denken. Sie wuͤrden ſich gluͤklich genug ſchaͤzen doͤrfen, in einer tiefen Vergeſſenheit begraben zu ſeyn. . . . . .„

„Mit Einem Wortt, Deutſchland kan uns uͤbrigen nur betrachtenswerth ſeyn, wenn es uns etwas anhaben will. So fern ſich ſeine Bewegungen nicht in gerader Linie auf uns richten: ſo enthalten alle Auftritte, alle Wallungen, die ſich in demſelben ereignen, Nichts, was uns beunruhigen darf. Diß iſt vorgaͤngig ein unumſtoͤßlicher Grundſaz.„

„Aber

endigt wurde; welche aus den mächtigſten Fürſten der chriſtlichen Welt beſtund; wobey die allerfein- ſten

„Aber die Grundverfaſſung dieſes Staats kan ſich ändern, ſpricht man, und alsdenn kan Deutſchland zum wirklichen Gegenſtand des Schrekens anderer Mächte werden. Diß iſt das Prinzip warum jede Gährung im römiſchen Reiche den Nachbarn intereſſant ſeyn mus. Dieſe Grundverfaſſung ſtüzt ſich lediglich auf das Heiligthum des weſtphäliſchen Friedens. Jeder Angrif an dieſem Talisman der Nation mus augenbliklich die europäiſchen Throne empören.„

„Diß iſt das allgemeine Sprichwortt der Kabinete. Vom Kardinal Richelieu an haben alle Miniſtere, die das Boot Europens ruderten, keinen andern Ton gekannt. Der weſtphäliſche Friede iſt in den Kanzleyen der Staaten zu einer Art von Evangel worden, an welchem man, ohne in Blasphemie zu fallen, nicht zweiflen durfte.„

„Unterdeſſen erkühne ich mich, die Unfehlbarkeit dieſes Evangels in Zweifel zu ziehen. Wäre ſolche auch in Anſicht einiger Staaten, wie zum Beyſpiel **Frankreichs, Hollands, Italiens**, die eine unmittelbare und ausgedehnte Angränzung, eine beynahe unaufhörliche Vermiſchung der Länder, der Anſprüche, der wechſelſeitigen Differenzen, faſt alle Augenblik mit dem deutſchen Reichskörper in Relation ſezt, unwiderſprechlich: ſo kan ſie es doch niemals für Rußland ſeyn, welches die deutſchen Lande nicht berührt, als in ſo fern es ſelbſt will, und

ſten Unterhåndler, die allergeſchikteſten Geſchichts-månner, die allerehrwůrdigſten Unterhåndler, endlich

in ſo weit es will; und welches von ihnen weder mehr noch weniger zu fůrchten hat, als es ihnen wieder zufůrchten geben will.„

„Allein iſts dem ſo, daß ein allenfalſiger gånzlicher Umſchwung im Syſtem des deutſchen Reichs fůr das ůbrige Europa von irgend einem nachtheiligen Einfluß ſeyn můſte? Håtten, zum Beyſpiel, die Kőnige in Frankreich, in Schweden, in England ꝛc. ꝛc. etwas Merkwůrdiges zu befůrchten, wofern ein Erzbiſchof zu Salzburg, zu Trier, in Zukunft weiter nichts mehr als ungefåhr die Großallmoſenirer bey dem Nachfolger Cåſars: wann die Marggrafen, die Fůrſten, die Landgrafen des heil. rőm. Reichs Hofmarſchålle, Cammerherrn, Stallmeiſter bey einem Kőnig in Preußen ꝛc. ꝛc. wåren?„

„Dieſe glånzenden Håußer wůrden auf dieſe Art alle die kleinen Souverainitåten, von denen ſie umrungen und ſchenirt ſind, vereinigen; dieſe hingegen wůrden das beglůkte Schikſal der alten franzőſiſchen Duchees, Comtees, Marquiſats ꝛc. ꝛc. haben. Anſtatt daß ſie zu Friedenszeit unter dem Druk des Tiranenjochs, zur Zeit des Kriegs aber im Nahmen eines Paar tauſend Geſpenſter von ſogenannten Souverains verheeret ſind: ſo wůrde dieſer weitſchůchtige Bezirk nur zween große Throne erkennen, die gleich ſtarke Verbindlichkeit fůhlten, die Ruhe zu handhaben.„

„Hie-

ſich die Geſandten der allererhabenſten Höfe vereiſtigt waren; wann eine ſolche Verſammlung, ſage ich

„Hiebey wäre lediglich nichts für die Kleinern zu verlieren. Im Gegentheil würde das Reich unendlich im Ganzen gewinnen, auf der Seite der Ruhe, welche, nach Allem, gleichwol der ſolideſte Geſichtspunkt in politiſcher, und das gröſte Glük der Staaten in Privatanſicht iſt: der einige Geſichtspunkt, welchen Unterthanen wünſchen dörfen und ſollen; und den die Deutſchen, das iſt die Stände des Reichs, nicht genug beeilen können.„

„Bis das Schikſal den Zeitpunkt, den es dieſer Revolution vorbehalten, herbeygeführt hat, und die beſagten zwo Mächte die gehörige Conſiſtenz, das dazu nötige ferme und zuverläſſige Aſſiet, erlangt haben, darf ſich Deutſchland nichts anders als Unfälle in Menge, Verheerungen, Kriege, und Widerwärtigkeiten in aller Gattung verſehen. Seine Theile werden allen jenen mislichen Zufällen, welche die unzertreunliche Gefährten der Lehensverfaſſung und der Mindermacht ſind, ausgeſezt bleiben.„

„In dem ganzen unermeßlichen Wälderumfang Deutſchlands iſt nicht ein einiger Baum, der nicht einen Krieg zu erregen fähig iſt. Die weitſchweifige Sammlung der deutſchen Nationalgeſezze enthält nicht eine einige Linie, die nicht mit einer Feursbrunſt ſchwanger gehet. Keine Heyrath, keine Allianz, ſelbſt kein Familienvertrag, kan entſtehen, welcher nicht

An-

ich, eine der feyrlichſten genennt werden darf: ſo verdient dieſes Prädicat gewis keine vorzüglicher, als die weſtphäliſche.

Was

Anſprüche, Zerrüttung, die beweinenswürdigſten Folgen drohet: wie wir augenſcheinlich am Beyſpiel des Tags ſehen.,, (Am Bayerſchen Erbfolgekrieg 1779.)

„Aber die Nachbarn! — Was liegt Ihnen daran? Werden ſie an dem, was die Andern gewinnen, Etwas verlieren? — Und dieſe ſelbſt, werden ſie durch ſolche Acquiſitionen in der That mächtiger oder furchtbarer werden?„

„Geſezt der König in Preußen vereinige die ganze mitternächtige Seite von Deutſchland, und das Haus Oeſterreich die ganze ſüdliche, in ſich: iſt zu glauben, daß ſie den Fuß ihrer Armeen jemals höher als auf 300,000 Mann vermehren würden, wie er bereits ſteht? Beweiſt nicht das Muſter des Erſtern, daß um zahlreiche und furchtbare Heere ins Feld zu ſtellen, kein ſonderlicher Länderumfang nötig ſey?„

„Seitdem in unſern Tagen ſich das Sprichwort von Neuem bewährt: **Mit Geld hat man Soldaten, und mit Soldaten hat man Geld:** ſo wißen wir, daß ein Jeder, der einen Thaler in der Taſche hat, ſolang ihn ein Patent verſichert, daß er beym erſten Trommelſtreich, den er rührt, beym erſten Rekruten, den er anwirbt, nicht gehangen wird, darauf

Was die Eingrife in dieſen berühmten Friedensvertrag anbetrift: ſo ſind die Beyſpiele, welche man

auf rechnen darf, binnen einem Monat eine weit gröſſere Anzal Bataillons in ſeinem Gefolg zu haben, als das weitläufigſte Land immer herfürbringen kan.,,

. . . .
. . . .
. . . . . .

„Am Ende würde eine Reform von der Art nichts Anders ſeyn, als das Siegel, die Ergänzung jener Reform, die ſeit ſechs Jahrhunderten unmerklicherweis in ganz Europa überhaubt glimmet. Wann etwas daran ſchlimm wäre: ſo iſts diß, daß ſich dieſes Ende nicht längſt ereignet hat; daß das Lehenſyſtem und ſeine Barbarey, ſeine Verwirrung, das Gemengſel von kleinen Thronen, ſich in Deutſchland und Italien noch bis auf heutigen Tag erhalten hat, nachdem es beynahe in allen andern Reichen nach und nach abgeſchaft worden iſt. Es iſt zu bedauren, daß keiner von den Päbſten, wo nicht ein anderer groſſer Herr in Italien, das alte Reich der Römer jenſeits der Alpen, wiedergeſtellt; daß zu Wien, zu Berlin, oder irgendwo Anders, noch keiner von ienen Menſchen gebohren iſt, der kühn genug wäre, den Entwurf alle die kleinen Diademe unter eine einige Krone zu verſammlen, zu unternehmen, und glüklich genug, um ihn auszuführen.,,

. . . .
. . . .
. . . .

Die Kriege des ſechs-

man anführt, wie es ſcheint, nicht die glüklichſten. Weder der Friede zu Stokholm, welcher 1720 ei-

nen

ſechszehnten Jahrhunderts hatten gemeiniglich ausſchweifende Kaprizen zum Beweggrund. Allein endlich kam man auf räſonirte Grundſäze. Man ſieng an zu combiniren: und am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts blies man nicht mehr in die Trompette, um andere an ihrer Aufnahm zu hindern, ſondern vielmehr um ſein eigenes Glük zu machen.„

„Zum Unglück konnte dieſe ſo natürliche als gerechte Politik weder in Deutſchland noch in Italien jemals Plaz finden. Unüberſteigliche Hinderniße verſperrten ihr den Eingang. Die lehensherrliche Anarchie vom Jahrhundert Kapet's dieſer mit Recht für einen Schandflek des menſchlichen Geiſts berufenen Epoche, verewigte ſich in dieſen Ländern: und aus einer zwoten Fatalität ließen ſich die benachbarten Prinzen überreden, daß es ihre Pflicht wäre, jene Reform aufzuhalten. Man wuſte ihnen glaubend zu machen, um ruhig zu regieren, müſten ſie ſich nicht begnügen, für ſich mächtig und ohnabhängig zu ſeyn, ſondern ſie müſten die Andern aufs möglichſte hindern, dieſes gleichfalls zu werden.„

„Hier iſt der Grund, woraus man ſchließt, daß Deutſchland der Mittelpunkt der europäiſchen Angelegenheiten wäre. In der That iſts das Grab des Nachbars und ſeiner eigenen Unterthanen. Ohnaufhörliche Kriege entzünden es. Die ſchimmerndſten Armeen wurden von ſeinen

nen

nen Antheil Schleſiſch-Pommerns dem Haus Preuſſen zueignete, noch der von 1742, und andere nachgefolgte Verträge, ſo dieſes durchlauchte Haus in den Beſiz des gröſten Theils von Schleſien ſezten, ſind Beleidigungen am weſtphäliſchen Kodex. Veränderungen, die mit gemeinſamen Einverſtändniß der vertragenden Partheyen in einem oder andern Artikel der Uebereinkunft getroffen werden, ſchwächen das Ganze nicht, und haben auf die übrigen Artikel keine Folgen.

Gerade von dieſer Art ſind die Beyſpiele, die man anführt.

Ge-

nen Gefilden verſchlungen. Das Blut der Franzmänner, der Schweden, der Spanier, der Engländer dünget ſie. Und wo hat dieſes Elend ſeinen Urſprung? In den unendlichen Fächern, woraus die Maſchine dieſes Staats zuſammgeſezt iſt: in den vielfachen Antheilen, die ſich bey jeder Generation erneuern. — In dieſen finſtern und traurigen Schlupfwinkeln der lehensherrlichen Anarchie iſt kein Akerbreit Lands, der nicht gröſſere Blutbäche verurſachen kan, als die gröſte Provinz in den beglükterweis früher ausgereiſten Reichen Europens nicht erreget.„

„Hieraus läſſt ſich urtheilen, was man von dem eigentlichen Verdienſt des berufenen weſtphäliſchen Friedens halten müſte, wofern man ihn

 auf

Wollte man von Beyſpielen reden: ſo hätte man gewiße andere, dem Zwek anpaſſendere Thathandlungen anführen müſſen, welche die allgemeine Reklamation aller intereſſirten Partheyen erregten. Aber glücklicherweis ſind dieſe in geringer Anzal und von ſo unbeträchtlichem Belang, daß ihre Wirkung nur flüchtig und vorbeygehend war.

Betrachtet man hingegen vielmehr, daß dieſer merkwürdige Vertrag nun ſeit 130 Jahren die Grundfeſte im Syſtem des deutſchen Reichs iſt; daß er immerzu ſeine Schikſale beſtimmt und entſchieden hat; daß ungeachtet einiger dunkeln, oder

zwei-

auf die Wage der Kritik legt. *) Weit entfernt, ihn für ein Denkmal der Heiligkeit, für das Unterpfand der Ruhe Europens zu betrachten, ſehe ich, ich geſtehe es, nichts daran als eine unordentliche Compilation unverträglicher und übelzuſammgereimter Einverſtändniſſe, eine Urquelle zu Verwirrungen, eine Hinterlag von Anſprüchen und Stoffen zu Streit und Krieg.,,

*) Vielleicht iſts nicht undienſam, hier anzumerken, daß diejenige Urkunde, die man den weſtphäliſchen Frieden nennt, in zween Theilen beſtehet, die beyde an Einem Tag, der eine zu Münſter, der andere zu Oſznabrük, unterſchrieben wurden. Schwerlich kan man ſich die Plakereyen, die bis ins Lächerliche gehenden

zweideutigen Gegenſtände das Ganze des weſtphä-
liſchen Friedens eines der ſchönſten Werke der Geſezzgebung, und alle enthaltenen Punkte mit der gröſten Klarheit, Richtigkeit und Präciſion auseinander geſezt ſind; daß dieſer Friede, weit entfernt jemals Krieg zu erregen, ſolchen vielmehr mehreremal abgewendet hat; kurz, daß vermöge des Gleichgewichts, welches er unter den deutſchen Staaten eingeführt hat, die Beſizungen und Rechte der befangenen Partheyen bis izt aufrecht erhalten; daß Jedermann bey dem Seinigen gehandhabet, und ſoviel möglich die allgemeine Ruhe feſtgeſtellt wurde: ſo mus man ohne Bedenken geſtehen, daß es unter den

 menſch-

henden Schikanen vorſtellen, die dieſe Unterhandlung ohne Unterlaß verzögerten, und öfters zu zernichten droheten. Weder die Geſchichte der Römer noch der Griechen zeigt uns etwas Aehnliches. Dieſe Nationen ſcheinen in dieſes Fach der politiſchen Geſchäfte mehr Einfalt, mehr Redlichkeit, und vornehmlich mehr Würde, getragen zu haben.

Anmerk. Herrn Linguet's.

An ſoviel iſts, deucht uns, aus der weit voluminöſern Abhandlung Herrn Linguet's, für unſern Gegenſtand genug.

Die Chronologen.

menſchlichen Saꝫungen wenig Beyſpiel von ſo wichtiger Wirkung, von ſo dauerhaften Folgen, und von ſo erſprießlichem Einfluß ins Wohl der Völker, giebt. Ohne uns in die Berührung einiger zufälliger Unvollkommenheiten, die an ſich von keinem Belang und von einer dermaßen künſtlichen Maſchine unzertrennlich ſind, einzulaßen, iſts genug, daß eine abſolute Untrüglichkeit bey menſchlichen Werken nicht Statt hat. Eine durchgängige Ordnung in geſellſchaftlichen Einrichtungen iſt eine Schimäre: die beſtmöglichſte Ordnung iſt immer diejenige, welche den wenigſten Fehlern unterworfen iſt.

Jedoch diß iſt nicht der Gegenſtand, worinn man ſich am meiſten irrt. Man will einen Erzbiſchof zu Trier, einen Biſchof zu Salzburg ꝛc. ꝛc. zur Bedienung der Großallmoſenirer der Nachfolgere Cäſars, einen Marggrafen zu Baden, einen Landgrafen zu Heſſen ꝛc. ꝛc. zu Kammerherren des Königs in Preußen beſtellen. Nach dem nehmlichen Maaß der Freigebigkeit ſchaltet man ſofort mit allen übrigen Reichsfürſten, Prälaten, Grafen und Ständen. *)

Die-

*) - - - Et les ſeuls Princes dignes de votre munificence ſont l'*Empereur* et le Roi de *Pruſſe.* (Zuſaꝫ im Franzöſiſchen.)

Dieſes Syſtem färbt man mit dem Vorwand des öfentlichen Wohls, indem man ausdrükentlich hinzuſezt: das deutſche Reich würde hierdurch den Vortheil gewinnen, anſtatt, wie bisher, von ein Paar tauſend Schattengeſtalten von Souverains, ſowohl zu Kriegs- als Friedenszeiten, unterdrükt zu ſeyn, daß es künftighin nur zween Throne erkennen würde, die gleich ſtark intereſſirt wären, die innerliche Ruhe zu handhaben.

Wohlan, man ſtelle einmahl den gröſten Theil dieſer angeblichen kleinen Herrſchaften, ihre Verfaſſung, ihre Volksmenge, ihre Lebensart in Vergleichung mit jenen Monarchien, die ſchon ſeit unzählbaren Jahrhunderten, das feſte und ſolide Aſſiette, worauf man ſich beruft, angenommen haben; und man prüfe aufrichtig, ob die erſtern Urſach haben, ihr Schikſal mit den leztern zu vertauſchen.

Laſſet uns unſern Blik ſogar noch weiter hinaus werfen. Laſſet uns auf die vergangenen Jahrhunderte zurükſchauen. Laſſet uns den Zuſtand jenes geprieſenen Griechenlands, ſo wie es in unendliche kleine Republiken, die untereinander bald allirt, bald im Kriege ſind, vertheilt iſt, mit dem Zuſtand eben deſſelben Staats zuſammhalten, ſobald er unter ein einiges Zepter vereinigt iſt: und laſſet uns dieſes Bild auf gewiſſe heutigen Regie-

 rungen

einigen anwenden, die man vermuthen kan, ohne daß wir ſie zu nennen nötig haben — was fühlt man!

Noch eine Betrachtung von einer andern Seite, die hier eintritt, iſt blos aritmetiſch, aber deſto einleuchtender. Die heutige Bevölkerung Deutſchlands iſt, im Ganzen, weit ſtärker gegen das Verhältniß ſeines Länderumfangs, als keine in irgend einem europäiſchen Staat; Frankreich ausgenommen. Deutſchland unterhält ein ſtehendes Heer von 600,000 Mann. Man berechnet die Bevölkerung auf 28 Millionen: und diß auf einer weit unfreundlicheren, weit unkultivirteren, mit Wäldern und Steppen ungleich mehr überdekten Erde, als manche andere in Europa.

Nun iſts ausgemacht, daß der Menſchenüberfluß ein unſtreitiges Anzeichen des öfentlichen Wohlſtands ſey: ſo gewis, als das Elend eine Hinderniß der Bevölkerung iſt. Die menſchliche Raſſe grünet unter einem unglücklichen Himmelsſtrich nicht. Innzwiſchen ſinds der Churfürſtenhut, die Biſchofsmüze, das Grafenzepter, die Freyherrendiplome, die Reichsſtädte, unter deren Panier ſich dieſe unermeßliche Völkerſchaft gebildet hat!

Kein Baum blühet in den unermeßlichen Wäldern Germaniens, aus dem nicht ein Krieg ſprosſen

ſen kan: keine Zeile iſt in dem verworrenen Staatsrecht dieſes Reichs, die nicht eine Entzündung verbirgt: keine Heyrath, keine Allianz, kein Hausvertrag kan entſtehen, woraus nicht Anſprüche, Zerrüttungen, Verheerungen und Unfälle in aller Art fließen können. — So fährt man fort.

Was ſoll diß erörttern? Nichts mehr, als den Grundſaz: wenn man zu viel beweiſen will, ſo beweiſt man eigentlich nichts. Die Bäume, das Staatsrecht, die Heyrathen, die Allianzen, die Verträge haben in Deutſchland nie um ein Haar breit mehr Kriege erregt, als ſie in jedem andern europäiſchen Staat zu erregen bereit ſind. Nur eigene, ſich geradezu auf das deutſche Reich und ſeine Conſtitution beziehende Thatfälle hätten angeführt werden müßen, um wahrſcheinlich zu machen, daß dieſer Karakter demſelben ausſchließend angehöre, und aus den Fehlern ſeiner Verfaſſung herflieſſe. Allein man durchgehe die europäiſche Staatsgeſchichte, und die beſondere Geſchichte des deutſchen Reichs, vom Anfange dieſes Jahrhunderts her mit dem ſtrengſten Auge: ſo wird man nicht einen einigen Krieg finden, der ſeinen unmittelbaren Urſprung im Staatsrecht Deutſchlands genommen, und den man dem fehlerhaften Syſtem deſſelben beymeſſen könnte.

Alle Kriege, die ſich jemals ereignet haben, nach der Reihe, ſind entweder aus Ambition, Mitbuhlerſchaft, Eiferſucht oder andern perſönlichen Urſachen, kurz aus Intereſſen entſprungen, deren Gewicht durch die Revolution, die man vorſchlägt, nur deſto gröſſern Zuwachs bekommen müſte.

Zum Beyſpiel. Die ſpaniſche Erbfolge empört den Kaiſer und das Reich, 1702, wider die Franzoſen. Eine Königswahl in Polen iſt die Quelle zu einer andern Rüſtung Anno 1733. Nach dem Tode Karls VI. ereignet ſich, 1740, ein Krieg wegen den Beſizungen des Hauſes Oeſterreichs, wobey das Reich an und für ſich ſelbſt nicht intereſſirt iſt. Endlich bricht 1756 einer der hartnäckigſten und blutigſten Kriege aus, welchen die deutſche Conſtitution eben ſo wenig veranlaßt, als ſie ihn entſcheidet.

Im Gegentheil laßet uns unſern Blik dieß- und jenſeits in Europa, auf die nördliche oder ſüdliche Seite werfen: ſind andere Mächte etwan friedlicher; oder ſind ſie ſelbſt zur nehmlichen Zeit, da dieſe Bewegungen in Deutſchland vorwalteten, ruhig geweſen?

Es iſt vielmehr eine nicht unerhebliche Betrachtung, daß mitten unter dem Zuſammſtoß jener groſſer Mächte die kleinern Reichsſtaaten zum öftern

ihre

ihre Ruhe erhielten, und auch nicht eine einige entblößte Bajonette zu ſehen bekamen. Selbſt diejenigen, auf deren Ruken man den Kriegsſchauplatz aufgeſchlagen hatte, waren zuweilen bey weitem nicht ſo unglüklich, als ihre Verwüſter, die dieſe fremden Felder mit dem Blut ihrer Unterthanen düngten. Sie befanden ſich manchmal am Ende des Kriegs noch bevölkerter, und vom Gelde, das die Kämpfer auf ihrem Grund verſchwendet hatten, bereicherter, als dieſe ſelbſt.

Man betrachte, zum Beyſpiel den kurz geendigten Krieg. Zwo Potenzen, mit allen Nerfen des Streits begabt, und durch die engſten Bande mit dem deutſchen Staat verknüpft, rükten einander unter die Augen und drohten ſich die Hälſe zu brechen. Bey dieſem Auftritt blieben die übrigen Reichsſtände kaltblütige und unbewegliche Zuſchauer. Es hieng blos von der Privatlaune ab, ob Einer oder der Andere ſich darein miſchen, oder ob mans die zween Athleten miteinander ausmachen laſſen wollte.

Bis hieher haben wir uns blos beſchäftigt, zu beweiſen, daß der weſtphäliſche Friede, weit entfernt eine Zankquelle unter den deutſchen Reichsſtänden zu ſeyn, vielmehr die Grundlage ihrer Ruhe iſt; daß mindermächtige Völker nicht allemal Urſach haben, ihre größern Nachbare zu beneiden; daß kein einiger

Krieg unter allen, die vom Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts her, Deutſchland blutend machten, ſeine Wurzel in der Staatsverfaſſung deſſelben gefaßt habe; und daß endlich gröſtentheils der Nachtheil von all dergleichen Fehden mehr auf ihre eigenen Urhebere zurükfiel, als auf die deutſchen Kleinherren.

Nun iſt uns noch darzuthun übrig, welche ungleiche Folgen, das neue Syſtem, ſo man vorſchlägt, nach ſich ziehen müſte, wofern, auch nur im Schein der Möglichkeit, man demſelben einigen Erfolg zutrauen dörfte.

Glaubt man dann, daß die Reichsfürſten, die man dardurch zu Nichts machen will, es ſo ganz geduldig leiden; daß ſie nicht allen möglichen Widerſtand, der in ihren Kräften iſt, vereinigen würden? Müßte man nicht mit allem Grund der Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß aus einer Ligue wider die Freiheit, oder, welches eben ſoviel iſt, zur Unterdrükung Deutſchlands, eben dieſelben Weitläufigkeiten erwachſen müſten, der man ſich unter dem traurigen Nahmen des 30 jährigen Kriegs erinnert?

Solcher Krieg hatte lediglich nichts anders zum Triebe, als die Verhinderung eines in allen Stücken ähnlichen Projekts, welches man gegen die deutſche Conſtitution entworfen hatte.

Im-

Immittelſt, geben wir ſogar, auf einige Augenblicke um den Ungrund der Sache deſto mehr zu beweiſen, zu, daß ſich dieſe ärgerliche Metamorphoſe ereignen würde: welche Wirkung würde ſie in Abſicht der öfentlichen Sitten mit ſich bringen?

Sobald der Saz angenommen, und durch die That bewährt wäre, daß das Recht auf der Macht des Stärkern beruhe; daß das Belieben ſoviel gelte als Billigkeit; daß Raub und Uſurpation erlaubt ſey, ſobald man ſie mit dem Degen zu unterſtüzen wiſſe; daß Einbruch beym Stärkern Naturrecht ſey; ſobald, ſage ich, die Häubter der Nationen einen ſolchen Grundſaz, ohne Errötthen und ohne Scrupel, angekündigt und feſtgeſezt haben ſollten: würde er ſich nicht, wie ein Lauffeur in Europa ausbreiten? Würde er nicht von den Großen auf die Kleineren herablaufen, und die bürgerliche Geſellſchaft zerrütten? Würde das Beyſpiel des Regenten den Unterthanen nicht zum Rechtsgrund dienen? Würde nicht Diebſtahl, Raub, Angrif, Verlezung des Eigenthums allgemein werden?

Mit welchem Befug würde ſich die Stimme der Gerechtigkeit noch erheben wollen? Mit welchem Recht würde ſie ſich auf den Lippen der Regenten noch zeigen wollen? Welches Anſehn würden ſich die Geſezze, und ihre Diener die Strafen, noch geben wollen?

Ja

Zu dieſem unheilbaren Gebrechen laßet uns noch die Folgen des Mißtrauens und der Eiferſucht zwiſchen den zween Uſurpatoren ſelbſt zählen. Wie ſollten ſie, nachdem ſie einander ein Muſter von der Art gewieſen haben, ein ruhiges Gewiſſen behalten, und ſich auf ihre wechſelſeitige Treue verlaſſen dörfen? Unruhe, Bewegung, Liſt, Neckereyen würden, aufs Wenigſte, ihre unaufhörliche Seelentriebe ſeyn, und ihnen beſtändig den Degen in die Hände geben.

*) . . . .

Aus all dieſem folgt, daß, wofern man die Nothwendigkeit eines Werkzeugs die allgemeine Ruhe in Europa und vornemlich in Deutſchland, feſtzuſezen, behaubten will: ſo mus ſolches auf einen ganz andern und zuverläßigern Grund gebauet werden, als auf Zergliederung. Es mus ein Mittel ausfindig gemacht werden, welches, indem es alle

*) Mais ſans doute votre amour pour les arrondiſſements ne ſe borneroit pas à l'*Allemagne.* Il vous paroîtroit également utile au repos du monde que toute la *Norvvége* paſsât ſous le ſceptre du Roi de *Suéde*, que la *Hollande* fût engloutie dans votre gouffre *Pruſſien*, car elle ne merite pas plus de faveur que les Electeurs de Saxe et de Hanovre etc. etc. (Zuſaz im Franzöſiſchen — der Annales de Linguet.)

alle und jede Glieder unter ſich verbindet, eben denſelben Karakter, das iſt eben daſſelbe Anſehen, eben dieſelbe Wirkung zu erfüllen weiß, das ſchönſte iſt, das eine Verabredung der Souverains immer hervorbringen kan. Dieſes Mittel, was iſts anders: als: **die getreue Handhabung der Gerechtigkeit und der Ehrerbietung fürs Eigenthum.**

Diß iſts, was man den Herren und dem Unterthan nicht genug ins Ohr rufen kan. Diß ſind die ehrwürdigen und heiligen Ausdrüke, die Denjenigen, welche das Publikum belehren, immer in der Feder ſchweben ſollten.

* * *

Hier endigt ſich der Aufſaz, der mir zugeſchikt wurde. Im Franzöſiſchen des Herrn Linguet finden ſich noch einige Zeilen mehr. Ich halte mich aber nicht für berechtigt, ſie zu ſuppliren, und die Abſichten des Einſenders über die Gränze zu erſtreken, die es ihm zu beſtimmen beliebt hat.

Die

Die Fabel des Bruders Rupeſciſſa.

Ein Alterthum.

Jean de la Roquetaillade, den man den Bruder Rupeſciſſa nennt, war keiner von den übernatürlichen Propheten. Er war ein ehrlicher Mann. Ich zähle mich nicht zu Jenen, ſpricht er, die ſich rühmen, ihre Offenbarungen unmittelbar vom Himmel erhalten zu haben, und hinzuſezen: **So ſpricht der Herr.** Ich bin beſcheiden: ich behaubte blos, daß mir Gott die Gabe verliehen habe, durch die heilige Schrift einzuſehen, was ſich ereignen wird.

Dieſer Johann war ein Franziskanermönch im Kloſter Aurillac, in der Provinz Avignon. Er machte ſich, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, durch ſeine Kühnheit, gegen die Unterdrükung des Volks, gegen die Tiranen und die Pfaffen zu deklamiren, und vornehmlich durch ſeinen Furor zu weiſſagen berüchtigt.

Ungeachtet er unendliche Beyſpiele vor ſich hatte, wie ſchlecht die Propheten in dieſer ungläubigen Welt willkommen ſind, was es für ein undank-

dankbares Martirthum ſey, den Löwen vorgeworfen, in ein Kloak geſtekt, an Pranger geſtellt, oder gar verbrannt zu werden: ſo lies ſich Bruder Johann nicht abhalten, ſeinem Beruf zu folgen.

Wann man ſich einläßt, zukünftige Dinge zu wißen, ſagt ein berühmter Weltweiſe: ſo verſiehet man ſich vor allen Dingen mit einer ehernen Stirne und einem büffelledernen Ruken. Alsdenn ſchaft man ſich einen ohnerſchöpflichen Vorrath von Zweydeutigkeiten an, um die Begebenheiten, ſie mögen ſich wenden, wie ſie wollen, auf ſeine Parthie zu ziehen.

> Diß ſind die rechten Leute. Sie kommen niemals zu kurz, wenn man ihnen nur Zeit läßt, ihre Flöten zu ſtimmen.
>
> Bayle.

Von dieſer Gattung, man mus geſtehen, war Johann von Roquetaillade, genannt Bruder Rupeſciſſa, nicht. Es iſt wahr, daß ihn der Pabſt (Innozenz VI) auf Lebenslang im Schloße Bagnol einſperren lies. Allein hier wars juſt, wo er zeigte, daß ſeine Abſicht weniger auf Offenbarungen gerichtet ſey, als auf Zuſammenſezung ſchöner Fabeln.

Man weiß, daß ihn die Kardinäle von Oſtia und von Auxerre in dieſer ſeiner Gefangenſchaft ei-

gens beſuchten, um den Zuſtand ſeines Hirns zu unterſuchen.

Bey dieſem Beſuch erzälte Bruder Rupeſciſſa folgende Fabel, die ſeinen Nahmen, und ſeine Schwärmereyen merkwürdig gemacht hat.

Das Schikſal des Vogels.

Ein gewißer Vogel wurde ohne Federn gebohren. Die andern Vögel, die ihn ſo ganz nakend ſahen, empfanden Mitleid mit ihm. Sie rupften ſich ihre eigenen Federn aus, um ihn zu kleiden. Die Gröſten waren diejenigen, die ihm die ſchönſten und meiſten gaben. In einiger Zeit war der Vogel beſſer beſiedert, als alle übrigen. Nun wurde er ſtolz. Er trug ſeinen Kamm höher, und wo er ſeinen ehemaligen Wohlthätern eine Feder ausrupfen, oder ihnen einen Fraß ſtrittig machen konnte, ſo that ers. Dieſes Spiel währte einige Jahre: denn der Vogel war ein großer Dialektiker. Diß machte, daß immer der Haufe der Kleinern vor ihm war, der ſich die Federn von ihm geduldig ausrupfen lies, weil der Betrüger bewies, daß ihnen übers Jahr andere, und weit glänzendere dafür wachſen ſollten. Endlich indignirte es den Adler, den Falken, den Geyer und die übrigen mächtigern Vögel. Dieſe hielten einen Rath unter ſich; und man beſchloß einſtimmig, dem Uſurpator die ge-

borgte

borgte Federn wieder abzunehmen, und ihn in den nakenden Zuſtand zurükzuſtellen, worinn er entſprungen war.

Dieſer Vogel iſt die Kirche. Die gröſſern Vögel ſind die Potentaten: die kleinern der gemeine Mann.

Nach der Ueberlieferung des Froſſard, des Lebensbeſchreibers Johannes von Roquetaillade.

Du Pleſſis de Mornay ſagt, der Bruder Rupeſciſſa habe ſich mächtig betrogen. Diß würde er nicht ſagen, wenn er unſere Zeiten erlebt hätte.

Unterdeſſen machte dieſe Weiſſagung zu ihrer Zeit (das iſt ungefähr ums Jahr 1560) groſſes Aufſehen. Man war an die Offenbarungen über den Untergang der Regierungen gewohnt. Die abentheurlichen Schwärmereyen des Savonarola und ſeiner Sekte waren noch in ganz friſchem Geruch. Es fanden ſich Leute, die den Bruder Johann an Thorheit noch zu übertreffen ſuchten; indem ſie ſeine Offenbarung auslegten, und eine vollkommene Analogie zwiſchen ihr und dem ehrwürdigſten Text der heiligen Offenbarung Kap. XVII fanden.

Gewiß, man mus ſich nicht wundern, daß die Propheten, von des Bruder Rupeſciſſa Gattung, Beifall finden. Diejenigen, welche die öfentlichen Unordnungen rügen, welche predigen, daß die Gottheit bereit iſt, das unterdrükte Volk zu rächen, die Ausſchweifung, den Stolz, den Geiz der Groſſen zu züchtigen, machen ſich die Urtheile der Menge natürlicherweis ſo günſtig, daß ſich das Publikum von ſelbſt beeifert, dem Buchſtaben zu helfen, und Alles, was ſich ereignet, zur Ehre der Weiſſagung auszulegen.

Uebrigens, ich habe es in den **Chronologen** bereits geſagt, wie wenig gehört dazu, eine Weiſſagung, ſie ſey auch von welcher Farbe ſie wolle, zu wagen? Die Erde iſt ihrem phyſiſchen Bau nach zu ſoviel Uebeln angelegt, daß Krieg, Peſt, Erdbeben, Feuersbrünſte gleichſam periodiſch miteinander abwechslen müſſen: und vermög ihrer ſittlichen Haushaltung zu ſoviel Revolutionen, daß Thronerſchütterungen, Steigen und Fallen, im Syſtem der Völker, ſo wie Ebbe und Flut, ihr angebohren ſind.

Es braucht alſo nichts, als ein geringes Maaß von Kenntniß in der vergangenen Geſchichte, um von der zukünftigen ungefähr zu urtheilen.

Und

Und in der That haben die verwegenen Köpfe, die ſich an die Seite jener heiligen Seher des alten und neuen Teſtaments drängen, mehr gethan?

> Domus eſt, in eam ingreſſus Amphia-
> raus
> cum noctem unam obdormiſſet, ſtatim
> divinare
> coepit, cum ante indoctus plane fuiſ-
> ſet. . . . .

Er gieng in ein Haus, eben ſo unwiſſend in zukünftigen Dingen als ein Anderer; ſchlief darinn, und gieng des andern Tags wieder heraus, mit einer Weiſſagungsgabe beſeelt, ſo gut wie andere.

Pauſan.

Worinn beſtund dieſe Gabe?

> . . . Rudis indigeſtaque moles;
> Nec quicquam niſi pondus iners, con-
> geſtaque eodem
> Non bene junctarum discordia ſemina
> rerum.

Ovid.

Einen unverſtändlichen Wirrwarr daher zu machen.

Diß iſt die einförmige Geſchichte aller Propheten ſeit dem Tode eines heiligen Johannes. Nichts iſt gewißer, als daß man ſich nicht ſcheuen darf, ganz keck vorzutragen, was einem im Kopfe rappelt, wofern man nur die Geſchiklichkeit hat, ſich in die Leidenſchaften der Zeit zu ſchiken. Man wird die Klugen und die Spötter niemals auf der Seite haben; aber man wird Anhänger haben, welche dieſe übertreffen.

Der kleine Haufe der Weiſen iſt niemals der Schiedsrichter des Kredits.

Ueber

Ueber das phyſiokratiſche Syſtem.

Ein Beitrag.

Vom Verfaſſer der ökonomiſchen und kameraliſchen Tabellen. (Springer)

Die Chronologen haben die Ehre, die Urſchrift gegenwärtigen Aufſazes zu beſizen. Ihnen wurde ſie gewidmet. Wann auch nicht der Nahme des Verfaſſers, ſchon an ſich ſelbſt, den Gegenſtand empfehlungswürdig machte: ſo mußte es noch ein beſonderer Grund für ſie werden, demſelben einen Plaz zu weihen, da der Herr Verfaſſer ihn für ſein Teſtament in dieſer Materie erklärt.

Hierdurch wird dieſes Stük gleichſam zu einem Monument, deſſen Hinterlage unſern Blättern Vorzug erwirbt.

Ein ſehr perſönlicher Umſtand, den wir nicht übergehen dörfen, iſt hiebey der: daß der Herr Verfaſſer den Aufſaz

den Herren

Buſch, Dohm, Fürſtenau, Iſelin,
Schlettwein,

zugeeignet hat. Die Empfindung, welche die Chronologen ſich ſelbſt ſchuldig ſind, daß ſie weder von einer dauerhaften noch würdigen Natur ſind, um ſo erlauchte Nahmen zu verewigen, erlaubt ihnen nicht, ſich zu ſchmeichlen, daß man dieſe Zueignung hier an ihrem Plaz finden würde. Diß hat uns bewogen, von gegenwärtigem Aufſaz einen beſondern Nachdruk, an deſſen Spize die Zueignung des Herrn Verfaſſers an beſagte Gelehrten ſtehet, im Verlag der Felseker'ſchen Handlung zu Nürnberg zu veranſtalten.

Auf dieſe Art ſey dem Herrn Verfaßer, ſeinen Freunden und dem Publikum Rechenſchaft von der Aufmerkſamkeit unſerer Pflichten gegeben.

* * *

Es iſt kein Zweifel, daß das phyſiokratiſche Syſtem des reinen Gewinſts alle Arten der Auflagen an phyſiſcher und moraliſcher Vollkommenheit übertrift, die man je gekannt hat, und die Einrichtung dieſer Schazung, von ſo weitläufigem Umfang ſie auch ſeyn würde, durch Unverdroſſenheit und Ei-

fer

ſer doch eben ſowohl möglich zu machen iſt, als ſo manche andere verwikeltere Arten der Beſteurung, beſonders Vermögensſteur möglich und wirklich gemacht worden ſind, davon wir in großen Reichsſtädten und fremden Staaten die Beyſpiele vor uns haben.

Aber dabey mögen wir ja nicht aus der Acht laßen, was unſere franzöſiſche Kameraliſten von der Regierungsform ſagen, die ſie unbedingt fordern, wenn das Syſtem in der Ausübung mit Nuzen Plaz finden ſoll.

Sie fordern eine uneingeſchränkte erblich monarchiſche Regierung, ſchließen alſo die eingeſchränkten, die Wahlmonarchie, die Ariſtokratie, die Demokratie, und alle übrigen Arten und Spielarten von Regierungsformen aus. Das iſt eine Forderung, die in Deutſchland nicht befolgt werden kan.

So monarchiſch, als ein König in Frankreich, herrſcht ein deutſcher Kaiſer nicht, über deſſen Regierungsform, und ihren Nahmen die Gelehrten durch Jahrhunderte geſtritten haben, und ſtreiten werden. So viel Ausnahmen von der monarchiſchen Regierung des Kaiſers, eben ſoviel Glieder zur ariſtokratiſchen Kette. Und ſo manche Glieder dieſer Kette, ſo manche Verſchiedenheiten an Weſen, Beſtimmung und Wirkungskraft. Eine andere

Regierungsform und Gewalt über die verſchiedenen Einwohner des Lands, beſonders über den Adel und die Geiſtlichkeiten, die in dem mittlern und niedern Deutſchland den gröſten Theil des platten Lands beſizen, hat der Herzog, der Graf, der Reichsritter, die Reichsſtadt, das Reichsdorf; eine andere der Biſchof, der Groſtmeiſter, der Abbt, die Abbtiſſin, die Reichsnonnen, je nachdem eines Jeden Unterthanen oder Landseinwohner, nach Verſchiedenheit ihrer Stände, mehr oder weniger ihrem Herrn hold, treu und gewärtig zu ſeyn, verfaſſungsmäſig ſchuldig ſind.

Dann welchem von uns iſts nicht bekannt, was für eine zahlreiche Verſchiedenheit von mitregierenden groß- und kleinen Weſen in jedem deutſchen Lande angetroffen wird, die Glieder ſogenannter Landſchaften vorſtellen und durch ihre Einwilligungsſtimmen entweder Theil am Ruder führen, oder durch ihre Widerſprüche die Maaßregeln der Regierung reformiren wollen.

So viel Klöſter und Chorſtifte (was man den Clerum ſecundarium nennt,) ſo viel Univerſitäten, ſo viel Junkern und Landadel, ſo viel Burgermeiſter und Stadtſchreiber von Landſtädten, ſo viel Sprecher der Kaufmanns- und Gewerksſtände ꝛc. ꝛc. ꝛc. ſo viel Ausnahmen von der uneingeſchränk-

ſchränkten Regierungsform. Wo auch die Landſchaftsſyſteme in einzelnen Orten eingeſchlafen, da iſt eben deswegen um ſo viel mehr Behutſamkeit nötig, um durch monarchiſche Anſtalten ſie nicht wieder aufzuweken.

Und außerdem ſind noch viel andere Ausnahmen von der Monarchie in Bereitſchaft, die ſelbſt in den Häuſern der Regenten ihren Urſprung haben, wann die Prinzen und Vettern entweder Theil an den Ländern, oder Theil an der Regierung wirklich haben oder zu haben verlangen, und mit dem Regenten an den Reichsgerichten im Streit liegen, auch wohl einen Theil der Unterthanen auf ihrer Seite haben, die da wohl wißen und aus ſo manchen neuern Streitigkeiten der Landſtände und Landesherren gelernt haben, daß wann ein Bürger oder Bauer ſich einbildet, mit Steuren oder Dienſten überladen zu ſeyn, und nicht alſofort, nach ſeinem Wunſch entladen wird, er mit oder ohne Hilfe der Landſchaft mandata de non gravando inſolitis exactionibus, vectigalibus, operis, de relaxando arreſto &c. &c. wegen ſeinem Regenten erlangen kan.

Wann man nur die Landtagsabſchiede der gröſten wie der kleinen deutſchen Länder mit flüchtigen Bliken durchſchauet, ſo erſtaunt man, was für ob-

rigkeitliche Befugniße darinn ihre wirkende Kraft erhalten, die ſie ſonſt nicht hatten, da der Landsregent kein Mandatum ſine clauſula, keinen Arreſt, keine Pfandung in ſeinen Juſtizcollegien erkennen, keine Policeyordnung geben, keine Acciſen, Trankſteur ꝛc. ꝛc. ausſchreiben oder erhöhen, ſeine Jagden nicht nach ſeinem Gefallen ausüben, ſeine Dienſt und Frohnen nicht nach Nothdurft einfordern, gewiße Stände nicht mit Zoll belegen, den Adelichen die Jurisdiction auf ihren Gütern nicht nehmen ꝛc. ꝛc. kan: ohne hierüber mit ſeiner Landſchaft ſich erſt theils über die Regel, theils über die Ausnahmen, verglichen zu haben.

Wie iſts da möglich, nur in einem einzigen Lande durch die obrigkeitliche Gewalt zu fodern, daß die Beſizer der Ländereyen, die bisher, wie meiſt in Deutſchland üblich iſt, von allen Früchten den Zehenden auf dem Felde zurükgelaſſen, und theils noch gewiße mäßige Steuren und Abgaben entrichtet haben, nun ſtatt des zehnten Theils und der Abgaben, vielleicht den 4ten, 5ten oder 6ten Theil zurüklaßen ſollen?

Das würde bey aller Beredſamkeit, die dabey zu Hilfe genommen werden wollte, um den Unterthanen die Befreihung von allen andern Abgaben ſehr angenehm und ſinnlich zu machen, ſie geraden

Wegs

Wegs zur Empörung, oder wenigſtens an die Reichsgerichte, führen, wo ſie ungehört nicht würden entlaſſen werden.

Soviel praktiſche Schwürigkeiten ſtehen dem phyſiokratiſchen Syſtem entgegen, wenn es ohne einige Aenderung auf unſern deutſchen Boden verpflanzt werden will. Dann ob es in Frankreich leichter, oder eben ſo ſchwehr auszuführen ſtehe, darauf will ich mich gar nicht einlaßen.

Nichts iſt mit ſo gefährlichen Schwürigkeiten verknüpft, als die Veränderung der Auflagen, wann nicht eine wahre Verminderung der offenbare und ohnverdächtige Grund dazu iſt. Man verſuche es, in einem Land, wo die gewöhnlichſten Vermögensſteuren eingeführt ſind. dieſe abzuſchaffen und dagegen die Accise einzuführen: oder umgekehrt, wo die Accise einmal eingeführt iſt, dieſe wieder aufzuheben und die Vermögensſteur herzuſtellen.

Der Mann, der dem Regenten die Anſchläge dazu gäbe, würde keine Stunde ſeines Lebens ſicher ſeyn. Steuren und Religion ſind zu aller Zeit die Klippen der Freiheit und die Loſung des Aufruhrs geweſen.

Hät-

Hätten die Landvögte der Schweiz nicht bey den Auflagen angefangen, ſo wär nie eine Eidgenoſſenſchaft entſtanden. Hätte der Herzog von Alba nicht die Sache durch Contribution und Brandſchazung übertrieben, ſo wäre der Utrechter Bund und der ganze holländiſche Freyſtaat nie entſtanden, Prinz Moriz nicht Statthalter, und die unüberwindliche ſpaniſche Flotte nicht überwunden worden. Wäre Amerika von Auflagen mehr verſchonet worden, ſo wäre nun ſtolzer Fried in demſelben Welttheil.

Die deutſchen Fürſten und Stände haben aus dieſer Beobachtung ſogar ein Grundgeſezz gemacht, welches jene beyden Gegenſtände, **Religion** und **Steuren**, dergeſtalt dem freyen, ungezwungenen Willen der einzelnen Reichsſtände unterwirft, daß auch die Mehrheit nichts darinn beſchließen kan, ſondern Alles durch gütliches Einverſtändniß aufgerichtet werden mus. Ein Saz, der nicht nur in Sachen des Reichs und der verſammelten Stände, ſondern auch in einzelnen Reichsländern bey Collegien und Verſammlungen längſt herrſchend geworden.

Um Auflagen nach Gefallen auszuſchreiben, dazu gehört ein Grad des demokratiſchen Vertrauens, den **Zinzendorf**, **Paoli** und **Washington** erreicht hätten, keiner unſerer Regenten aber erreichen

chen noch zu erreichen verlangen wird: dann ſobald der Regent der Bruder des Bürgers wird, dann hört der Begrif des Regenten auf, dann hören Steuren und Auflagen auf; dann iſt der Fürſt der erſte Bürger im Staat, und hat darinn nicht mehr zu befehlen, als der Präſident in einer gelehrten Geſellſchaft oder der Grosmeiſter in der Freymäurerloge.

Wann erſt das Volk ſoviel Vertrauen zu ſeinem Regenten hat, daß er Religion, Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Billigkeit, Weisheit, Menſchen- und Vaterlandsliebe habe, dann ſind alle Auflage-Syſtemen gleichgültig; dann iſt die bloße willkührliche Collectation, ohne Eid, wie in Genf, Bremen rc. rc. allein hinlänglich, alle Summen, ohne Zwang, aufzubringen, die zur Unterhaltung des Staats erfoderlich ſind. Jeder Repartitionsfuß, er heiße der phyſiokratiſche, theokratiſche; er gründe ſich auf die Köpfe oder auf die Schornſteine, auf die Klauen des Viehes, oder auf die wirkliche mögliche Conſumtion, wird gleiche Wirkung haben, wann einem jeden einzelnen Contribuenten freyſteht, nach eigener Empfindung ſeines zu- oder abnehmenden Vermögens, mehr oder weniger zum gemeinen Beſten beizutragen.

Und

Und dann iſt auch kein Zweifel, daß wann die Adminiſtration irgend von einem ſehr genauen Controll der Erndten einen wahren Nuzen hoffen kan, der haubtſächlichſte darinn beſtehe, oder zu beſtehen ſcheine, dardurch auf die Verbeſſerung der Kultur und der Nahrungsartikel ſpekuliren, und den Befund dem Publikum oder den Repräſentanten deſſelben, ſie heiſſen nun Landſchaft, oder Domkapitel, oder Ritterſchaft, oder Landwirthſchaftsſocietät ꝛc. ꝛc. mittheilen zu können, die reine Profitſteur ohne Schwürigkeit ſich werde einführen laßen, wann anders die Sache nicht überſchnellt und durch obrigkeitliche Verordnungen und ſtrengen Gehorſam nicht erzwungen werden will, was in einer etwas längern Zeit ohne Zwang von ſelbſt erfolgen kan.

Soviel könnte ſchon genug, zur Ueberzeugung, ſeyn, daß ich meinen dem phyſiokratiſchen Syſtem ſchon vorlängſt gegebenen Beyfall zurükzunehmen noch keine gegründete Urſache habe. Es ſey mir erlaubt, mich über jenen Beifall, den ich nur mit allgemeinen Worten unbeſtimmt ausgedrukt hatte, hier näher zu erklären, wann ich dem Leitfaden der neueſten Fürſtenau'ſchen Schrift folge, die den Titel hat: **Verſuch einer Apologie des phyſiokratiſchen Syſtems.**

Es

Es giebt nur einen Weg, auf welchem die ausſchließliche Beſchazung der Landeigenthümer zu vertheidigen ſtehet. Die ganze Conſumption des Lands müßte nähmlich durch die Hände des Landeigenthümmers gehen. In ganz patriotiſchem Verſtand müſte aber auch gar keine andere Conſumption erlaubt werden, als von innländiſchen Erzeugnißen. Und wann auch Anfangs oder in der Folge, dieſes nicht ſobald möglich zu machen wäre, ſo müßte doch wenigſtens alle fremde Importation durch die Hände des Landeigenthümmerſtands gehen, und dann möchte dieſer den von einem ſolchen Trafik erlangenden Vortheil an ſeinem Landwirthſchaftsaufwand abziehen, wordurch der reine Gewinſt um ſo viel größer werden müſte, je geringer auf dieſe Art der Aufwandsabzug werden würde; und das wäre der Fall, da auch auswärtige und andere, auſſerhalb der Erde und ohne dieſelbe erzeugte Artikel unter dem reinen Ertrag der Erde mitbeſteuert werden könnten.

Allein! Welch unermeßliche Schwürigkeiten würden ſich bey der Ausführung anhängen? Wer in Domänen- und Landwirthſchafts- in Steur- und Schazungsſachen ſelbſt gearbeitet hat, welches mein Fall iſt, der kan mit Ueberzeugung wiſſen, wie öfters der ſchönſte und vortreflichſte Plan ſeinen Werth blos deswegen verliert, weil die Ueberwindung

dung der Schwürigkeiten entweder gar nicht mög⸗lich, oder mit Koſten und Schaden verknüpft iſt, die den Werth des Vortheils, welcher damit erlangt werden ſoll, weit überſteigen.

Wie iſts möglich, von jedem einzelnen Stük Landes den genauen Ertrag, rein und unrein zu⸗ſamm zu finden, ohne eine eigene Commiſſion zu beſtellen, die zu jeder Erndezeit ihre Knechte in den Feldern herumſchweifen läßt, um ſo oft ein Stük gemähet, oder in Garbenbündel oder Butten geſammelt iſt, ſolches abzuzählen, die Ungleichheit der einzelnen Garben, Bündel, Butten, und die dabey gewöhnliche Unterſchleife zu prüfen, zu ſtra⸗fen, abzuſchaffen, und den wahren Befund anzu⸗ſchreiben.

Wer da geſehen hat, was für beſchwehrliche und doch immer unzuverläßige Anſtalten bey der Ze⸗hendſammlung gemacht werden, theils um die Ab⸗fuhr der Ernden aus dem Acker zu verbiethen, ehe der Zehendzähler herbeygerufen iſt, theils um die Zehendzähler in Ordnung zu erhalten, daß ſie ſich finden und herbeyrufen laßen, theils um den Be⸗trügereyen vorzukommen, die da begangen werden, um die zehnte Garbe, Butte ꝛc. ꝛc. zu bezeichnen, und dabey kleiner und geringer als die andern zu machen, theils um das, was die runde zehnte Zahl

am

am Ende des Ackers in einzelnen Garben rc. übertrift, nicht verlohren gehen, ſondern auf einen andern Acker deſſelben Eigenthümers fortzählen zu laſſen, wordurch aber der diſtinkte, genaue Ertrag jedes einzelnen Ackers confundirt wird.

Wer da weiß, was für Mißbräuche vorgehen, um vor der Weinleſe, aller ſcharfen Bewachungsanſtalten ungeachtet, ſo viel Trauben auszuſchneiden und zu verkaufen, als öfters bey der wirklichen Weinleſe kaum noch übrig ſind; weiß, was für Gartenfrüchte in die Weinberge eingebauet und von Zeit zu Zeit nach Bedürfniß daraus genommen werden; weiß, wie viel Früchte blos in der Abſicht gebauet werden, um ſie nicht reif werden, ſondern als unreif zur Viehefütterung gebrauchen zu laßen; weiß, wie mannigfaltig die Ernden der Gärten und des Obſts ſind, die alltäglich einen Controlleur erfodern würden, um zu bemerken, was für Obſt geſchüttelt, was für Beere gepflückt, was für Wurzeln, Rüben und Zwiebeln gezogen, was für Kuchen- und andere Kräutter und Kohle gebrochen, geſchnitten, was für mißrathene Pflanzen und Saamen umgegraben werden; weiß, was bey troknen oder naßen Jahren, bey Gewitterſchäden, die Früchten und die Aeker für Schaden leiden können, die auf halbe Jahrhunderte hinaus das Land abwürdigen, wann nicht außerordent-

dentlicher Fleiß des Beſizers und gute Vermögens-umſtände deſſelben dieſen Fall mildern und verkürzen; weiß, wie in Ländern, wo die Regenten Liebhaber der Jagden ſind, wo die Haaſen die Gärten, die Wildſchweine die Aecker, und die Hirſche die ſtehenden Früchte verwüſten und vernichten, der Herr des Lands durch ſeine wilden Thiere nicht nur einen Theil, ſondern vielleicht den ganzen reinen Gewinſt ſchon hat verzehren laßen, und wie ſchwehr alsdenn die Berechnung zu machen ſeyn würde, um dem Landsherrn ſeinen Theil an dem wahren reinen Gewinſt, nach Abzug deſſen, was ſeine Hirſche ſchon genoßen oder verdorben haben, zuzueignen: wer dieſes Alles, und noch Mehr, das ich hier, um das Regiſter nicht zu lang zu machen, nicht erzählen will, aus Erfahrung weiß, der wird mir auch gern den Saz verwilligen, daß, den reinen Ertrag mit Genauigkeit und Billigkeit zu beſtimmen, eine moraliſche Unmöglichkeit ſey; noch mehr, daß ſogar, wann auch dieſe Unmöglichkeit nicht im Weg ſtünde, ſondern, mit viel Mühe und Beſchwehrlichkeit, die wirkliche Beſtimmung zu finden wäre, doch der Nuzen, der damit erreicht werden möchte, bey weitem den Schaden nicht vergüte, den die fürſtliche Kammer dabey unvermeidlich leiden würde.

Es

Es würde ihr gehen, wie es faſt allen Kammern gehet, wenn ſie zuweilen in den Fall kommen, einzelne Domänen, beſonders Zehenden, ſelbſt adminiſtriren zu laßen, und nicht ganz von dem Eigenſinn und Stolz der Pächter abzuhängen, wo ſie faſt immer verlieren und zuſchießen müßen. Der Verwalter würde Rechnungen machen, die nicht nur keinen Ueberſchuß, ſondern noch Zuſchuß beweiſen, und bey der ſtrengſten Unterſuchung würde ſich ſogar finden, daß er als ein ehrlicher Mann dabey gehandelt, und nichts unterſchlagen habe: welches alles davon herkommt, daß nach einer alten Weiſe der Väter eine und dieſelbe Sache gar ungleich mehr Aufwand erfodert, wenn ſie auf Koſten des Regiments, als wenn ſie auf Koſten des einzelnen Soldaten verfertigt wird.

Man verſuche es nur in einer Privathaushaltung, ſich ſeine Leinwand zur Bedürfniß auf ein Jahr ſelbſt aus dem Saamen anzuſchaffen, und behandle Alles, beſonders die Arbeiten, mit der wirthſchaftlichſten Genauigkeit, kaufe den Lein, miethe den Acker, dünge ihn, laſſe ihn zur Saat zurichten, beſäen, bearbeiten, den Flachs raufen, röſten, dörren, brechen, hecheln, ſpinnen, weben, bleichen ꝛc. ꝛc. und vergleiche alle dieſe Aufwände mit dem Preiſe eben derſelben Leinwand, die uns ganz ferttig und weiß zu Kauf in das Hauß gebracht wird: ſo wer-

den wir finden, daß unſere eigene Leinwand uns noch einmal, oder doch um die Helfte, höher zu ſtehen komme, und wir oben drein unſere eigene Zeit verliehren, die wir anwenden, um überall die Aufſicht zu führen, damit Alles richtig und ordenlich zugehe.

Sobald nun der Bauer oder Landmann in den Fall kommt, daß er ſeinem Herrn Rechnung von ſeinen Produkten thun ſoll, wie hoch ſie ihm zu ſtehen kommen: ſo iſt er auch ſinnreich genug, die Rechnung ſo zu machen, daß nur ſelten ein reiner Profit, und hingegen öfter Schade herauskommen wird.

Und wer wird alsdenn über dergleichen Rechnungen Richter ſeyn? Schweder, Polack, Bennekendorf? Da würde erſt die juriſtiſche Rechenſchul ein neues wichtiges Studium werden: und den Herren, die dabey Recht ſuchen, würde es gehen, wie den Autoren, die mit ihren Verlegern ſich in eine ähnliche Societät einlaßen wollten. Dieſe würden ſoviel Pappier, ſoviel Zinnſen vom Kapital, ſoviel Drukkoſten, Gewölbzinnß, Fracht- und Meßkoſten ꝛc. ꝛc. ꝛc. anzurechnen haben, daß der Autor lebendig überzeugt werden müſte, daß kein Gewinn zu theilen übrig bleibe.

Jenes Beyſpiel vom Flachs iſt nicht ſo indivi- duell, daß es für meinen Saz nichts beweiſen ſollte: es giebt Erdfrüchte genug, die noch vielmehr Arbeit erfodern als der Flachs, und dann kommt es auch nicht immer auf den Unterſchied der Früchte an, ſondern viel andere Gegenſtände und Zufälle können den reinen Profit ſo verzehren, daß auch bey der beſten Ernde doch nichts zu theilen übrig bleibt.

Es kan ein Frühlingsfroſt auf den geſchmolzenen Schnee die Saaten verderben, und der Landmann iſt gezwungen, ſie unterzupflügen und eine Sommerfrucht darauf zu beſtellen, die gut gedeihet. Es kan die Saat wohl gedeihen bis zur Ernde: der Aker iſt aber in einem Land, wo das Wild gehegt wird, der Gefahr des Wildſchadens ausgeſezt, und mus mit ſchwehren Koſten nicht nur eingefaßt, ſondern auch gehütet werden.

Noch mehr, die Frucht wird glüklich geerndet: der Aker oder Weinberg liegt an einer Höhe; nach der Ernd kommt eine Ueberſchwemmung und entführt die ganze fruchtbare, im vorigen Jahr erſt gedüngte und gebeſſerte Oberfläche. Die ganze Ernde iſt nicht hinlänglich, die Anſchaffungen zu bezahlen, um den Schaden gut zu machen.

Kan hier mit reinem Gewißen dem unglüklichen Landmann ein Theil ſeines reinen Profits genom-

nommen werden? Man wird vielleicht ſagen, daß dieſer Zufall zum folgenden Jahr gehöre und mit der glüklich eingebrachten Ernde nicht zuſammenhänge: aber der Landmann wird antwortten, daß bey der Landwirthſchaft in jeder Stunde des Jahrs Saat oder Ernde da ſeyn, und daß entweder jeder Aker eines guten Wirths nach der Ernde noch eine Herbſtfrucht tragen, oder zur Brach bearbeitet werden müße; und daß eines wie das andere zum ganzen Ertrag gehöre, der alſo gehindert wird, wann nach der erſten Erndte eine Abflöſung der gedüngten Erde einfällt, folglich weder eine zwote Frucht gebauet, noch die Brache beſtellt werden kan.

So ſchwehr hält es für einen Regenten, einen reinen Profit bey der eigenen Adminiſtration zu finden. Der ſcharfſinnigſte, der aufmerkſamſte Kammerpräſident, Kammerrath, Oekonomierath, Kontrollor, mit dem beſten Vorſaz, mit dem redlichſten Herzen müſſen am Ende des Jahrs bekennen, daß mit Fleiß, Sorgfalt, Aufmerkſamkeit, Spahrſamkeit gewirthſchaftet und doch nichts gewonnen worden.

Davon liegen die Urſachen ſowohl in der mathematiſchen Rechnung der Nuzungen und der Aufwände, als auch im Unterſchied der Induſtrie beym

Ver-

Verwalter und Eigenthümer, wobey die bekannte Geſchichte des ungerechten Haushalters aus dem Evangelium miteinſchlägt.

Eben dieſelbe Adminiſtration derſelben Domäne dem Pachter überlaſſen, oder dem Hausvater eigenthümlich abgetretten, dann wird erſt, wann ſie die Wirthſchaft verſtehen, reiner Profit ſich ergeben. Dann werden aber auch Aufwände nicht gerechnet, die der Fürſt bezahlen müßte: für eigenen Fleiß, für ſeine Arbeit, für ſeine Aufſicht, für die Arbeiten ſeiner Kinder rechnet der Pächter, der Hausvater nichts, ſeine Koſt iſt mäßig und ſein übriger Aufwand ſpahrſam. Was er daran ſpahrt, das erhält er ſich an Geld oder an Vorräthen: was aber der Verwalter ſpahrt, das ſpahrt er dem Herrn, und ſo oft der Bauer mit dem Herrn in den Fall kommt, den reinen Gewinſt der Ernden zu theilen: ſo iſt er des Herrn Verwalter, und handelt und rechnet bey dieſer Theilung wie ein Verwalter oder Haushälter.

Ich läugne aber hiebey keineswegs, daß nicht doch ein Frucht-Theilungsſyſtem praktiſch möglich und auch, nach Umſtänden, gut ſey. Nur kan ich damit nicht einig ſeyn, daß das ganze Auflagenweſen eines Landes darnach umgeformt werde.

Ich werde beſſer unten noch Gelegenheit haben, aus einem anſehnlichen deutſchen Land ein Beyſpiel beizubringen, daß die phyſiokratiſche Erndetheilung ſchon im vorigen Jahrhundert üblich geweſen, und noch iſt, ehe noch Gournay und Quesnay und Mirabeau exiſtirt haben.

Hier laſſen wir den Leſer Athem ſchöpfen. Die Folge kommt im zweiten Heft gegenwärtigen Bands.

Der Ueberfall von Jerſey.

Eine Kriegsanecdote.

Der Ueberfall, den wir unter der Anführung des Baron Rullecourt auf die Inſel Jerſey unternehmen ſahen, ſoll in ſeiner Gattung kein Beyſpiel haben ? So behauptet eine franzöſiſche Zeitung.

In allweg liegt es in der Geſchichte — in welcher? — in der Geſchichte der Flibuſtiers.

Ohne öfentliches Patent, auf eine bloße Partikular-Spekulation, mit einem aus dem Pöbel, von den Galeeren und Kerkern, herausgezogenen Trupp auf eine Unternehmung ausgehen; glüklich ſeyn; bey der Ausführung alle Regeln des Kriegs- und Völkerrechts zu Boden tretten; ſich einen Augenblik behaubten; und auf eine eben ſo ausſerordentliche und ſchimpfliche Art wieder abziehen müſſen, wie man ankam: iſt genau der Fall eines **le Grand**, eines **Olonois** ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Es verdrüßt mich, daß man einen Plaz für dieſe Anecdote in der Geſchichte ſucht; indem man die Geſchichte der Flibuſtiers hat. Sie gehört nicht unter die Coups de Main, welche die Theorie unſerer ausgebildeten Kriegskunſt genehmigt, welche ſie zu den Meiſterſtüken eines tüchtigen Offizirs zält: ſie gehört zu jenen Kriegsgeſchichten, denen man in ſpaniſch-America den Titel Iſtoria de los Ladrones gegeben hat.

In der That, ſo nennt man, nach dem Zeugniß des Hereira die Geſchichte der Anfälle, welche die weſtindiſchen Inſeln bisweilen von den im ſiebenzehnten Jahrhundert ſo berühmt gewordenen Flibuſtiers erfuhren.

Vera-Crux, Panama, Portorico, San Catharina, Carthagena, Chagra ꝛc. ꝛc. ſpielten verſchiedenemal die nehmliche Rolle, die die Inſel Jerſey vor 6 Wochen ſpielte.

Allein, welche Nation iſt in Europa, die ſie nicht ſpielte? Jene Gothen, jene Franken, jene Hunnen, die Cäſars und Alexanders ſelbſt, waren ſie mehr als die Vorgängere der Flibuſtiers? Und die heutigen Kapers, ſind ſie weniger als ihre Fortſezer?

Licht

Licht und Schatten.

Vor einigen Wochen wurde mir von unbekannter Hand folgendes zugeſchikt.

„Man mus ſich wundern, daß man unſer Zeitalter das erleuchtete nennen, und aus ſoviel Thatſachen nicht einſehen will, daß wir noch zimlich weit vom Ziel der Erleuchtung unſers Volks — wir wollen unter Volk doch wohl nicht einige einzelne klarſehende Köpfe verſtehen — entfernt ſind.„

„Vom Regenten bis auf den Schweinhirthen, vom Miniſter bis auf den Kutſcher, der ihn fährt, vom erſten Geiſtlichen bis zum Klingelbeutelträger, ſind ſo viel Schattirungen von Aberglauben, Thorheit, Verſtandsfinſterniß zu ſehen — verſteht ſich für den, der ſehen kan und will; daß man nicht einen Augenblik anſtehen ſollte, von der herrſchenden größern Parthey zu ſagen: Jahrhundert der Dummköpfe, der Imbecillen ꝛc. ꝛc. ꝛc.

„Religion, die große Segnerin der Nationen, iſt gröſtentheils bey uns etwas weniges mehr als

En⸗

Superſtition, Grille, Zerimonie — nicht praktiſche Regel der Glükſeligkeit. Aenderung einer ſchaalen Liturgie, eines verſtandleeren Ausdruks in Geſängen iſt bey den Meiſten, die Religion affigiren, Verſtoß gegen die allerheiligſte Gottesverehrung. Ihrem Vorgeben nach liegt am Ausdruke eines alten Kirchenlieds das Seelenheil der Menge; und ein veralteter, vernunftleerer Gedanke iſt nicht ſelten eine Gottesoffenbahrung für ſie.„

„In vielen Provinzen Deutſchlands hat man den weiſen Entſchluß gefaßt, dem Volk, das kaum deutliche Geſänge verſtehen mag, die alten Kirchenlieder wegzunehmen, und ihm gute, deutliche, dem vernünftigen Gottesdienſt angemeſſene Geſänge in die Hände zu geben. Gott weiß, mit wie vielem Kampf es geglükt ſeyn mag!„

„Mich intereſſirte die Ausführung dieſer guten Abſicht in den **preußiſchen** Staaten vorzüglich, die vor einiger Zeit der würdige Miniſter **von Zedliz** veranſtaltet hatte. Er hat eine vortrefliche Sammlung dem vernünftigen Gottesdienſt angemeſſener Kirchenlieder von ehrwürdigen Männern beſorgen und bekannt machen laßen, daß die einförmige Einführung dieſes neuen Geſangbuchs unter den proteſtantiſchen Glaubensgenoßen des preuſſiſchen Reichs mit Anfang des 1783ſten Jahrs geſchehen ſollte.„

Wie

„Wie viel Abſcheu und Bewegung dieſe Anſtalt — nicht blos unter dem Volk, nein, bey den Ständen von Kondition ſelbſt — erregt hat, das kan man nicht glauben.„

„Ich wohne ſeit einigen Jahren in einer Stadt, *) wo man den診Haupttheil der Einwohnere als vernünftige Religionsdiener vermuthen ſollte. Aber mit Erſtaunen mus ich bekennen, welche hirnloſe Urtheile man über das neue Geſangbuch durchgängig gefällt hat.„

„Selbſt in Berlin, dem Ort, den man ſo ungläubig ſchildert, haben einige Gemeinden beym Könige ihre unmittelbare Beſchwerden über die vorhabende Anſtalt eingebracht: und ſie haben jene Erhörung gefunden, die der berühmten Weisheit und Toleranzgeſinnung dieſes großen Monarchen gemäs iſt.„

„Hier iſt die Antwortt des Königs auf das Memorial der Gemeinden zu Berlin, ausführlich.„

Seine Königliche Majeſtät von Preuſſen, unſer allergnädigſter Herr, kennen den

*) Der Herausgeber glaubt es für eine der Erwartung des Herrn Verfaſſers entſprechende Aufmerkſamkeit halten zu dörfen, daß er den Nahmen der Stadt, den der Leztere auszudrüken beliebt hat, hier weggelaßen.

den Werth einer vernünftigen Toleranz in Religionsgebräuchen zu genau, um auf die von einigen hieſigen Gemeinden, unterm 14ten diß angegebene Neuerung Rukſicht zu nehmen, noch weniger dagegen zu verordnen. Höchſtdieſelben haben es Sich vielmehr aus völliger Ueberzeugung, daß es die Pflicht eines jeden guten Landsherrn und Vaters iſt, zum unveränderlichen Geſezz gemacht, jedem Unterthanen völlige Freiheit zu laſſen, zu glauben, und ſeinen Gottesdienſt zu verrichten, wie er will: nur, daß ſeine Lehrſäze und Religionsübungen weder der Ruhe des Staats noch den guten Sitten nachtheilig ſeyn müßen.

Höchſtdieſelben wollen dahero auch, daß in Dero Kirchen kein Zwang in Anſehn des Katechismus und Geſangbuchs herrſchen, ſondern jede Gemeinde hierunter ganz freye Hände haben und behalten ſoll.

Vermuthlich iſt der neue Katechismus, ſo wie das neue Geſangbuch verſtändlicher, vernünftiger und dem wahren Gottesdienſt angemeßener, weil ſo vie-

viel andere Gemeinen, bey welchen ſo manche in allgemeinem Ruf ſtehende erleuchtete Männer dienen, denſelben den Vorzug eingeräumt haben.

Gedachte vier Gemeinen können ſich dahero völlig dabey beruhigen, da, wie bereits gedacht, ihnen ſowohl als jedem ihrer Mitunterthanen ganz frey ſtehet, zu glauben und zu ſingen, was und wie er will. Berlin, den 18 Jänner 1781.

Friederich.

Da dieſe Urkunde zu gleicher Zeit in einer öfentlichen Zeitung erſchien, an welche ich ſie von der nehmlichen Hand addreſſirt zu ſeyn glaubte; und da das mir zugeſchikte Exemplar mit einem Apoſtill unter dem allerhöchſten Nahmen des Königs verſehen iſt, welches mir problematiſch ſchien, oder wovon ich wenigſtens hielt, daß es einem Partikulier nachzuſprechen nicht erlaubt ſey: ſo beſchlos ich, mich bey der Beilage derſelben zu begnügen.

Unterdeſſen giebt mir ein ähnlicher Zufall, auf einer neuen Seite, Stof, von dieſem Kommunikat Gebrauch zu machen. Die Zuſammſtellung beyder Thatfälle wirkt ein ſo glükliches Bild von der

Ma-

Natur des Volks und der Herrſchaft der Vorurtheile, daß ich es meiner Unterhaltung nicht entziehen kan.

Sterbliche! Muß man euch immer entweder beſtreiten oder betrügen? *)

Was das Geſangbuch in der Religion iſt, das iſt das Corpus Juris in der Moral: ein widerſinniger Miſchmaſch von Einfällen verſchiedener Schulfüchſe aus verſchiedenen Nationen und verſchiedenen Zeiten: eine Sammlung von Bruchſtüken aus dem barbariſchen Alterthum, die nie zuſammenpaſſen, und die in der Mitte des heutigen Jahrhunderts da ſtehet, wie ein trojaniſches Thor.

Beinahe mus man dem Urheber vorſtehender Betrachtungen Beifall geben, daß unſer Jahrhundert noch weit entfernt iſt, den Ruhm des Vorzugs zu verdienen, den es ſich anmaſſt. Es iſt der höchſte Grad der menſchlichen Thorheit, zu behaubten, daß unſer Geſchmak, unſere Einſichten, unſere Empfindungen, unſere Bedürfniſſe ſich geändert hätten, und gleichwol an den Formularen der Vorwelt zu beharren.

Gab

*) Faut il toujours combattre ou tromper les humaines!

Mahomet. Acte V. Scen. 1.

Gab es in jenem Alterthum, auf das unſere Stuzer mit ſo viel Verachtung herabſchauen, jemals eine Nation, die ſo ſchwach war, das Grundgebäude ihrer Geſezze aus einem Haufen Räthſel zu errichten, die auf gut Glück aus den hinterlaſſenen Werken einiger ausländiſcher, ſophiſtiſcher Rechtsgelehrten zuſammengeſucht, und vom niederträchtigſten und verächtlichſten aller Tiranen *) autoriſirt wurde?

Kennt man mitten im roheſten Zeitpunkt der Vernunft ein mit geſunden Ohren begabtes Geſchlecht, das, nicht zufrieden täglich die elendeſte und geſchmakloſeſte Melodie, die alle Regeln der Muſik und der Natur beleidigt, in einem und eben demſelben melancholiſchen Ton zu wiederholen, noch eigene begrifloſe Lieder dichtet, um ſeinen Kirchengeſang zum abſurdeſten und unerträglichſten aller Gegen-

*) Ueber dieſen Punkt, ſcilicet über das Prädikat, das Juſtian, dem groſſen Erſchaffer der legalen Schikane, nach den Leitſäzen der Geſchichte eigentlich zukommt, werde ich mit dem Herrn Einſender des Briefs an die Chronologen, aus Weſtphalen, 25 Dec. 1780, im folgenden Heft ein Wort zu reden die Ehre haben.

Gegenſtände der menſchlichen Unterhaltung zu machen? *)

Kaum iſts glaublich. Gleichwol liegts vor Augen. Das Moſaik Juſtinians herrſcht eben ſo feyerlich, als die Olla potrida Luthers und ſeiner Gehilfen.

Das Schikſal des Geſangbuchs neben das Schikſal unſerer Geſezze geſtellt, iſt ein Beweis, daß das Naturell des Poebels ſich immer ähnlich ſey. Immer von Schwärmern oder Unterdrükern geleitet zu werden; auf ſeinen Vorurtheilen mit dummen Eigenſinn zu beharren; das Joch der Sclaverey der Wohlthat einer vernünftigen Freiheit vorzuziehen; in allen Fällen das Niedrigſte und Unſinnigſte zu wählen; diß iſts, was er liebt, was er will.

Vergebens ruft ihr ihm zu: So wie ein Geſezz nicht beſſer und ſchöner iſt, als ſo lang es neu iſt:

*) Welches von beiden im lutheriſchen Kult von einer dringendern und weſentlichern Nothwendigkeit ſey: die Verbeſſerung des Texts im Kirchengeſang, oder die Verbeſſerung der Muſik? das iſt eine Prüffrage, die wir beym Tribunal der Kenner und der Zeit hinterlegen.

Die Chronologen.

iſt: ſo kan nichts unbrauchbarer ſeyn, als eure alten.

Vergebens ruft ihr ihm zu: So wie die Harmonie der Seele durch nichts gewiſſer erhoben wird, als durch die Harmonie der Sinnen: ſo ſind euch Geſänge nötig, welche dieſem Grundſaz entſprechen.

Dieſer wankelmütige, unſinnige und niemals nüchterne Poebel hört euch nicht. Die Betrügere die ihm die Binde um die Augen geknüpft haben, verſtopfen ihm die Ohren.

Wann es auf der einen Seite blöde oder boshafte Diener des Altars giebt, die ihrem Ehrgeiz, ihrer Leidenſchaft oder ihrer Einfalt zuträglich finden, bey jeder Bewegung der Hand, die man an die Verbeſſerung des äuſſerlichen GOttesdienſts legt, zu rufen, man wolle das Heiligthum der Religion ſtürzen; giebts auf der andern nicht liſtige und verrätheriſche Juriſten, die bey der mindeſten Mine, das Geſezz zu erleuchten und Mißbräuche abzuſchaffen, aufſchreyen, daß Freiheit und Staat in Gefahr ſtehen?

Die Geſchichte hat uns in gleichem Augenblik von Beyden ein Beyſpiel gegeben.

Während man im Brandenburgiſchen ein verbeſſertes Geſangbuch einführen; während das erleuchtetere Oberkonſiſtorium zu Berlin die billigſten und klügſten Schritte thut, dieſe Abſicht zu unterſtüzen, und den Geiſt des Publici einzulenken; während auf die unvermutheten Widerſprüche des leztern der Monarch einen Entſchluß ertheilt der ein Muſter der Regentenklugheit, und einer den gegenwärtigen Umſtänden angemeſſenen Politik iſt:

So bringt man in Pohlen ein neues Geſezzbuch in Vorſchlag. Man erwält zur Conception deſſelben einen der verdienſtvolleſten und des öfentlichen Vertrauens würdigſten Bürgere. Der erſte Verſuch, den er der Nation vorlegt, iſt ein Meiſterſtük. Der aufgeklärteſte Theil des Senats und der Nation geben ihm Beyfall. Aber der Partheygeiſt miſcht ſich darein. Der neue Kodex wird mit dem Zujauchzen der Menge, verworffen, caſſirt, und auf ewig verboten.

Iſt hier nicht Licht und Schatten zugegen? Wirkt die Zuſammenſezung dieſer beiden Fälle nicht die regelmäßigſte Haltung eines Bilds? Die Mäßigung des Königs in Preußen; die Violenz des pohlniſchen Reichsgerichts; und die leidende Verſtokung des Poebels auf beyden Seiten: welcher Kontraſt!

Hier

Hier iſt der Pendant zur Reſolution des Königs.

Da die Sammlung gerichtlicher Geſezze, welche durch die Reichsconſtitution vom Jahre 1776 dem wohlgebohrnen Herrn Zamoisky zu verferttigen, aufgetragen worden, nach ihrem Innhalt, über den und über die Abſicht dieſer Conſtitution ſie zu weit hinausgeſchritten iſt, und der freyen Regierungsform die Republik gar zu hart und zu ſtrenge zu ſeyn ſcheint, indem ſie die Cardinalgeſezze der Nation verlezt: und da über dieſes die Inſtruktionen aller Woiwodſchaften für ihre Reichstagsgeſandten auf die Verwerfung dieſer Sammlung der Geſezze dringen: ſo verwerfen wir hiemit dieſes Werk auf ewige Zeiten dergeſtalt, daß, wenn ſich irgend jejemand unterſtünde, daſſelbe entweder auf einem freyen oder confoederirten Reichstag, unter irgend einem Prätext oder Vorwand, wieder in Vortrag zu bringen, wir denſelben für einen Feind des Vaterlands erklären.

Wenn ſonſt keine Gründe wären, der von den Souverainen Rußlands, Oeſterreichs und Preußen verhängten Theilung Pohlens Beifall zu geben: ſo müßte ſie durch dieſe Urkunde allein gerechtfertigt ſeyn.

Ach! — Laßt's euch geſagt ſeyn:

Il faut un nouveau culte, il faut de nouveaux fers
Il faut un nouveau dieu pour l' aveugle Univers!

Troſt-

Troſtpſalm

(Politiſcher.)

Ein Triumflied der Kinder Albions
von den Roſen vorzuſingen.

Albions Genius tritt mit großem Löwenmuth vor GOtt. 2. Empfindet recht die Kräfte des Erbſchadens. 3. Tröſtet die Britten. 4. Gedenkt der liſtigen Praktiken ſeiner Feinde. Weiſſaget Albions neuen Schwung. Dieſer Pſalm iſt eine bewährte Arzney der Frommen in Sterbensläufen.

* * *

Fragt die Welt herum von Zeitalter zu Zeitalter: nicht nur wo der Geſchichtſchreiber oder des Dichters Lied Gehör gefunden: nein, auch die ſchwächſte Stimme des Rufs hat **Brittaniens** Nahmen lallen gelernt. Fragt nach ihrer angebohrnen Würde.

Und Thaten hohen Ruhm's!

Wer befreyte **Luſitanien** von des ſtolzen Spaniers bitterm Joch? Wer gebot dem Munde der **Niederländer** von Freyheit zu tönen? Wer

befeſtigte ſo oft mit höchſter Macht den ſchwankenden Balken des aus dem Gleichgewicht gekommenen Europa's und hob den matten Flügel.

Von Oeſterreichs Adler?

Brittania war's. Brittanien hörte der Völker Seufzen, für deren Freiheit ſo beſorgt als für ihre eigene. Wo ſie ihre tapfern Schaaren nur hinführte, da bändigte, demütigte ſie und lehrte fürchten. Die ſtolzen Beherrſcher der Erde ſtanden in ihrem raſchen Lauf ſtill. Ihr neigte ſich Gallien —

Von ihr floh, Julius.

Und nun, da finſtere Wolken ihre ſchöne, beſchirmende Stirn umgeben, und die Stürme brüllen: warum ſizt nun Europa ſo gemächlich, angelehnt, mit ineinandergeſchlagenen Armen? Oder, warum iſt ſie noch ungütiger, und befördert fälſchlich den hinterliſt'gen Plan Brittanie's Feinde

Sind der Menſchen Feinde!

Ach! Ihr Ruhm ſchwingt ſich zu hoch. Ihr glänzender Freiheitsſtern hat die beſtürzten Nationen ſchon zu lange zum Staunen gebracht. Der Ruhm, den ſie einſt bewunderten, der Ruhm, der in ihrer Sache errungen worden, leuchtet zu hell. Sie können

den Schimmer nicht ertragen.

Wohlan

Wohlan, dann Brittanien! Bewirb dich, durch Erfahrung weiſe, nicht um einen neidiſchen oder feigen Freund, ſtüze dich unverzagt auf dich ſelbſt, und vertrau auf deinen eigenen Arm

Und den gerechten Himmel!

So, wie in der großen Eliſabeth Tagen, ſollſt du wieder, von ſelbſtgeſteiften Fittichen getragen, auf eine widerſtrebende Welt und deren liſtige Ränke, verächtlich herabſchau'n — größer geworden durch Kummer, und noch eifrig zu beglüken. So gewiß großmütig, als du gewiß tapfer biſt, ſollſt du wieder den Stolzen zerſchmettern,

Wieder den Beſiegten erhalten!

* * *

Das Publikum weiß, daß dieſes die Ode iſt, welche fürs Neujahr 1781 vor dem Hof zu Sanct James aufgeführt wurde; daß, zufolge einem uraltem Herkommen, alle Jahr am erſten Jännertag in Gegenwart des Königs und aller Großen des Reichs eine feyerliche Ode, die immer einen politiſchen Bezug hat, in Muſik geſezt, aufgeführt zu werden pflegt; daß die Worte der heurigen von Sir Georg Landlord, die Melodey von Herrn Friend, Organiſten bey der Kapelle zu Whitehall, ſind.

Saſiah.

Die Grauſamkeiten des Wohlſtands.

Major Reynolds, ein Offizir, der nach einem dreizehniährigen Dienſt bey der Kompagnie zu Bengala, unlängſt nach London zurükkam, erzälte unter andern, daß er ein Beyſpiel von der Verbrennung einer Gentoo-Dame geſehen hätte.

Daß es bey der feinen Welt in Indien Gebrauch iſt, daß ſich das ſchöne Geſchlecht zuweilen zur Ehre eines verſtorbenen Gemals auf einen Holzſtoß ſezt und großmütig verbrennt, das iſt bekannt.

Die Theologen in Europa und ihre Beichttöchtern ſagen, es ſey ein Religionsgeſezz des bramanſchen Glaubens, und eine verdammte Verführung der Pfaffen. Allein diß iſt nicht bewieſen. Das lichteſte Zeugniß, daß die Theologie keinen Antheil an dieſer grauſamen Gewonheit hat, iſt der, man hat niemal ein Beyſpiel gehabt, daß ſich eine Prieſterfrau verbrannte.

Vielmehr weiß man, daß, vermög der bramanſchen Offenbarung, Birmah, der Sohn Gottes, als er auf die Erde herniederſtieg, verſchiedene

ne Frauen vom Menſchengeſchlecht ſeines Betts würdigte. Nachdem er ſein Volk, die Gentoos, wieder verlies: ſo warf ſich die erſte unter ſeinen Frauen auf einen entzündeten Scheiterhaufen, um in ſeiner Umarmung in Himmel zu gehen.

Es iſt deutlich, weil die Geliebte des Sohns Gottes ſich verbrannte: ſo können die Damen vom zweiten Rang nichts Geringers thun.

Major Reynolds behaubtet, die Dame, welche er geſehen hätte, wäre mit der heiterſten Miene aus dem Wagen, der ſie zum Scheiterhaufen brachte, herausgeſprungen. Nachdem ſie ſich geſchminkt hätte: ſo ſchleuderte ſie die Fakel, die ſie in der Hand führte, in die Mitte des aus Palmholz errichteten Stoßes.

Ein junger Miſſionar, welcher zugegen war, wollte ein Meiſterſtük machen. Er allegirte eine Menge theologiſche Skrupel, die Dame abzuhalten, und ihr Gewiſſen aufrühriſch zu machen. Sie warf ihm einen verächtlichen Blik zu. Schweig, Unglüklicher, rief ſie, das Paradiß iſt für die Liebenden. Hievon haſt du keinen Begriff. Ich will lieber am Buſen meines Azolan das Vergnügen der Unſterblichkeit genießen, als deinen Thorheiten zuhören.

Bey dieſen Worten ſchlug ſie den Arm um den Leichnam ihres Geliebten. Unvergeßlicher Azolan, ſeufzte ſie, würdige deine treue Saſiah, dieſes Opfer ihrer Zärtlichkeit von ihr anzunehmen!

In der That, man ſiehet nicht ein, was gewiſſe Leute für ein Recht haben, Andere zu hindern, wann es ihnen beliebt, ſich zu verbrennen. Sir Georg Sherlok, ein engliſcher Herr beym Comptoir zu Orixa, ergrif ſeine Parthie klüger. Eine reizende, junge Wittwe wollte ſich verbrennen. Herr Sherlok ſammelte eine Anzal ſeiner Freunde zuſammen, junge feurige Engländer von Emfindung und Muth. Er entriß die Schöne dem Feur und den Pfaffen mit Gewalt, und heurathete ſie.

Vermuthlich wußte der ehrwürdige Pater Miſſionar nicht, daß der Urſprung dieſer Gewohnheit nicht in einem Religionsgrundſaz, ſondern in einem Wohlſtandsgeſezz liegt. Er war vermuthlich von der abgedroſchenen Theſe eingenommen, daß das weibliche Geſchlecht im Punkt des Aberglaubens viel ſchwächer ſey, als das unſrige.

Unterdeſſen iſt dieſe Theſe falſch. Wir haben Proben, und unſer heutiges Vierteljahrhundert beweiſt es zum Vorzug, daß, wenn es auf den Gebrauch der Vernunft und die Freiheit des Geiſts ankomme, das Frauenzimmer an Stärke uns gleich

kom-

komme. Aber ſie ſind noch weit empfindlicher gegen den Ruhm, als ſie es gegen den Schmerz ſind.

Kurz, mit welchem Recht haben wir Urſach, die Etiquette des indiſchen Frauenzimmers zu tadlen — **Wir**? Wann ſich eine artige Frau aus Sentiment, aus Grundſaz, aus Kapriz verbrennt: ſo führt dieſes ſeine Entſchuldigung mit ſich. Und binnen viertauſend Jahren, ſeit denen die Nation beſtehet, haben vielleicht ein Paar hundert Frauen dieſes Beyſpiel gegeben. Major Reynolds ſelbſt ſezt in ſeiner Erzälung hinzu, daß es innerhalb ſeinem 13 jährigen Aufenthalt in Indien, das einige Exempel war: ſo ſich zugetragen.

Aber wenn wir um eines bloſſen ſpekulativen und unverſtändlichen Miſchmaſch willen junge Mädchens durch die Hände des Kezergerichts verbrennen: ſo iſts der äuſſerſte Grad der Thorheit, der Unmenſchlichkeit, der Schwärmerey, des Unſinns. Und dieſe Handlungen zält man ſeit der Einſezung der Autos da Fe nach tauſenden.

Und wir wollen uns mit dieſen Leuten in Vergleichung ſezen — **Wir**!

Vielleicht ſpricht ein bekannter Schöngeiſt, wenn man ein Geſezz errichtete, daß von nun an

keine

keine Dame mehr ſich öfentlich, ſondern blos in Begleitung einer einigen Kammerfrau, für ſich allein verbrennen ſoll: ſo würde dieſer Gedanke hinlänglich ſeyn, dieſe abſcheuliche Gewonheit abzubringen.

Ich wollte noch ein gelinderes Mittel vorſchlagen. Man ſollte ein Geſezz machen, daß es keiner Wittwe erlaubt ſey, ſich zu verbrennen, bevor ſie ein ſtundenlanges Tete a Tete mit einem neuen Jüngling gehalten hat.

Ueber

Ueber die Preißaufgabe:

Welches ſind die beſten ausführbaren Mittel, dem Kindermord Einhalt zu thun?

Den Chronologen mitgetheilt den 29 März 1781.

Wie innig ſtill war mir dieſer Sonntagsmorgen! Sonne des Himmels ſpiegelte auf dem Gedankenmeer. Nur aber zu bald trübte Abſcheu und Erſtaunen dieſe Ruhe. Man erzälte von einer Dienſtmagd, die heut gebahr, den Neugebohrnen bey den erſten Zeichen des Lebens an den Füßen erfaßte, ſchleuderte ſo wider die Mauer

> Daß ſein zartes Gehirn an blutigen Steinen herabrann,
> und mit leiſem Röcheln entflog die Seele der Unſchuld.
>
> *Meſſias.*

Viel nachdrüklicher war ich da an die bekannte Preisaufgabe erinnert, als es je Belohnung konn-

konnte, die ihrer beſten Beantwortung von einem unbekannten Edlen beſtimmt iſt. An ſeine menſchenfreundliche Wärme mich anzuſchmiegen — gewiß dazu bin ich izt eben erſtarrt genug!

Schon vor einigen Jahren empfahl man die Frage zu Auſſezung eines Preiſes. *) Da ſie ſich auf den Kindermord, welchen ehelose Weibsperſonen an ihren neugebohrnen Kindern verüben, einſchränkt: ſo übergehet ſie zwar die Stufen, auf welchen dieſes Verbrechen zu ſeiner Höhe anſteigt, die Verſuche Embryonen zu vertilgen. Jede gründliche Antwortt darauf wird aber ohnehin in einen weitern Umfang eingehen müßen.

Entferntere Urſache des Verbrechens iſt überhaubt die Unkeuſchheit: die nähern Quellen ſind Furcht vor Schande, oder vor künftiger Unbequemlichkeit des Lebens. Dieſe leztere gilt nicht ſo ſehr von Perſonen, die der Kummer vor künftigem Unterhalt drükt, als von den Lüderlichen, deren Ausſchweifungen zu einer Profeſſion worden ſind, die ſich, mit Kindern beſchwehrt, in manchem Betracht nicht wohl fortſezen läßt.

Auſſer-

*) Hommel in den Anmerkungen zum überſezten Beccaria. S. 168.

Auſſerordentliche ſeltnere Fälle, wo Enthuſiaſmus mordet, Rachſucht *) ꝛc. ꝛc. können im Durchſchnitt nicht in Betracht kommen.

Furcht der Schande, die ſtärkere und gewöhnlichere Urſache, auf die vieler anderer Vorwand zurükkommt, war Tugend im Anbeginn. Schamhaftigkeit, aus der ſie entſproß, Uebergang und Gränze zwiſchen Gut und Bös, ſowol wenn man abweicht, als wenn man wiederkommt, Gottes Anker in unſerer Natur, **) wird nie ganz ihrem Recht entſagen. Vom Paradis aus gieng ſie zur Nachwelt über, wenn gleich der Irrthum für Wahrheit galt, Schein die Rolle des Seyn ſpielte, Selbſtbetrug Schatten faßte für Urbild. Gefül von Unehre wächſt da oft in der weiblichen Kreatur bis zum Wahnſinn an ſeit der ſchreklichen Entdekung des lebenden Unrechtszeugen.

Den ſoll ſie nun ſelbſt in die Welt herausgeben, daß er künftig daſtehe, ein Denkmal ihrer Verworfenheit! Schrekbilder in der entſcheidenden einſamen Stunde, körperliche Quaal, der erſchütternde neue Anblik — lauter Vorbereitung des Trauerſpiels, das nur allzuoft gegeben wird!

Kin-

*) Deutſches Muſäum. 1779. S. 380.

**) Aelteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts. II. Theil. S. 102.

Kindermordsakten einer ganzen Provinz, in beträchtlicher Menge, ließen keinen Fall wahrnehmen, der ſich nicht ganz auf Furcht der Schande gegründet habe. Auch derjenige iſt kein anderer, der dieſen Aufſaz veranlaßt.

Erfahrung beſtimmt ſo den Gehalt des Vorgebens, als wenn in dieſer Furcht nicht Ursach zum Kindermord liegen könne, da Irreligion der izigen Zeiten für uneheliche Schwangerſchaft keine Schande mehr übrig gelaßen habe. *)

Man hat bemerken wollen, daß Kindermord im Chriſtenthum häufiger vorgehe, weil da Schande der unehlichen Schwängerung mehr treffe, als bey andern Völkern. **) Sie ſollte auch wirklich hier das Flammenſchwerd ſeyn, das die ſchönſte Tugend bewähren, die Keime des Menſchengeſchlechts zum beſſern Gedeihen verzäunen hülfe. Sie ſollte auf das feinere Geſchlecht deſto ſtärker wirken, als bey dieſem die Folgen des Fehltritts nicht ſo vorübergehend ſind. Ein ſtarker Damm müſte wohl dem Strohm der Unzucht entgegen geſezt werden. Urgefühl der Schamhaftigkeit und Sitte nerfichter Völker, vielleicht

**) Anmerkungen zu Süßmilchs göttlicher Ordnung. III. Theil. S. 203.

**) von Ludwig gel. Anz. 3 Th., 11 Stük. §. 5. S. 22.

leicht dieſe die Folge von jener, boten einander hiezu die Hand, und zwar nicht eben ſo unpolitiſch, als man glauben will. *) Dann nachtheilig iſts doch wohl für Bevölkerung und politiſche Tugend, der Lüderlichkeit ganz freyen Lauf zu machen. **)

Aus Mißbegrifen fremder Völker werden hier keine Einwürfe anſchlagen: wie etwa der Sineſen, die es ſey aus Geiz ***), oder aus allgemeinen Unglauben an Tugend, ****) ihre Neugebohrnen zu tödten pflegen. *****) Man wird die Gränzen einer Antwortt auf die Preißfrage ſo wenig über Chriſtenwelt hinausdehnen, als in Spekulation über das Alterthum zurükerſtreken wollen, wo ein ungebohrnes Kind ******) oder ein Neugebohrnes *******) für

F 2 kei-

*) Deutſches Muſäum. 1777. S. 342.

**) Süßmilchs göttliche Ordnung. I Th. S. 457. 464. III Theil. S. 209.

***) Recherches philoſophiques ſur les Chinois. T. I. pag. 61.

****) Zimmermann vom Nationalſtolz. S. 157.

*****) Neuhofs Geſandtſchaft nach Sina. S. 268. Torree Reiſe nach Surate. S. 69.

******) L. 1. §. 1. D. de vent. inſpic. L. 9. §. 1. D. ad Leg. Falcid.

*******) Telgmanns Geſchichte des römiſchen Reichs mit Scheldmantels Anmerkungen. S. 92.

keinen Menſchen gehalten wurde, um es ungeſtraft verderben zu können.

Gegenmittel wider den Kindermord beſtehen in Strafen, oder auch in beſondern Anſtalten zu Hinderung der That. Es giebt Weltweiſe, die ſeine Abſcheulichkeit mildern wollen, wann ſie ſein Verhältniß zur Geſezzgebung wie Schwachheit zur Tiraney anſehen *) nur es höchſtens den Geſezzen zu gut halten, daß ſie noch ein Verbrechen daraus machen; **) dann es exiſtirten ja noch izt Völker, die ihn zuließen, und, wie die Sinesen, ihre Kinder als eine Waare betrachteten, deren Producirung von ihrem freyen Willen abhänge.

Man glaubt hiemit eine bequeme allgemeine Inſtanz wider die Todesſtrafen zu gewinnen. ***) Die Natur des Kindermords gewährt noch wohl beſondere Situationen, die deſſen Sittlichkeit ſchwächen, oder wenigſtens in das zweifelhafte Licht ſtellen, das keine Todesſtrafe verträgt. ****)

Aber

*) Beccaria dei delitti e delle pene. §. XXXI.

**) Deutſches Muſäum. 1776. S. 676.

***) Daſſelbe. 1777. S. 337.

****) Daſſelbe. S. 1067.

Aber alle die Situationen ſind einander ungleich, und der uniforme Anſtrich, in dem man ſie aufſtellen will, iſt nicht Farbe der Natur. *) An den Gründen für allgemeine Abſchaffung der Todesſtrafen hat Scharfſinn und Totalblik ſchon die Fleken entdekt. **)

In Frankreich ſprach das Geſezz ſeit Henrich II. Zeiten das Leben ab, wann eine ehelos Schwangere ihren Zuſtand verheimlichte und ein todtes Kind gebahr. ***) Nur aber ſeit Errichtung der Findelanſtalten hat man doch weniger von Kindermord gehört. ****) Die deutſchen Reichsgeſezze drohen mit lebendigem Begraben, Pfählung, glühenden Zangen, Ertränken und Schwerd. *****) Unerbittlich genug ſind auch wirklich bis hieher mordende Mütter hingerichtet worden. Mehrmals iſt ſogar mitten in dem erleuchteten Sachſen, noch

*) Runde's Rechtmäſigkeit der Todesſtrafen im deutſchen Muſäum. 1777. S. 329.

**) Runde und Feder. Ebendaſelbſt. S. 329. 465. Schall über Verbrechen und Strafen.

***) Thuan. L. XIX. pag. 380. Bayle — Artic. Patin.

****) Dictionaire encycloped. Verb. Expoſit. des Enfants.

*****) Peinl. Halsgerichtsordnung. Artik. 138.

in dieſem Jahrhundert, Todesurtheil geſprochen und vollzogen worden, ohne Gewisheit der That.

Man vollendete einmal in fünfzehn Aktenblättern binnen zehn Tagen von der Anzeige bis zum Schwerd, einen ſolchen Proceſs, wo alles Corpus Delicti ermangelte. Vielleicht aber, daß man etwa die neuere Weisheit ahndete, die ein großes Verdienſt aus eiliger Beſtrafung macht. *)

In Schweden verbrannte man ſonſt die Kindermörderinn: **) aber neuerlich wurde alle Todesſtrafe des Kindermords aufgehoben, weil ſie oft als ein erwünſchter Weg angeſehen worden ſey, der Schande und des Kummers auf einmal loß zu werden. ***) Es lohnte ſich, von den Fällen, welche dieſen Grund des ſchwediſchen Geſezzes hergegeben, recht genau unterrichtet ſeyn zu können, um den Gang wahrzunehmen, auf welchem das in die menſchliche Natur verwebte Entſezzen des Todes von zufälligen Bewegurſachen noch dazu mit dem Um-

*) Beccaria, nach der Hommel'ſchen überſezten Ausgabe. S. 101.

**) Boehmer med. adconſt. crim. p. 568.

***) Schlözer's Briefwechſel, V. Th. S. 45. Acta hiſtor. eccleſ. noſtri temp. P. XLVIII. p. 563.

Umſchweif erſt zu morden, um alsdenn zu ſterben' ſo oft überholt worden ſeyn ſoll.

Todesſtrafen haben indeſſen den Kindermord, ſo wenig als andere Verbrechen, ausgerottet. Ob er ohne ſie nicht noch häufiger verübt worden ſeyn würde: wer will das bejahen, wer verneinen? *) Ob andere Strafen wirkſamer ſeyn können, das wird nur die neuere Weisheit in Frage nehmen, welche lebenswühriges Gefängniß für ärger als Tod hält, **) oder, wann ſie hierinn die abſolute Behaubtung aufgiebt, doch vom Gegentheil ſich nicht überführen will. ***)

Vergebens beruft man ſich da auf Erfahrung und Gefül, daß die Furcht elend zu exiſtiren, mit dem Schauer für Nichtmehrſeyn keinen Vergleich leide ****); daß der Funke von Hofnung zur Frei-

*) Deutſches Muſäum. 1777. S. 469.

**) Beccaria. §. XXVIII.
Von Sonnenfels Grundſäze der Polizey. I — §. 351.
Encyclop. Journal 1774. V. Stük. S. 414.
Deutſches Muſäum. 1776. S. 1066.

***) Deutſches Muſäum. 1777. S. 348. 468.

****) Deutſches Muſäum. 1776. S. 951.
Ebendaſſ. 1777. S. 325.

heit, den keine menſchliche Anſtalt auslöſchen kan, gewöhnlicherweis den leichten Sieg der Lebensliebe vollende. Indeß hat wenigſtens die ſchwediſche Geſezgebung der Todesſtraf Gefängniß auf Lebenslang ſurrogirt. *) Man wendete den Grundſaz an, Todesſtrafe habe den Geiſt der Kindermordsthat nicht an ſich. **) Alſo wurde mit dem Gefängniß die erſinnlichſte Beſchimpfung verbunden, öfentliche Stäuppung, Prangerſtellung an jedem wiederkommenden Tage der Mordthat.

Der Gedanke von der Nothwendigkeit, daß ein Strafgeſezz, ohne Ausnahm, im Geiſt der That gegeben werde, konnte irre machen. Schon hat ein heller Denker den Nebel zerſtreut. ***). Man iſt vom Erfolg des neuen ſchwediſchen Geſezzes nicht unterrichtet, ****) aber ſchwehrlich wird es der Erwartung entſprechen. Die unglükliche Mutter, die aus Furcht der Schande Mörderin wird, will ſich ja dardurch in dem Zuſtand erhalten, der eines Genußes von Ehre fähig iſt. Wann ſie den Gedan-

*) Schlözer's Briefwechſel. V. Th. S. 45.

**) Deutſches Muſäum, 1776. S. 677. Ebendaſſelbe, 1777. S. 338.

***) Schall von Verbrechen und Strafen. Seite 135.

****) Schlözer's Briefwechſel. VI. Th. S. 346.

danken, daß ihre That an Tag kommen könne, nicht ganz unterdrükt, nur zurükſcheucht: ſo ſezt ſie ihm gewiß entgegen, daß alsdenn ohnehin Alles verlohren ſey; was über dieſes Extrem hinaus liegt, könne ſie nicht kümmern. Wäre ſie aber kaltſinnig genug, dieſe Folgen zu zergliedern: ſo fände ſie in Schmach und Schande nichts anders, als was ihrer Meinung nach ohnehin gewiß iſt, wenn ſie auch die That unterläßt.

Noch ſind die Anſtalten zu Hinderung der That ſelbſt auch nicht viel wirkſamer als Strafgeſezze geweſen. In Schweden will man die unehlichen Schwängerungen geheim gehalten, auch nur ſehr gering geahndet wiſſen, und giebt zugleich unächten Kindern die Vorzüge der Aechtheit, ſorgt für Verpflegung der Mutter und des Kinds, ſchüzt ſie vor Beſchimpfung, läßt auch die Abſcheulichkeit des Kindermords von der Kanzel erklären. Der Erfolg iſt, wie ſchon geſagt, noch unbekannt, wird aber, nach Erfahrung anderer Länder zu ſchließen, nicht unfehlbar ſeyn.

Man hat einige Jahre vorher ſchon in den Preußiſchen Staaten, mit Beibehaltung der Todesſtrafe auf vorſezlichen Kindermord, und des Stauppenſchlags und der Veſtungsarbeit bey zweifelhaften Fällen, die Beſtrafung der Hurerey und

allen daraus herzuleitenden Vorwurff abgeſchafft, und zum Behuf der Entdekung wehlich ſchwangerer Perſonen, ihre gelinde Behandlung durch ſehr umſtändliche und genaue Verordnung vorgeſchrieben. *) Gleichwol kommen, beſage öfentlicher Nachrichten in dieſen Landen jährlich noch fünfzig Fälle von Kindermord und verheimlichter Schwangerſchaft vor. **) Und doch giebts daſelbſt auch ſogenannte Chariteehäuſer, wo geſchwächte Perſonen aufgenommen, und bis nach der Entbindung verpflegt werden.

Vorſchläge zu dergleichen Anſtalt, die man ſonſt für ſehr wirkſam wider Kindermord anpreißt, inſonderheit wenn weder nach der Weibsperſon noch des Thäters Nahmen gefragt werden darf, ſind in umſtändliche Plans verarbeitet worden. ***) In Italien und manchen großen Städten Europens giebt es ſchon ſolche Einrichtungen, welche unehliche

*) Sie ſtehet in einem vortreflichen Werke ganz abgedrukt — in Franck's Syſtem einer medicinischen Polizey. II. Band. S. 132—148.

**) Leipziger Intelligenzblatt, 1780. Stük 32.

***) Mirabeau l'Ami de l'homme. Tom. II. p. 61.
Reinhardt verm. Schr. XIII. St. n. F. S. 216—222.
Deutſches Muſäum. 1777. S. 339.

che Geburten fürdern und verheimlichen ſollen. *) Bey ganz iſolirten Menſchen, beſonders der niedrigen Claſſe, iſt vielleicht damit der Zwek zu erreichen: gewiß nicht leicht bey andern.

Ueberhaubt ſiehet es damit einer Einladung zur Unkeuſchheit zu ähnlich: man mus doch in Wahrheit die Hurerey zu hindern nicht unterlaßen, wenn gleich die bisherige Geſezgebung, die immer nur die Fruchtbarkeit beſtraft, nicht fehlerlos iſt, und vielleicht zu viel Verdacht erregt, daß ſie vom Mannsgeſchlecht ſtamme, welches mehrmalen der Opfer ſeiner Verführung noch ſpottet, und ſie in Elend verſinken läßt.

Ein neues churpfälziſches Geſezz ſuchte die Entdekung unehlich ſchwangerer Perſonen darburch zu befördern, daß es zuſicherte, diejenigen von ihnen, die ihren Zuſtand ſelbſt angeben, ſollten durch Heyrath wieder zu Ehren gebracht werden. Aber die Ausführung dieſer canoniſchen **) uralten Abſicht iſt zur Zeit ohne Beyſpiel geblieben. ***)

Daß

*) Briefe über Italien. Im deutſchen Merkur. 1775. III. Viertelj. S. 109.

**) C. 20. X. de Sponſal.

***) Francke. II. Th. S. 121

Daß anderwärts, in Caſſel, in einem einzigen Jahr 71 Fälle vorgekommen, wo geſchwächte Weibsperſonen ſich verehlichen können, *) iſt ein Faktum, welches erſt noch einer mehrern Aufklärung bedarf.

Aber vornehmlich durch Findelhäußer will man das Leben unſchuldiger Kinder ſichern, indem man ihre Ausſezung dardurch begünſtigt. Was ſonſt die Geſezze als Verbrechen anſehen, glaubet man ſo als ein kleines Uebel wählen zu müßen. **)

Aus guter Abſicht thut man Vorſchläge, wie in jedem Dorf eine kleine Findelanſtalt zu errichten, ***) wie ein eigenes Landskollegium blos für das herrliche Findelweſen zu ſtiften ſey. ****) Man zält ſolches unter die Früchten der aufgeklärten Zeiten, und hat in gewißem Verſtande nicht Unrecht; *****) dann es iſt nach aller Erfahrung ausgemacht, daß Findelhäußer mehr Kinder um-

brin-

*) Schlözer's Briefwechſel. III. Th. S. 346.

**) Franke. II. Th. S. 444.

***) Hommel, in einer Note zum überſezten Beccaria. S. 168.

****) Schuzſchrift für unſere Mitbürger im Reiche der Möglichkeit. Breslau und Leipz. 1772.

*****) Deutſches Muſäum. 1777. S. 213.

bringen, als wahrſcheinlicherweis im ordentlichen Lauf der Dinge nimmermehr von Müttern würden umgebracht worden ſeyn. Noch im Jahr 1780 ſtarben zu Caſſel 32 Fündlinge von 36. *) Sogar in den Charitеehäußern zu Berlin kommen von den aufgenommenen Neugebohrnen anderthalbmal mehr um, als von den ehelichen Kindern. **) Die ſchreklichen Calculs auſſerhalb Deutſchland will ich gar nicht wiederhohlen. ***)

Sobald eine Findelanſtalt ihre Verfaſſung nicht auf eine an ſich verdächtige Art verheimlicht, ſobald wird erhellen, daß ſie der Bevölkerung nachtheilig ſey. Und geſezt, alle die Verbeſſerungen, die nur irgend große menſchliche Einſicht ****) vorſchlagen kan, wären ausführbar: wer wird glau-

nen,

*) Schlözer's Briefwechſel, VIII. Th.

**) Baumann zum Süßmilch. III. Th. S. 213.

***) Meisner: Abhandlung über die Frage: Sind Findelhäußer vortheilhaft oder ſchädlich? S. 79. 148.

Francke. II. Th. S. 451.

Schlözer's Briefwechſel. IV. Th. S. 20. VI. Th. S. 346. VII. Th. S. 150.

Bemerkungen eines Reiſenden durch Deutſchland, Frankreich ꝛc. ꝛc. II. Th. S. 108.

****) Franck. II. Th. S. 453—514.

ben, bey den ihren Müttern entrißenen Neugebohrnen, die Vorſorge der Natur, deren Werkzeuge eben die eigenen Müttern ſind, erreichen zu können? So wenig als das beſte Treibhaus jemals die Wohlthaten mittheilen wird, die freye Luft und Sonne des Himmels gewähren.

Was würde man aber auch mit den möglichſten Verbeſſerungen gewinnen? Vollkommen gute Findelhäußer müſſen ja noch mehr, als ſchon die ſchlechten thun, leichtſinnige Eltern zum Ausſezen reizen. Eine unerträgliche Erziehungslaſt würde dem Staat endlich aufgebürdet werden: des unermeßlichen moraliſchen Uebels zu geſchweigen.

Man will zwar ſagen, bey Eltern, welche die Rechte der Menſchheit bis zu Wegſezung eigener Kinder verläugnen könnten, würden die Kinder ohnehin an Leben und Sitten Gefahr laufen, und Gegenſtände des allgemeinen Mitleids werden. *) Allein vorübergehender elterlicher Leichtſinn, der hierzu mehrentheils aus precärem Mangel, (eine Folge des Luxus, ſelbſt in den niedrigſten Ständen,) ſich entſchloß, ſezt wohl nicht eben ſolche Menſchen voraus, die ſchlechterdings eine verderbliche phyſiſche und moraliſche Erziehung geben müſſen.

*) von Sonnenfels Grundſäze der Policey. Th. I. §. 99.

ſen. Elterliebe erhält auch mit mehrerm Alter der Kinder ein tieferes Gepräg, *) ſtatt daß Ausſezung ihre Wurzel gar nicht bekleiben läßt.

Die Erfahrung iſt ſchon vorhanden, daß die Findelkinder ſich mehren, wie mehr Findelhäußer entſtehen, und daß z. B. in Paris dermalen ſchon jedes fünfte eheliche Kind ins Findelhaus wandert. **) In Hamburg hat man daher in Aufnahme herbeygebrächter Findelkinder, mittelſt des Torno, innegehalten, ***) und auch zu Koppenhagen iſt wegen Mißbrauchs das eigentliche Findelhaus wieder eingezogen worden. ****)

Es giebt laute Klagen deutſcher Städte, die Findelhäußer, und daneben doch auch Kindermörderinin haben. *****) Selbſt das angeführte neue ſchwediſche Geſezz beweiſt, daß die lange vorher gegründeten daſigen Findelhaußanſtalten, ſo viel Augenmerk die Regierung auch darauf gerichtet gehabt

*) Meisner. S. 25. 54.

**) Süßmilch. I. Th. S. 20. in den Tab. Meisner. S. 63. 125. Buffon Suppl. à l'hist. naturelle. p. 517.

***) Meisner. S. 72.

****) Krüniz ökonom. Encyclopädie. Th. XIII. S. 361.

*****) Schlözer's Briefwechſel. VII. Theil. S. 150.

habt, *) unwirkſam wider den Kindermord geweſen ſind, ob man gleich ſehr zuverläſſig ſonſt das Gegentheil behaubten wollte. **)

Es iſt gewiß nicht Verkennung der Vorzüge der Findelhäußer, die den großen Herrſcher der preußiſchen Staaten bewogen hat, bisher noch kein förmliches eigentliches Findelhauß errichten, und ſelbſt was die Freymäurergeſellſchaft zu Berlin ſich deßfalls, wie ſie ſchon zu Stockholm ausgeführt, ***) anheiſchig gemacht, vor izt noch an die Armenanſtalten verwenden zu laßen. ****)

Wäre auch überhaubt das Ausſezen ein ſo unfehlbares Mittel wider Kindermord, ſo würde es zu allen Zeiten, auch ohne Findelhaus, mehr gewirkt haben. Gelegenheit, ohne Gefahr auszuſezen, iſt ja nirgends zu benehmen, und noch hat auch kein Publikum die Erhaltung eines ſolchen Findlings unterlaſſen. Aber Auswahl der Mittel iſt nur Reſultat einer ruhigen Faſſung. Wann ein exorbitantes Mittel nicht das nothwendige iſt: ſo hat es doch Wirkſamkeit; und Uebergang aus Extremen

*) Ebenderſelbe. IV. Th. S. 241.

**) Von Heß freimütige Gedanken von Staatsſachen.

***) Krüniz. XIII. Th. S. 368. XV. Th. S. 66.

****) Derſelbe. XIII. Th. S. 362.

tremen in Extreme iſt etwas Leichtes und Gewöhnliches. So erfolgt Kindermord für Ausſezung.

Bleibt von einem Gegenmittel, das man immer für das beſte anprieß, nichts übrig, was die Preißaufgabe als überflüßig betrachten laßen kan: was ſind noch für Vorſchläge zu wagen, die auf das Uebel, es ſey wie Specificum oder Panacee, wirken mögen?

Iſts nicht ganz unerträglich, darüber etwas weder Neues noch Unerwarttetes hören zu müßen: ſo habe auch izt, wie bey Salomo, Wegwerfen und Behalten ſeine Zeit.

Werde alſo immer, was Kränkung der Rechte der Schwangerſchaft iſt, unnötiges Gefängniß, ſchrekende Zwangsmittel jeder Art, foltergleiche Frage nach Thäter bey der Geburt, Verſtoſſung auf die Straſſe: werde das Alles ewig verbannt! Der Thäter ſey zu hinlänglicher Alimentation des Kinds gezwungen! Unſchuldige Kinder mögen hinfort für Brandmark vorgeblicher Unächtheit und abwürdigender geiſtlicher und weltlicher Behandlung geſichert ſeyn!

Vielleicht daß Verzweiflung ſo die Kraft verliert, wie viele Scheingründe ſchwinden. Man mache ſich die ganze Preu[illegible]on zu eigen,

 von

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

von Schwerdt bis auf Straflosigkeit und Befreihung von lauten Vorwürfen. Man befestige aber auch Grund und Boden des Gesezzbaues um den gefährlichern Einstürzen vorzukommen.

Bey der izt herrschenden Revolution moralischer und physischer Diät, mehrt Luxus auf einer Seite die Concupiscenz, und doch erschwehrt er auf der andern ihre rechtmäßige Befriedigung. Zwar irrt alles Räsonnement und Deräsonnement über Luxus in der Zirkelbahn herum, auf welcher Wirkung und Ursache der großen sublunarischen Weltökonomie ineinanderlaufen. Aber sollte man sich drum abschrecken laßen, Versuche im Geist des Uebels anzustellen, um damit näher an seine Wurzel zu dringen?

Mißbrauch des Bedürfnisses der Natur, welcher hier zum Grunde liegt, wird ohne Erleichterung des Gebrauchs nicht vermindert werden können. Man hat in der Erfahrung bewährt gefunden, daß mehrere Bubenstüke im Cölibat begangen werden, als von einem Ehegatten, welcher noch Geliebten hat, die ihn anfassen, wann ihn die Electrisirstange berührt. *)

Die-

*) Ueber die Ehe.

Dieſe allgemeine Bemerkung mus bey dem Kindermord viel individueller zutreffen. Er wird im Eheſtand gewiß ſo ſelten wie Königsmord ſeyn. Aber was bey viel Völkern des Alterthums Sorge der Geſezze war; was unter andern Auguſt für Rom that, als er den Eheſtand zur Bürgerpflicht machte, *) findet man izt etwa noch unter den rohen Kalmucken, **) bey denen es Nothwendigkeit iſt, daß jährlich wenigſtens Vier Mann von Vierzigen heyrathen.

Nur individueller Zwang wird bey einem ſolchen Contract, der am wenigſten in bloße Mechanik ausarten darf, ***) verwerflich bleiben: wiewol man wider den Kindermord auch den erweklichen Vorſchlag hat thun wollen, daß eine Geſchwächte, ohne allen Einwand, geehlicht werden müße. ****)

Man verſuche doch direkte und indirekte, redende und ſtille Einladung: ſchaffe geiſtliche und

*) Dio Caſſ. Lib. VI.

**) Pallas Reiſen. I. Th. S. 266, 292. 302.

***) Franck. I. Th. S. 436.

****) Baumann im III. Theil des Süsmilch. Werkes. S. 204.

weltliche Beſchazung des Eheſtands ab: ſuche die Vorurtheile der Standsmäßigkeit auszurotten: *) breche die übertriebene Familiengewalt und unbilligen Eigenſinn der Eltern. **)

Man ſtatte tugendhafte Mädchen aus: belohne Polypädie und Erziehungsſorgfalt, wie etwa ein großer König der Beſazung zu Potsdam auf die ehelichen Kinder einen monatlichen Zuſchuß giebt. ***) Vorhandener Fond zu Findelhäußern wird gewiß hiezu beßer angelegt werden: nicht vorhandener wird aus Beſteurung des Cölibats entſtehen können, wie in Maryland, nur dort zu Unterſtüzung des Findel-Unweſens. ****)

Man halte aber auch ſtreng über Unverbrüchlichkeit der Ehen: die eheliche Treu wird ohnehin ſtärker werden, je zahlreicher und leichter die Ehen ſind.

*) Ueber die Ehe.
Franck. I. Th. S. 437. II. Th. S. 202.
Baumann. S. 205.

**) Ueber die Ehe.

***) Meißner. S. 90.

****) Stuttgartter ökonomiſche Auszüge. I. Band. 2. Stück. S. 313.

ſind. *) Man erleichtere den Nahrungsſtand: nichts wird in einem Lande, ſelbſt bey Ermanglung neuer Nahrungsquellen, geſchwinder ſichtbar, als die Folgen der verminderten öfentlichen Bürden. Ganz unmöglich muß dieſe Verminderung nicht ſeyn, ſobald man nicht mehr die öfentlichen Einkünfte nach der Convenienz vergrößern, ſondern ſichs gefallen laſſen will, die leicht zu beſtimmende Claſſe öfentlicher Bedürfniße, welche es ihrer Natur nach nicht ſind, nach Ertrag des unbedrükenden Einkommens zu beſchränken.

Aber wenn Gemeinſätze für ſich zur Ausführung wenig helfen: welches ſind nun die anwendbarſten ſpeciellen Mittel zu dem Allem?

Deren Auffuchung und Angabe greift in die größere und kleinen Räder der Staatsmaſchine. Nur Kosmopoliten auf Thronen, Sieger über erhabene und niedere Vorurtheile, mit der genaueſten Kenntniß der Landesverfaßung begabt, und glüklich in Auswahl des Verdienſts, das zur Ausführung nötig iſt, werden hier rathen und helfen können.

Dann was man aus einem beſchränktern Wirkungskreiß abſtrahiren könnte, möchte ſchon beym

*) Beccaria, in der Hommel'ſchen Ausgabe. S. 163.

beym Nachbar, geſchweige im Allgemeinen, unanwendbar ſeyn. Es würde etwa damit gehen, wie bey den Theorien über Weltentſtehung von Leibniz bis auf Silberſchlag.

Ich wenigſtens achtete mich in ſo fern athemlos genug, um in der allgemeinen Laufbahn zum Preiß mich nicht finden zu laßen. Wann eigene Erfahrung und Beurtheilung und Lektur zu arm war: ſo nehme ich deſto dankbarer von dem reichern Mann, der dem Publikum, und in ihm auch mir, was Beßers geben wird.

Deutſchland.

(Siehe zurück: Seite 4. ꝛc. ꝛc.)

Mein Herr. Der Vorzug, den Sie, wie es ſcheint, den Chronologen zu geben belieben, ihnen eine Urkunde anzuvertrauen, die in jedem Grad anziehend iſt, rührt mich ſo wie er ſoll. Wann ich auch nicht wüſte, wozu mich die Geſezze der Höflichkeit verpflichten: ſo würde ich mir mit Eifer dieſen Auftrag zu nüze machen, weil ich ihn für eine wahre Bereicherung anſehe.

Ich mus geſtehen, als ich die Chronologen unternahm: ſo hatte ich feſt entworfen, ihnen keinen Nachdruk einzuverleiben. Und ſo oft mich nach der Hand Wohlſtand, Politik und andere Konventionspflichten verleiteten, einigen ſchon gedrukten Sachen Plaz zu machen: ſo geſchah es allemal mit Widerſtrebung, und unter ernſter Erneurung meines erſten Vorſazes.

Wenn mich demnach die Regungen, die ich der Ehre ihrer Zuſchrift, dem Vorzug des Gegenſtands,

und ſelbſt dem Antheil meines Vaterlands ſchuldig bin, gegenwärtig nicht berechtigten, von meinem Vorſaz abermal abzuweichen: ſo würde ich mir, ohne Eitelkeit, ſchmeichlen, ihnen durch die geſchehene Einrükung ihres Beitrags ein Opfer gebracht zu haben.

In der That, ob ich ſchon nicht unter Diejenigen gehöre, die mit ihren Sentiments ſo viel Parade machen, in deren Mund man den Laut Deutſchland ewig hört: ſo bin ich meinem Vaterland um nichts deſtoweniger ergeben. Ich mocquire mich über ſeine Fehler, ohne die Bewunderung zu vergeſſen, die ich ſeinen Vollkommenheiten ſchuldig bin.

Das Subjekt, welches vor uns liegt, iſt von groſſem Befang. Ich kenne die Gründe auf beyden Seiten hinlänglich. Unterdeſſen habe ich immer dafür gehalten, daß das deutſche Reichsſyſtem, troz ſeiner Mängel, ein Meiſterſtük der menſchlichen Einſichten ſey.

Einer der ſtärkſten Beweiſe ſeiner Vollkommenheit iſt der, daß es dem Nationalgeſchmak ſo gut angepaßet iſt; dann wäre diß nicht: ſo hätte es ſich nicht ſo lang erhalten. Seine Dauer iſt ein Zeugniß ſeiner innerlichen Güte.

Viel-

Vielleicht entſtunden die unaufhörlichen Staats- erſchütterungen in England und Frankreich nur um deßwillen, weil die Geſezzgebere, bis auf Wilhelm III. und Richelieu, dieſen Punkt nicht zu treffen wußten: vielleicht werden die Rußen, die Schweden, die Pohlen ꝛc. ꝛc. die ihn wirklich ſuchen, noch manchen Revolutionen unterworffen ſeyn; immittelſt das deutſche Reich ſich in immer gleicher Ruhe erhält.

Inzwiſchen iſts möglich, daß ſeine Konſtitution noch einiger Verbeſſerung fähig wäre. Wann ich aufgefordert würde, meine Meinung zu ſagen: ſo würde ich mir die Erlaubnis ausbitten, mich zwiſchen den Herrn **Linguet** und ſeinen Gegner in die Mitte ſezen zu dörfen. Ich bin ein feſter Anhänger **des Symbols des Bürgers aus dem neunzehnten Jahrhundert:**

> **Ich glaube, daß ſich das Geſezz nicht beſſer ausdrüken kan, als durch den Willen eines aufgeklärten und tugendhaften Deſpoten.**

Es ſcheint, daß eine vollkommene Konſtitution bey irgend einer Nation anſchlagen könne, ſey eine unmögliche Erwarttung. Dann was war der allgemeine Urſprung aller Geſezze und aller Staatsverfaſſungen? Selbſtnuzen des Geſezzgebers;

Drang des gegenwärtigen Augenbliks; Irrthum; Schwäche oder Zufall.

Man mus geſtehen, es iſt ein geraumer Raum zwiſchen den Zeiten, wo Deutſchland in zwo Gattungen von Einwohner getheilt war, kleinen Tirannen, die einen Vogel auf der Fauſt trugen, und Sklaven, die in ihre Ketten bißen; und zwiſchen den heutigen Zeiten, wo wir räſoniren.

Darinn aber waren ſich beyde Epochen ähnlich, daß man von Freiheit ſprach, und nichts weniger hatte.

Wenn man das Glük der Staaten in Ruhe und Mittelmäßigkeit ſezen will; wie es dann ſcheint, daß dieſes der beſte und billigſte Zuſtand iſt, den die Natur einem Reich vorgeſchrieben hat und ihm die Vorſicht geben kan: ſo hindert Deutſchland nichts, ſich an die Spize aller europäiſchen Monarchien zu ſtellen. Die Ruhe, die das deutſche Reich ſeit fünfthalb Jahrhunderten, oder, wenn ſie wollen, ſeit Karln dem Großen, in ſich ſelber genießt, iſt ein Zug, der es von allen bekannten Staaten Europens unterſcheidet.

Sofern man aber Glanz, Macht, Hoheit als weſentliche Beſtandtheile des Staatsglüks anſiehet: ſo iſt unſtreitig, daß die Konſtitution des

deut-

deutſchen Reichs zum Gegenſtand wird, der es hindert, jemals auf dieſe Stufe zu gelangen.

Vielleicht iſt ſelbſt die Unwiſſenheit, worinn ſich der deutſche Bürger in Anſehn des Zuſammhangs der Reichsgeſezze befindet, die Quelle jener Ruhe. Dann nichts iſt gewißer, als daß es noch keinem Sterblichen gelungen iſt, dem deutſchen Staatsrecht auf den Grund zu ſehen.

Der Kodex des deutſchen Reichs iſt ein Knaul, deſſen Entwiklung keiner gemeinen Seele vorbehalten iſt, und der entweder auf einen Dädal wartet, welcher ihn beſchwört, oder auf einen Alexander, welcher ihn entzweyhaut.

Wann der erlauchte Sterbliche, welcher den Nahmen eines Monarchen Deutſchlands führt, ohne es zu ſeyn; welcher, als Kaiſer, kaum reicher noch mächtiger iſt, wie ein Doge zu Venedig, in ſeinen Befugniſſen dem kleinſten Potentaten in Europa nicht gleich iſt: ſo wird ihm dieſes von der Politik erſezt, die ſich beyderley Mittel, des Lichts wie der Finſterniß, zu bedienen pflegt, um die Menſchen zu leiten. Die profunde Unwiſſenheit, die das deutſche Publikum vom Geiſt der Geſezze hat: die Natur dieſer Geſezze ſelbſt, die ſchlechterdings keine Aufklärung zuläßt, ſind für die Unterwürfigkeit der Nation treue Bürgen.

Was wollte man alſo mit Grund an der Konſtitution Deutſchlands tadlen? In andern Reichen wußte ſich das Geſezz Menſchen zu unterwerfen: Deutſchland hat den ſtolzen Vorzug, daß ſich das Geſezz Prinzen unterworfen hat.

Man mocquire ſich immer über die goldene Bulle, über die Reichsabſchiede, den weſtphäliſchen Frieden ꝛc. ꝛc. Dieſes Pergament iſts, welches verhindert, daß in Deutſchland ein Regent ſo ungeſtraft nicht Tiran werden kan, wie anderwärts.

Unläugbar iſt die Anarchie ein trauriges Uebel. Ich wohne auf einem Erdfleck, wo ich die Wirkungen des anarchiſchen Fiebers täglich im Geſicht habe. Auf der einen Seite ſehe ich einen kleinen Staat, in welchem, unter dem Alleinzepter eines erlauchten und klugen Herrn, die Einwohner den Himmel ſegnen und die von fruchtbaren und wohlthätigen Geſezzen erwärmte Erde küſſen. Zufriedenheit und Friede glühet auf ihren Geſichtern, und Wunſch für das Leben des Regenten flammt aus ihrem Buſen hervor.

Auf der andern Seite: Athen unter der Herrſchaft der dreyſſig Poltrons. Hier gehts durcheinander wie in der Laterna magica des Arlecchin Arriggiano. Das Publikum iſt ohne Mut, ohne Polizey und ohne Geld. Es verwünſcht laut ſein Leben

ben und insgeheim ſeine Obrigkeit. Kritias, der ſchlimmſte und niederträchtigſte unter den Archonten, hat ſich durch Liſt und Gewalt eine Art von Thron erworben. Die Autorität hat ſich in Eigenſinn und die Verwaltung in Mäklerey verwandelt. Alles lauft im Mittelpunkt der Convenienz, des Selbſtnuzens, der Kapriz, das iſt im Mittelpunkt der Thorheit und der Ungerechtigkeit, zuſamm. Durch die ganze Stadt herrſcht Kleinmut und ſchleichende Furcht. Die Scene endigt ſich damit, daß ein Thraſybul kommt, den Poltrons die Ruthe giebt, und die Staatsform in ein neues Syſtem umändert.

Wie finden ſie dieſes Bild? Wehe dem Staat, wo es zugegen iſt! Unterdeſſen wann es vielleicht unter den minderbekannten Republiken Deutſchlands eine giebt, die ſich darinn erkennt: ſo mus man geſtehen, daß es im Ganzen nicht anſchlägt.

Das römiſche Reich gleicht einer Familie. Die größern Herrſchaften, Fürſtenthümmer, Reichsſtädte ꝛc. ꝛc. ſind erwachſene und wohlerzogene Söhne, die mit ihrer Ausſtattung gut haußhalten, und dem Vater Ehre machen. Die Kleinern ſind Dümmlinge, die niemals volljährig werden, die bis an ihr Ende einen Vormund brauchen, die man waſchen, kämmen, ſäubern und fleißig züchtigen mus.

Hier iſts eigentlich, wo man zuweilen die Nachtheile der Anarchie einſehen kan.

Allein diß ſind perſönliche Unordnungen, die aus dem Weſen der Reichsverfaſſung nicht entſpringen: die ſogar conſtitutionswidrig ſind. — Inzwiſchen ſind ſie. Inzwiſchen ſcheinen ſie unabhilflich zu ſeyn. Sprechet zu einem anarchiſchen Bürger; warum leidet ihr das Joch der Tiraney? Warum zerbrecht ihrs nicht? Warum rottet ihr dieſe Unterdrüker nicht aus? — Hui! wird er ſeufzend antwortten: weil das Razenpulver zu theur iſt.

Darf ichs ſagen? Das Staatsrecht der Deutſchen — jenes merkwürdige Formular, dem die europäiſchen Kabinete ihre Geſezzgebung ſchuldig ſind; dem die Völker die Regeln zu danken haben, welche die Ueberwinder hindern, die Rache zu übertreiben, und ſie mitten auf der Laufbahne des Glüks an ein ordentliches Verfahren binden; aus welchem die Grundſäze entſprungen ſind, die einſt dem Mißbrauch der Macht Schranken ſezten und im Buſen des Siegs die Mäſſigung vorſchrieben; kurz, die dem Krieg neue Hinderniſſe und dem Frieden neue Erleichterungen erſchuffen — dieſes ehrwürdige Syſtem drohet bereits ſeinem Untergang, ſeitdem die kriegeriſche Politik an allen deut-

ſchen

ſchen Höfen ſo ſehr über Hand genommen, daß ſie zur Deviſe der Nation worden iſt.

Erlauben Sie, daß ich abbreche. Ich laſſe nunmehr Herrn **Linguet** reden. Vermüthlich werden ſie es nicht übel deuten, daß ich die Antwort, die er der Kritik über ſeinen erſten Aufſaz entgegen ſezte, ans Licht ſtelle? Ich ſchmeichle mir, ſie dörften es für eine Gerechtigkeit halten, die ich meinen Leſern und der Unpartheylichkeit ſchuldig bin.

Es iſt billig, nachdem ich das Publikum durch mein flaches Gewäſch vorhin ennuyrt habe, daß ich es durch die gründlichere und beredtere Arbeit eines beſſern Autors entſchädige.

Sowol Empfindung als Ueberzeugung belehren mich, daß ich

Dero
hochachtungs- und bewundrungsvoller
Diener ſey;

Der Vormund der **Chronologen.**

* * *

Zuerſt trat, bey Gelegenheit des Teſchner Friedensſchlußes, das Stük von Herrn **Linguet**, in ſeinen Annalen, im November 1778 ungefähr, ans Licht: wie es im Auszug, als eine Anmer-

 kung,

kung, Chronolog. VII Band von Seite 6 bis 19, ſtehet.

Hierauf erſchien die Kritik, welche der Gegenſtand der Chronologen, von Seite 5 bis 29 beſagten Bands, im Text, iſt.

Im September 1780 verſezte Herr Linguet in den Annalen, auf dieſe Kritik, nachdem er ſie vollſtändig ſeinem Journal einverleibt hatte, folgende Antwortt.

* * *

Die Dreiſtigkeit, die ich ihnen entgegenſeze, indem ich die Betrachtungen, ſo ſie über meine Abhandlung fällen, meinem Journal einverleibe, mus ihnen zum mindeſten zum Zeugniß meiner guten Abſicht dienen, wann ſie ſchon nicht ein Zeugniß meiner Ueberzeugung iſt.

Sie beſchuldigen mich, daß ich ein gedungener Schmeichler der Großen ſey. Gewis, unter allen Vorwürfen ohne Grund, wovor ein Mann ohne Vorwurf nicht immer ſicher iſt, iſt dieſer geradezu derjenige, den ich am wenigſten erwarten zu müßen vermuthete.

Wie es ſcheint: ſo ziehen ſie mich in Verdacht, als ob ich mit dem Anſchlag umgienge, das deutſche Reich blos in der Abſicht zu zergliedern, um

mir

mir etwas von den Abſchnipfeln zuzueignen. Zum mindeſten trauen ſie mir zu, daß ich darauf rechne, der Viſir eines der zween groſſen Monarchen zu werden, zwiſchen welche ich den Raub theile.

Dieſer Vorwurf fällt aus Größe des Ungerechten beynahe ins Lächerliche. Das müßte in der That ein ſehr wenig furchtbarer Narr von einem Schriftſteller ſeyn, der ſich im Ernſt Hofnung machte, durch ein Buch Staatserſchütterungen zu bewirken, oder ſich gar ein Glük bey Hof zu machen. Je gröſſer ſeine Einbildung von ſich ſelbſt wäre, um deſto geringer würde diejenige ſeyn, die das Publikum, und ſelbſt die Potentaten, von ihm fällen würden. Der verborgene und geheime Gang eines Maulwurfs kan zwar die ganze Oberfläche einer Wieſe nach und nach verändern: der durchdringende Geſang von tauſend Nachtigallen aber wird nicht ein Gräschen darauf verwelken machen.

Laßen wir demnach, wann ſie belieben, mein perſönliches Intereſſe beyſeit. Ich glaube den Nahmen eines **Freunds des Publici**, den ſie mir gleichwol ſtreitig machen wollen, theur genug erworben zu haben. Und obzwar meine Verwendungen für daſſelbe wahrſcheinlicherweis nicht die mindeſte Folge herfürbringen werden: ſo wird mir die Nachwelt wenigſtens niemal vorwerfen können,

daß

daß unter denen, die ich für ſie wagte, auch nur ei- ne einige auf ihren Nachtheil abgezielt hätte.

Ihre Kritik würde ein weites Feld zu Erörte- rungen in allerhand Art eröfnen; wann ſie auſſer den Grundſäzen der Moral, womit ſie ſich endigt, und über welche ich vor der Hand mit ihnen ein- verſtanden bin, nicht den Fehler hätte, daß ſie faſt nicht einen einigen Punkt enthält, worinn wir uns vergleichen könnten.

Sie betrachten demnach das deutſche Reichs- ſyſtem für ein Gut? Zu Folge des Friedensſchluſ- ſes, der es ihrer Meinung nach ſeit 130 Jahren aufrecht erhält, und der, man mus geſtehen, in der That nicht unfähig wäre, es in alle Ewigkeit aufrecht zu erhalten, wofern er beobachtet würde, ſcheint es ihnen ein Meiſterſtük zu ſeyn.

Ich hingegen, ich bin ſo unglüklich, dieſes ſoge- nannte Staatsgeſezz für die leibhafteſte Anarchie zu halten, die es jemals gab. Ich ſehe die Miß- bräuche des Lehnſyſtems darinn in ihrer ganzen Größe. Die Vorrechte der Herren, es iſt wahr, ſind beſtimmt: aber eben ſo beſtimmt iſt die Nullität des Poebels. Deutſchland kommt mir anderſt nicht vor, als wie ein groſſer Park, worinn alles, was die Jagduniform trägt, ſich ziemlich Plaiſir machen kan: was aber einen Pelz oder Fe-

dern

dern hat, ſich verkriechen muß, wofern es nicht zertretten ſeyn will.

Ich zweifle nicht, daß es ſehr angenehm iſt, König, Churfürſt, Biſchof, Reichsfürſt, Abbt, Baron im heiligen römiſchen Reich zu ſeyn: oder auch bloßer Reichs-Edler. Aber deſto empfindlicher muß es ſeyn, in der untern Klaſſe ſich zu befinden. Dann dieſe Klaſſe iſts, welche die ſchröklichſte unter allen politiſchen Geiſſeln insgemein am meiſten fühlt, die Geiſſel des Bürgerkriegs. Dieſen Namen verdienen beinahe alle Kriege, die ſich im Buſen des römiſchen Reichs zutragen; dann was ſinds im Grunde anders als Brüder, die untereinander rauffen. Deutſche ſchlagen ſich mit Deutſchen.

Der Antheil welchen die benachbarten Mächte, die ſich gerne in Alles miſchen, an dieſen Zänkereyen zu nehmen pflegen, dient, das Unheil zu vermehren. Seit jenem glorreichen Frieden zu Münſter iſt in Deutſchland kein Kanonſchuß geſchehen, welcher nicht den Franzoſen, den Schweden, oder den Ruſſen zum Signal diente, herbeyzulaufen und das Reich zu verwüſten. Bald ſind ſie Garanten, bald Schiedsrichter. Und um ihr Votum geltend zu laſſen: ſo ſengen und brennen

ſie,

ſie, rauben, verheeren mit eben ſo wenig Skrupel als wenn ſie gebohrne Deutſche wären.

Sie fühlen leicht, daß ein Vertrag, der das Volk Folgen von dieſer grauſamen Art ausſezt, bey mir für kein Meiſterſtük gelten kan.

Unſtreitig ſind gröſſere Mächte dem Uebel eben ſo gut unterworfen: aber wenigſtens nicht in dieſer Gattung. Wann ihr Inneres, von Pächtern, Kommiſſaren, Einnehmern und Strikreuttern heimgeſucht iſt; wann es von Richtern, Beamten in aller Gattung ausgeſaugt wird — und Gott mag wiſſen, ob Deutſchland von dieſem Fieber ausgenommen iſt — ſo ſind zum mindeſten ihre Gränzen, durch eine anſehnliche Macht bedekt, vor fremden Einfalle ſicher. Entſteht ein Krieg: ſo leiden ſie nicht mehr, als ihnen, nach dem eingerichteten Laufe der Sachen in unſern Zeiten, auf ihren Antheil zukömmt. Kaum ſind ihnen die Schrekniſſe des Kriegs mehr, als durch die öffentliche Zeitungen bekannt: oder zuweilen durch die Thränen, welche ihnen der Fall eines Sohns, eines Vaters, eines Freunds in entfernten Schlachtgefilden entführt.

Zum Beyſpiel: Frankreich, Spanien und England ſind gegenwärtig übereinander. Ihre

Handlung iſt geſtöhrt: aber ihre Länder ſind noch bey weitem nicht in den Umſtänden, worinn während des Kriegs 1756 Sachſen, Weſtphalen, Mähren, Brandenburg ꝛc. ꝛc. waren: worinn im nächſt vorhergegangenen Kriege Bayern, Böhmen, und Sachſen abermals, waren; worinn im vorigen Jahrhundert die Pfalz und alle die unglücklichen Pläze waren, welche nach und nach unter die Waffen Guſtaf Adolphs, Ludwigs XIV. ꝛc. ꝛc. fielen.

Alles diß bey Seit geſezt: bemerken Sie, wie heut zu Tag ſelbſt, da Deutſchland im ſüſſeſten Frieden zu ſchlummern ſcheinen, wo es im mindeſten nichts von den Stöſſen, die ſich jenſeits des Oceans ereignen, und die dortige Halbkugel erſchüttern, empfinden ſollte; wie ſein Volk — ich ſage mit Fleiß **Volk** — gezwungen wird, daran Theil zu nehmen: indem man es aufpreßet, um ein fremdes Land mit ſeinem Blut zu düngen, woran ſeine Deſpoten ſelbſt kein Recht ſuchen: indem man es, Heerdenweis verkauft, um Menſchen in Amerika zu erwürgen, die ihm niemals etwas Leid gethan, oder um von ihnen erwürgt zu werden: indem von dem Preiſe ſeines Bluts ſeine zu Hauß hinterbliebenen Familien zutheurſt keinen Nuzen ziehen, als welcher gänzlich in die Kiſte der gekrönten Mäkler fällt, die dieſen außerordentlichen Handel treiben: indem, vermöge des Rechts der Subſi-

ien-

dienverträge, jeder Miethling, der an den barbariſchen Küſten von Amerika darauf gehet, für den Herrn der ihn geſtellt hat, ein Gewinn wird.

Wollte ein Herr wiſſen, was ihm dieſer abſcheuliche Handel genau einträgt: ſo dürfte er nur die Menge ſeiner Unterthanen zählen, die er aufgeopfert hat. Vielleicht wär es zum erſtenmal, ſeitdem es Regierungen, eine Politik und Mißbräuche giebt, daß man die Potentaten den Ertrag ihrer Einkünfte durch die Menſchenköpfe, die ſie verlohren haben, berechnen ſähe.

Diß, ſagen ſie, ſind keine nothwendigen Folgen der deutſchen Conſtitution. Vergeben ſie. Da ſich dieſe Dinge in keiner andern Regierungsverfaſſung weder ereignen, noch ereignen können; da groſſe Staaten weder der Nothdurft noch der Verſuchung ausgeſezt, ſich dergleichen Hilfsmittel zu bedienen; da der, vielleicht eitle, aber in ſich heilſame Vorſchlag, deſſen Widerlegung ſie unternehmen, ein unfehlbares Präſervativ, wo nicht ein Heilmittel, dagegen ſeyn würde: ſo müſſen ſie wol der Natur des deutſchen Staatsrechts eigen ſeyn.

Sie belieben, mich auf das Beyſpiel Griechenlands zu verweiſen. Sie führen jenen Zeitpunkt aus ſeiner Geſchichte an, wo es in tauſend

ver-

verbündete, oder ſogar uneinige, Herrſchaften getheilt war. Dieſer Zug, meynen ſie, diene zur vollſtändigſten Widerlegung meines Begrifs, vermög deſſen ich die monarchiſche Regierung, im Großen, den kleinen Nekereyen der ariſtokratiſchen und demokratiſchen Verwaltungen vorziehe. Allein erlauben ſie, daß ich dieſes Beyſpiel zu meinem Vortheil revindicire; und diß, wie ich mir ſchmeichle, mit großem Grund.

Vorerſt gleicht ſich nichts weniger als der Zuſtand Deutſchlands zu demjenigen, den ſie anführen. Um in Griechenland, wenigſtens in ſeinen ſchönen Tagen, Etwas zu ſeyn, war genug, daß man Menſch war. Um in Deutſchland eine wirkliche Exiſtenz zu genießen, muß man wenigſtens Reichs-Edler, oder Bürger einer freyen Reichsſtadt ſeyn. Finden ſie hier nicht ein wenig Unterſchied?

Und im übrigen, worinn beſtand denn das Glük dieſer winzigen und gleichwol in ewigem Streit unter ſich begrifenen Staaten, die von der Souverainetät nichts beſaſſen, als den Neid zuweilen unglücklicher weis das Talent Andern zu ſchaden? In welcher Epoche ihrer Jahrbücher entdeken ſie auch nur einen Schatten von Ruhe oder Glük?

Iſts etwan zur Zeit des peloponeſiſchen Kriegs, wo alle Jahr von der einen Seite eine neue Armee aufbrach, um Attika zu verwüſten, während eine Seeflotte auf der andern Seite Feur und Schwerd in Lakonien trug: wo der der unaufhörlich von einer Seite zur andern flatternde Sieg jeder Parthey nur zu ſchmeicheln ſchien, um ſie deſto bequemer zu unterdrüken: kurz zur Zeit eines Kriegs, der ſich mit der Schande, mit der Erniedrigung einer Parthey nach der andern endigte?

Iſts etwan in einer jener jüngern Perioden, wo wir bald Athen erhoben, bald Sparta gedemütigt, Meſſina geſchleift, Nabiſſe auf dem Thron der Lykurge, Demoſthene zur Verzweiflung gebracht, Gift zu nehmen, um nicht in die Hände des Vergifters Alexander zu fallen, wo wir ſo viel andere erlauchte Unglükliche die Geſchichte Griechenlands befleken ſehen?

Griechenland ſchöpfte niemals in der That Athem, als bis die Uebermacht Roms, indem ſie es auf der einen Seite überwältigte, auf der andern ſeine Stüze ward. Hier iſts, wo daſſelbe aus den Händen eines in ſich ſelbſt bewegten und allen Uebeln der ausſchweifenden Freiheit überlaſſenen Staats, die Vortheile einer wahren Monarchie empfieng. Ein König, unter dem beſcheidenen

Nahmen eines Proconſul, eines Prätors ꝛc. ꝛc. regierte Griechenland unumſchränkt: und es war glüklich.

Unter andern betrachten ſie die Bevölkerung für den Maaßſtab und das Symptom der Glückſeligkeit eines Staats. Die menſchliche Raſſe, ſagen ſie, grünet niemals unter einem unglüklichen Himmelsſtrich. Diß kan in gewiſſer Art wahr ſeyn. Allein ſollte ſie unter einem ſtrengen Zepter nicht eben ſo gut grünen können? Das Wild, zum Beyſpiel, vermehrt ſich in den Zäunen worein es gekerkert iſt, unendlich häufiger, als im freyen Feld. Gewiß, mein Herr, über dieſen Theil der Nachforſchungen iſt noch nichts gründliches geſagt. Noch nichts iſt ergründet, bewieſen, dargelegt in der intereſſanten Materie der natürlichen Fortpflezung, und ſelbſt in jener ganzen politiſchen Meßkunſt nicht. Die Schweiz iſt, ſo ſehr es der Natur des Lands immer möglich war, bevölkert. Das geſteht man. Sie iſt frey. (*) Indien aber kriecht in der Sklaverey: und gleichwol iſt es noch weit volkreicher.

*) Auch diß iſt noch einer Einſchränkung unterworfen. Die am meiſten angevölkerten Kantons ſind geradezu diejenigen, wo die Regierung gegen die Monarchie hinhinkt.

der Verfaſſer.

Dem wenigen gemäs, was uns von China bekannt iſt, und noch mehr von Japon: ſo iſt die Regierung dieſer Länder eine der härteſten und ſtrengſten von der Welt. Unterdeſſen fließen ſie von Menſchen über. In Italien iſt ſie, man ſage auch was man wolle, unendlich ſanfter und leidentlicher: und Italien iſt öde. Soviel werden ſie mir zugeben?

Vielleicht iſts noch großem Zweifel unterworfen, ob die Erzeugung der menſchlichen Raſſe vom Einfluße der Sonne, des Himmelsſtrichs, des Bodens, der Regierung und der Geſezze ꝛc. ꝛc. abhange. Dieſe leztern können unſtreitig viel beytragen, das Schickſal der Bewohnere zu mildern. Durch ihre Vorſicht und Wachſamkeit können ſie den Mißbräuchen vorbeugen, die zur Zerſtöhrung der Population dienen. Aber werden ſie ſolche über den ihr von der Natur vorgeſchriebenen Grad treiben können? Und ſolang diß nicht entſchieden iſt, läßt ſich von der Volksmenge, die unter der churfürſtlichen, unter der fürſtlichen, unter der biſchöflichen und reichsfreiherrlichen Ruthe vegetirt, etwas folgern?

Wie, wenn Deutſchland in zwo oder mehrere Monarchien getheilt wäre: ſollte alsdenn kein Stof zu Beſchwerden mehr übrig ſeyn? — So fragen

ſie

ſie mich. — In allweg. Wer zweifelt daran. Aber, merken ſie ſich, dieſe Beſchwerden werden nicht ſo häufig ſeyn; ſie werden keine ſo violente Folgen nach ſich ziehen; ſie werden nicht ſo ſchleunig Kriege entzünden; die mehrerende Wirkungen dieſes Feurs werden nicht ſo ausgebreitet ſeyn. Diß glaube ich feſt.

Je gröſſer der Körper iſt, mit deſto mehr Mühe ſezt er ſich in Bewegung: Diß iſt ein allgemeiner Grundſaz: deſto geringer iſt ſelbſt ſeine Reizbarkeit. Ein Nadelſtich, der einen Liliputier in Raſerey ſezen würde, wird von Gargantua kaum gefült.

Uebrigens jene durchlauchtige Neckereyen, die man Unterhandlungen nennt, und welche in mächtigen Staaten wirklich dienen können, dem Ausbruche des Misvergnügens vorzukommen oder ihn zu erſtiken, dienen im Gegentheil bey einer Verfaſſung wie die deutſche, vielmehr die unendliche Verſchiedenheit der Intereſſen noch mehr, zu verwiklen, und Anſprüche, die ſich — Dank ſey der Natur des deutſchen Staatsrechts! ſo leicht erheben und ſo leicht entledigen laßen, entweder zu unterſtüzen oder zu erſchwehren.

Ich beziehe mich deßfalls auf keinen weitern Beweis, als blos auf die Geſchichte der Fabrikatur dieſes hochberühmten Münſter'ſchen Vertrags

 ſelbſt.

ſelbſt. Verurſachte nicht die geringſte Annahme des geringſten Glieds des geringſten Kraiſes von Deutſchland mehr Bewegung, mehr Schwürigkeit, mehr Zeitverluſt, mehr Verlegenheit, als nicht erfoderlich geweſen wäre, um zwiſchen Darius und Alexander zu traktiren?

Sie machen mir die Frage: ob ich glaube, daß die Reichsfürſten, die man zu Nichts machen will, es ſo ganz geduldig leiden; daß ſie nicht allen möglichen Widerſtand der in ihren Kräften iſt, vereinigen würden? Daß aus einer Ligue wider die Freiheit Deutſchlands nicht eben dieſelben Weitläufigkeiten erwachſen müſſen, der man ſich unter dem traurigen Nahmen des dreyßigjährigen Kriegs erinnert? ꝛc. ꝛc.

Erſtlich will ich Niemand auf der Welt zernichten, ich. Hievon habe ich ihnen bereits Rechenſchaft zu geben die Ehre gehabt. Mein Werk iſt blos, mich, ſo wie Sie, mit zufälligen Spekulationen, die an ſich ſelbſt, wie ich ihnen bereits bemerkt habe, niemals realiſirt werden können, zu unterhalten. Und wäre es möglich, daß die gegenwärtige einſt in Realität kommen könnte: ſo hoffe ich, ihnen bewieſen zu haben, daß ſie, wenigſtens für den gemeinen Mann, unſchädlich wäre.

Aber,

Aber, ruft man aus, der Augenblik der Criſis könnte ſchmerzhaft ſeyn! Was diß betrift: ſo will ich nichts beſtimmen; unterdeſſen, wenn ich aus der Erfahrung ſchließen darf, ſo kan ichs nicht glauben. Woran hiengs, daß ſich dieſe Revolution nicht unvermerkt in den Zeiten Guſtaf Adolphs zutrug? Hätte dieſer Prinz ſeinen lezten Sieg überlebt, was wäre natürlicher geweſen, als die Folge einer Theilung des Reichs? Der größte Theil deſſelben wäre vermuthlich von ſich ſelbſt zu einer ſchwediſchen Provinz worden. Was hätte das Oberhaupt des proteſtantiſchen Bunds gehindert, ſich zum Oberhaubt des politiſchen Bunds zu machen?

Vielleicht würde er eine Zeitlang die proteſtantiſchen Häubter geſchont haben, um die katholiſchen deſto reiner ausrotten zu können. Aber am Ende würde die erſtere Parthey, nachdem ſie das Gleichgewicht verlohren, ſich mit Güte oder Gewalt unter das allgemeine Joch haben beugen müſſen.

Auch die Nachbarn würden zum Raub herbeygeeilt ſeyn. Vermuthlich wäre es gegangen, wie wir es an Pohlen geſehen haben. Zwar wäre es nicht die Krone Preußen, nicht das Haus Oeſterreich, geweſen, die ſich hiebey bereichert hätten.

Das Looß hätte Schweden, Frankreich und Dänemark — Mächte, die ohne von den Verheerungen des Kriegs das mindeſte erlitten zu haben, den Nuzen davon gezogen hätten, getroffen. Und gleichwol, ich wiederhole es nochmal, iſt es der Frage werth, ob man dem gemeinen Mann in Deutſchland hiebey nicht hätte Glük wünſchen müſſen. Allein, fahren ſie fort, wo wäre es mit den Sitten geblieben. Wenn jemals ein dergleichen Syſtem aufkommen ſollte: ſo iſts um die Sitten geſchehen. Hui! mein Herr, welches Alter verlangen ſie, um eine ſolche Delikateſſe zu berechtigen? was würde ihnen die sechszigjährige Ninon, als ſie im Begrif war, ihre Arme nach einem friſchen Galan auszuſtreken, geantworttet haben, wann ſie ihr vorgeſtellt hätten: Madam ſie verſcherzen ihre Tugend, ſie ſezen ihre Ehre aufs Spiel. Lernen ſie, mein Freund, würde ſie geſagt haben, daß es ſchon lang iſt, ſeitdem Ninon weder Tugend noch Ehre mehr zu verſcherzen hat.

Verlangen ſie hiezu etwan ein Jahrhundert, wo ein Aufruhr in Amerika für einen rechtmäſigen Grund ausgegeben wird, ſich der Unabhängigkeit anzumaſſen? Wo England ſeine Häfen ungeſtraft mit der Beute einer nachbarlichen und neutralen Nation anfüllt? Wo einer ſeiner Miniſter ohne Schamröthe, im öffentlichen National-Senat, ins

An-

Angeſicht ganz Europens ſagt, daß ein beſchwerlicher Vertrag ohne Rukſicht zernichtet werden könne? wo wir Pohlen ohne Urſache überfallen, ohne Krieg erobert, ohne Widerſpruch zertheilt ſahen? Mitten unter dem Zuſammfluße ſolcher Thatſachen, ſolcher Beweiſe vom Rechte des Stärkern, läßt ſich gut von Sittenlehre und von Gewiſſensſkrupel ſprechen.

Um ihnen vollends den lezten Beweis zu ihrer Ueberzeugung zu geben: ſo frage ich ſie, welches iſt die fähigſte Staatsconſtitution, um die Ordnung, oder, welches eben ſoviel iſt, die öfentliche Sicherheit zu handhaben: eine anſehnliche immer ſtehende Macht unter der Aufſicht eines ehrfurchtswürdigen Monarchen, und den Befehlen eines geſchikten und vertrauten Generals: oder ein Gemengſel verſchiedener unabhängiger Stände, wovon jeder Anführer ſein eigenes Intereſſe hat, und die ſich, von Ambition und Neid gehindert, niemals in einem Punkt vereinigen werden.

Sehen ſie, mein Herr, die wahren Bilder der deutſchen Reichsverfaſſung, ſo wie ſie aus dem Schooß des Münſter'ſchen Friedens entſprungen iſt; und derjenigen, um deren Vorzug ſie mich tadlen. Sollte hierdurch der Streit nicht entſchieden ſeyn?

Der Milchtopf.

Ein Märchen.

. . . . . Die Staatsverbündung der Deutſchen hat jenen bewundernswürdigen Karakter, daß die geſezzmäßige Gewalt ihres Oberhaubts ein ewiger Damm gegen die Ausbrüche der Anarchie iſt.

Kardinal Richelieu.

Mir kam im Traum zu Nacht einſt für:
Das ganze heylig römiſch Reich
Sey ainem groſen G'mainhauß gleich,
Allwo hie, mit Verlaws zu ſag'n,
Der Kaiſer thet ſelbſt Vffſicht trag'n,
Zank, Vnheyl und all Fehd zu wer'n.

Kurfürſten, Fürſten und geiſtlich Herr'n
Grauen und Stett allſambt vereynt,
Allhie die Mittbeſizer ſeynd,
Von den'n ain yd'r an dieſer ſtett
Sein Loſament und Weſen hett.
Die Reichſt, (exempli gratia)

Der

Der Kaiſer und kurfürſten, han da
Oder ain Stockwerckh inn und mer
Die nach Jn'n ſeyn, blos Gemächer
Oder auch nur Kaffenetter.
Die Cleyneſt aber ſchleußt ain Schreyn
Oder ain G'ſchirr und G'fäß ſunſt eyn.

Ein Fürſt, von ádelm Stamm ain Reyß,
Des Kaiſers Oheims, tapff'r und weyß,
Hett ain Sal mitten Jm gebewd,
Der was ſchoen, heitter, langh und breitt.
Nur ſtund dar Jnnen Jn ain Eckh
Ain Milchtopff, als wy ain Fettfleckh.

Ain ſchoen new Gewandt verunziert,
Wor Jnn ain rüſtig Dirn ſtolziert.
So was der Milchtopff allemal
Ain häßlich Schandfleckh in dem Sal.
Doch ließ des Fürſtens ſein Guttheyt
Vnd G'nad Jm noch den Placz zur Zeytt.

Weyl ainig Man mit Jrem Kind,
Haußfrawen, Schwägern und Geſindt
Darunter ihre Wonung han.
Von den'n der allergrößeſt Man
Nit größer iſt, als wie ein Glydt
An meinem Dawm: das Gott behütt.

Doch

Doch ſeyns allſambt vnruhig Köpff
Vnd heißen Jns gemein die Knöpff.
Weiß nit ob wegen Dr Cleynheit
Oder ob wegen Dr Feinheyt.
Dieweilen nun on Maaß und Zyl
Die Knöpf ausüben vyl Muthwill,

Und ſich allzeit tun ſo beweyß'n,
Als weren's gar ain Schwarm Horneyß'n:
Allſo gebot der Fürſt den Sein'n
Der'n Ampt es heiſchet, hüpſch und fein
Vff gut Ordnung ſtetts acht zu han,
Daß ſie nit ſollten ong'ſtraft lahn,

Wann wo ein Knopf ſchreyt aus ſein Pfad
Oder verübt ain Freuelthat.
Dem folgen nun All, Man für Man.
Doch meiſt ain Diener Lobeſan,
Der Voitt der Ortt'n und Endten was
Vndt der Knöpf wartt on Vnderlaß.

Wan ainer vf des Fürſten Sach'n,
G'ſchmaid und Geräd ain Klex thett mach'n,
Oder wolt nur den ringſten Span
Sich vom Fußpoden maßen an;
Kurz wann ein Knopf im Sal ſchwärmt rüm,
So ſprach ſtracks dieſer Voitt zu Jm:

Wo aus, wo aus mein cleyner
Knopf?
Sluxs wieder unter dein'n Milch-
topff?

Den Knöpfen diß nit wolt behag'n,
Thetten desweg'n beym Fürſten clag'hn
Entgeg'n den böſen Voitt, der Jr
Hoffmeyſter wolt ſeyn für und für.
Mit vyl Geſchwez fürbringt die Sach
Ain Knopf, der ſchyr für Fewr und Rach

Zerberſten wollt, und thett dabey
Als ob ers Fürſtens gleichen ſey.
Deßhalben der ſein heftig Red
Auch allſo underprechen thet:

Wo aus, wo aus mein cleyner
Knopf?
Slux wieder unter dein'n Milch-
topff!

Von Stund an bis zu dieſer Friſt
Es ganz zum Sprüchwortt worden iſt,
Daß wann ſich Ainer aus Hochmut
Viber ſein Standt erhében thut,

Ain Yder, der Jn hört und ſicht
Vrplözzlich höniſch zu Jm ſpricht:

Wo aus, wo aus mein cleyner
Knopf?
Slux wieder unter dein'n Milch-
topff!

Men-

Menſchen, was ſeyd ihr in der Hand der Gerechtigkeit!

In ſich ſelbſt vertieft ſpazirte der weiſe Mem-Cu an dem ſchattenreichen Ufer des Kiao. Plözlich durchbricht ein jammernder Lärmen die Luft. Mem-Cu ſiehet in einem jenſeits dem Fluße gelegenen Dorf Leute flüchten. Er vermuthet, daß entweder Feur ausgebrochen ſey oder Räuber eingefallen wären. Im Augenblik ſtürzt er ſich ins Waſſer und ſchwimmt über den Strohm, den Leidenden zu Hilf zu eilen.

Sobald er ſich bis auf hundert Schritte dem Dorfe He-Kien, ſo nennt ſich daſſelbe, genähert hatte: ſo begegnete ihm ein Einwohner. Seine ehrliche Miene und ſeine grauen Haare machten ihn ehrwürdig. Er ſchlug die Hände über dem Haubt zuſammt und entfernte ſich vom Dorf.

Mem-Cu ruft ihm zu. Er bittet ihn, zu weilen, und ihn wenigſtens von der Art der Gefahr zu unterrichten.

Der Alte.

Groſſer Li! Gerechtes Weſen! Sollteſt du dieſe Mißbräuche billigen?

Mem=Cu.

Erkläre dich, Vater. Worinn kan ich dir oder Andern Hilf leiſten?

Der Alte.

Würdige, die Seele dieſes Unſchuldigen in dem glänzenden Schooß Amida's zu tröſten!

Mem=Cu.

Ich beſchwöre dich, was ſoll ich thun?

Der Alte.

Ueber dich und deine Nebenmenſchen ſeufzen. Vernimm. Vor einigen Stunden trieb der Strohm einen Leichnam ans Geſtade. Es war dem Anſehn nach ein blühender, reizender Jüngling: die Tugend ſeiner Seele ſchien noch auf ſeinem erblaßten Geſichte zu weilen. Bedaurenswürdige Eltern, was wird euch ſein Tod koſten!

Mem=Cu.

Weißt du nicht, daß die Schikſale der Menſchen an einem Faden hängen, den die Gottheit nach ihrem Belieben zerreißt?

Der

Der Alte.

Du weiſt, daß wir ein Geſezz vom unvergeß-lichen Kaiſer Yao haben, vermög deſſen, demjeni-gen der einen Ertrunkenen auffiſchet, und ihn mit-telſt Gebrauch der zugleich vorgeſchriebenen Mittel wieder ins Leben bringt, nicht nur 300 Rupien zur Belohnung beſtimmt ſind; ſondern auch das Dorf, wo dieſe That geſchehen, ſoll ewig ſteur-frey ſeyn.

Mem-Cu.

Dieſes Geſezz iſt in dem geheiligten Werke U-Kim aufbehalten.

Der Alte.

Wärs auch niemal vorhanden: glaubſt du, daß meine Mitbürgere, deren Caſte in der Pflicht die Nächſtenliebe auszuüben einen veralteten Be-ſiz hat, weniger geſäumt hätten, den Ertrunke-nen zu retten? Aber wie ſchwach iſt der Arm der Sterblichen wenn er ſich gegen die Gewalt der Juſtiz erhebt!

Mem-Cu.

Unſterbliche Götter: Laßt mich nichts Ab-ſcheuliches vernehmen!

Der Alte.

Unſere Jünglinge hatten den Leichnam im Hui aus dem Waſſer gefiſcht. Man legte ihn auf warme Matten. Man ſchikte einen Eilboten in die nächſte Stadt, einen Wundarzt zu holen, um die Mittel für die Ertrunkene anzuwenden. Der menſchenfreundliche Wundarzt eilte ohne Schwürigkeit herbey. Er bot ſeine ganze Kunſt auf. Schon athmete der Ertrunkene: ſchon ſchlug ſein Puls wieder: ſchon wurde ſeine Bruſt warm. Es hieng nur noch am lezten Handgrif, das in ihm zurückkehrende Leben zu beſeelen — — —

Nem-Cu.

Der Himmel ſegne die Einwohner zu He-Kien!

Der Alte.

In dieſem Augenblick überfällt eine Bande Schergen, an deren Spize der Mandarin-Landvogt der Provinz Kiang-Si iſt, das Haus, prügelt die Inwohnere: den Wundarzt legt er in Eiſen, und nachdem er den wieder zurükblaßenden Leichnam quer über ſeinen Palankin gebunden hat: ſo führt er beyde mit ſich fort.

Nem-Cu.

Und die Urſache dieſes grauſamen Auftritts?

Der Alte.

Weil die Provinz Kiang-Si mit der Provinz Que-Che in einem Streit wegen der Jurisdiktion liegt.

Nem-Cu.

Nun weiß ich genug. Laſſet uns unter die Hand des Verhängniſſes beugen, und das Zepter des erlauchten Tienſa küſſen!

Der Alte.

Wie? Iſt keine Seele, die ihm dieſe Mißbräuche wiſſend macht? Iſt die Provinz Que-Che weniger eine Portion des Reichs China, als die Provinz Kiang-Si? Iſt er weniger Vater ſeiner Unterthanen zu He-Kien als zu Peking? Iſt er weniger Geſezzgeber in einer Provinz ſeines Reichs als in einer andern? Sind die Rechte der Menſchheit weniger heilig, als die Rechte der Hoheit? Iſts möglich, daß ein Geſezz das andere zerſtöhren kan?

Der Alte würde nicht aufgehört haben, zu deklamiren; wann ein Strohm von Thränen, der ihm aus den Augen ſtürzte, ihn nicht unterbrochen hätte.

Wie ſchickt es ſich (ſeufzte er noch ſchluchzend hinzu) für die Würde eines Mandarin von China, daß er ſich zum Diener der Privilegien des Henkers erniedrigt!

Mem-Cu.

Die Rechte der Menſchlichkeit, guter Vater, rühren vom Himmel her: und die Geſezze von Menſchen. Bethe die erſtern an, ſpricht die Schrift der Weisheit, und fürchte die leztern.

Ueber

Ueber das phyſiokratiſche Syſtem.

(S. vorigen Hefts Seite 37.)

Fortſezung.

Iſts nicht immer ein allgemeiner Fehler der Syſtemerfinder geweſen, daß ſie ſogleich in allen Welttheilen ihr Syſtem angenommen wiſſen wollten, und ſich nicht begnügten, nur erſt einen engen Zirkel oder einzelne Menſchen damit zu erbauen. Sie haben nicht philoſophiſch genug bedacht, wie ſchwehr es freygebohrnen Menſchen, beſonders aber freyen Deutſchen falle, ſich in Sachen des freyen Willens, einem allgemeinen Geſezz unterwerfen zu laſſen.

Bey dieſer ſogar in ein deutſches Reichsgrundgeſezz übergegangenen Schwürigkeit, die unter dem Nahmen SACRA LIBERTATIS ANCHORA bekannt genug worden, iſt die Nation gleichſam feyrlich berechtigt, ſich allen obrigkeitlichen Anſtalten zu widerſezen, die in Religions- und Steurſachen, und überhaubt in allen Sachen gemacht wer-

den wollen, da entweder den einzelnen Reichsſtänden und ihren Unterthanen das Geld aus den Beuteln heraus votirt, oder der Unterſchied der Religion, wann die verſchiedenen Religionsverwandte auch in weltlichen Sachen anderer Meynung ſind, nicht geachtet werden will, wie ich oben ſchon berührt habe; dann es iſt nun faſt kein Land in Deutſchland zu finden, worinn nicht zwo Religionspartheyen ſind, und wo die Fragen nicht deutliche Streitigkeiten erweken könnten: ob die katholiſchen Beker eines Dorfs, einer Stadt, eines Lands, befugt ſind, anſtatt der runden Semmlen viereckigte zu backen? ob die evangeliſchen Schuſter das Recht haben, die Maaſen nur mit Pappier zu nehmen, wann die katholiſchen dazu eine eigene Maaßſtabsmaſchine haben? Und anders mehr.

Es iſt alſo kein Zweifel, daß ſobald dem Unterthan, beſonders aber dem gedrükten und auf ſeine Freiheit um ſo mehr eiferſüchtigen und bey dem heutigen mannigfaltigen Finanzreformen mistrauenden Landmann Geſezze gegeben werden wollen, wie viel, auch wohl was für, Früchte er jährlich einerndten mus, welches eine Anweiſung vorausſezt, die der Knecht von ſeinem Herrn, aber der Bauer und Landeigenthümmer nicht von der Obrigkeit anzunehmen ſchuldig ſeyn will, dieſes der erſte Schritt zu einem höchſt unruhigen Regiment ſey. Eine jede

de Obrigkeit wird aber doch geneigter ſeyn, ihr Regiment ruhig als unruhig zu führen, wann die Wahl von ihr abhängt.

Wann irgend die Machtvollkommenheit des Regenten bey einer allgemeinen Anſtalt nüzlich ſeyn kan: ſo iſt gewiß die bürgerliche Geſezgebung, die durch ganz Deutſchland in dem erbärmlichſten Zuſtand iſt: und doch hat der weiſe und gewaltige König Friederich ſeine Gewalt nicht angewendet, weder ſein neues Geſezbuch auf einmal durch alle ſeine Länder allgemein zu machen, noch die alten römiſchen und deutſchen Geſezze und Gewonheiten ganz abzuſchaffen, ſondern hat für beſſer gefunden, dieſes alles nur verſuchsweis anzuordnen und der Zeit und den Umſtänden das weitere zu überlaſſen.

Und eben das iſt es, worauf ich oben mein Urtheil von der reinen Profitſteuer gegründet habe, daß ſie nehmlich, ſich ohne Schwierigkeit wird einführen laßen, wann die Sache an ſich gut iſt und nicht durch obrigkeitliche Verordnungen und ſtrengen Gehorſam erzwungen werden will. Man ſehe nur die tägliche Beyſpiele von Moden, Gebräuchen, Manufakturen, Produkten, die in Deutſchland gemein worden, keinesweges aber durch Geſezze, ſondern durch die gewöhnliche und beſonders bey dieſer Nation ſehr wirkſame Maſchinen der

Nachahmung, die ſonſt ein knechtiſcher Begrif iſt, hier aber das Schild der Freyheit trägt, davon der Grund in der manchfältigen Gradation der Stände liegt, wo der Hirte dem Bauern, der Bauer dem Bürger, der Bürger dem Rathmann, der Krämer dem Schneider, der Kaufmann dem Schreiber, dem Doktor, der Prieſter dem Amtmann, der reiche Bürger dem Edelmann, der reiche und in vornehmen Würden ſtehende niedere Adel dem hohen Adel, der Graf dem Fürſten, der Prälat dem Biſchoff, der Fürſt und der Biſchoff dem Churfürſten, dem Erzbiſchoff, dem Könige ꝛc. nacheifert. Wer dieſe Scalam wohl kennt und mit Klugheit zu nuzen weiß, auf deſſen Beyfall rechne ich hier.

Was dem König in Schweden bey Einführung der Nationaltracht gelungen iſt, dies würde ſeinem Vater und auch ihm nicht gelungen ſeyn, wenn nicht eine wichtige Veränderung in der Regierungsform vorausgegangen wäre. Es verſuche es ein Regent und verbiete in ſeinem Lande die franzöſiſche Kleidertracht, unterſtüze dieſes Verbot mit Gründen der Spahrſamkeit und des Patriotiſmus, auch wohl in proteſtantiſchen Ländern mit Rückſicht auf Religions-Unterſchied; und verfolge endlich, wenn alle dieſe Verſuche vergeblich ſind, ſein Vorhaben mit Gewalt; er wird eine

all-

allgemeine Empörung wie bey den Schwäbiſchen Bauern, die gegen das neue A b c buch rebellirten, vielleicht auch wohl, wie ehemals der Biſchoff von Salzburg, eine Emigration zu fürchten haben.

Ich glaube nicht, daß unſer phyſiokratiſches Steuerweſen jemals in den Kammern der Fürſten und Regenten einen ſo allgemeinen Geſchmak finden werden, daß dergleichen Empörungen deswegen zu befürchten wären, denn es iſt mir nur Ein Land bekannt, wo die Ausübung hat verſucht werden wollen, wo aber der Verſuch entweder mißlungen oder zu kurz abgebrochen worden; und was dermalen noch darüber geſchrieben wird, das iſt blos eine idealiſche Sache der Schriftſteller, wie die Leiden und der Tod des Werthers, worüber ſie ſich heftig gezanket haben, ob ſie ſchon wußten, daß nie ein Werther exiſtirt hat, folglich auch nicht geſtorben iſt.

Indeſſen wird man mir immer verwilligen, daß, wenn ein dritter ſolche Streitigkeiten führen ſieht, der die Urſachen davon kennt, und ſeine Landsleute ſelbſt mit dem Gegenſtand am erſten bekannt gemacht hat, dieſer in ſeinem Gewiſſen verbunden ſey, zu verſuchen, daß das Buch möge zugemacht werden, je mehr meine Mitarbeitere in dieſem Fach, Herr Dohm, Buſch, Fürſtenau, Iſelin,

Schlettwein ꝛc. ꝛc. gezeiget haben, wie fähig ſie ſind, von praktiſchen wichtigen Gegenſtänden mit Ordnung, Scharfſinn und Aufmerkſamkeit zu ſchreiben, um nicht durch längere Fortſezung ſolcher minder wichtigen undankbaren Unterſuchungen ſich die Zeit zu den wichtigern Arbeiten zu entziehen.

Mein Verſuch geht dahin, noch insbeſondere zu zeigen, daß auch alles was für oder gegen die Gerechtigkeit und Ausführbarkeit des Syſtems geſagt werden mag, den Grad von Evidenz doch nicht habe, der da gefodert wird, wenn der größte Theil des leſenden Publikums gewonnen werden ſoll.

Daß die Domainengüter des Regenten von den Auflagen frey ſind und frey ſeyn müſſen, das kan nicht anders als entweder durch einen offenbaren Widerſpruch oder durch ein anderes Verhältniß zwiſchen Unterthanen und Regenten geläugnet werden.

Der erſte Fall des offenbaren Widerſpruchs ereignet ſich faſt auf dieſelbe Art, da in den Brandaſſekuranz-Geſellſchaften der Abgebrannte von ſeiner Brandſtätte nach der darauf haftenden Matrikul nicht frey ſeyn, ſondern ſich ſelbſt beyſteuren ſoll, wie in einigen Ländern zwar auch wirklich geſchiehet; dann wird aber die Taxa darnach gegrif-

fen,

ſen, und um ſoviel höher geſezet, damit der eigene Beytrag des Abgebrannten überflüßig werde, oder es wird die Indemniſations-Summe um ſoviel erhöhet, als die eigene Beyſteuer des Abgebrannten beträgt; auf die eine wie auf die andere Art wird der Widerſpruch abgewendet, daß der Herr ſich ſelbſt Steuern bezahlen ſoll. Der zweyte Fall des beſondern Verhältniſſes entſteht in denjenigen Ländern, wo noch formirte Landſchaften ſind, welche den größten Theil der Auflagen eines Landes unter dem Nahmen der Steuern, Schazung, Contribution, 2c. 2c. ausſchreiben und erheben.

Da geſchiehet es, daß der Landesherr von ſeinen eigenen Domänen, Häuſern und Gütern Schazung bezahlen muß, wenn er mit ſeiner lieben und getreuen Landſchaft ſich nicht darüber beſonders verglichen hat. Allein! Dann iſt auch der Landesherr nicht Steuerherr, ſondern die Landſchaft iſt es. Dieſe ſchreibt die Steuern aus, erhebt ſie, gibt davon dem Landesherrn eine gewiſſe Summ, und rechnet ihm an derſelben auf, was er wegen ſeiner Domänen, ſeiner Schlöſſer und Dienerhäuſer an den ausgeſchriebenen Steuern beyzutragen hat.

Dieſen Fall, wo noch ſolche Parlamenter von Landſchaften ſind, davon ich anderwärts ſchon geredet

redet habe, nehm ich hier aus, und laſſe aus eige-ner Ueberzeugung und Erfahrung gelten, daß der Landesherr, wie ſein Unterthan Steuern geben müſſe; aber aus derſelben Erfahrung bin ich auch überzeugt, daß es auf ein bloſes Formale und Spielwerk hinauslauft, wobey das Land nicht nur nichts gewinnt, ſondern auch ſogar verliert; ich will verſuchen, dieſes in ein Beyſpiel einzukleiden, um mich ſinnlicher und deutlicher auszudrükken.

Der neue Landesherr fodert von ſeiner Land-ſchaft 200000 fl. ſie werden ihm bewilligt; bey der Auszahlung aber wird ihm ein Abzug von 50000 fl. für Domänen ꝛc. Steuern gemacht. Der Fürſt kan nun mit den übrigen 150000 fl. ſeine Ausgaben nicht beſtreiten; er fodert alſo in dem folgenden Jahr 250000; ſie werden ihm be-willigt und nun will ich annehmen, daß die Sum-me hinreiche, was doch ſelten geſchieht, Jezt verſteuert der Regente zwar ſeine Domänen, die Unterthanen aber ſteuern ihm die Gelder dazu. Was man in der Schule einen circulum nennt, das geſchieht in den Ländern, wo formirte Land-ſchaften ſind, und wo die Räthe und Bediente der Landſchaften ſich deſto beſſer ſtehen, je gröſ-ſer die Summen ſind, die der Fürſt verlangt, oder die ausgeſchrieben werden.

Jn

In den Ländern, wo keine Landſchaftspar-lamenter ſind, und die Regenten unmittelbar durch ihre Rentkammern die Steuern ausſchreiben laſſen, iſt alſo die Beſchatzung der Domänen eine ganz gleichgültige und dem Landeigenthümer weder ſchädlich noch nützliche Sache, da er ſoviel Steuern als ihm angefodert werden, bezahlen muß, ohne Unterſchied, ob der Landesherr von ſeinen Domänen Steuer bezahlt oder nicht. Denn die Ausgaben des Staats richten ſich nicht nach den Einkünften, ſondern die Einkünfte müſſen ſich nach den Ausgaben richten, wie in der Fürſtenauiſchen Schrift S. 38. zugegeben wird, ein Satz, den der Verfaſſer des teutſchen **Bürgers an einen teutſchen Hofmarſchall** S. 2. 3. 4. fg. bereits vorgetragen und bewieſen hatte.

Und nun noch den Regenten mit ſeinen Regalien der Steuer-Matrikul und dem **reinen Gewinnſtfuß** zu unterwerfen, das lauft auf eben denſelben Cirkul hinaus.

Wir haben auch ein ganz neues genau hieher paſſendes Beyſpiel vor uns, bey der öſtreichiſchen Dominikalſteuer in Schwaben, wo das Erzhaus verlangt, daß die Schwäbiſche Reichsſtände, die innerhalb des öſterreichiſchen Landesbezirks Regalien beſitzen, auch von dieſen Regalien an das Haus

De-

Oeſtreich Steuern geben ſollen, die eben davon Dominikalſteuern genannt werden.

Ich will dieſes nur im Vorbeygehen anführen, ohne daraus einen andern Beweis zu nehmen, als daß das, was in Anſehung der Regalien von beyden ſtreitenden Theilen geſagt wird, keine Spekulation ſey, die wieder mit Speculation beantwortet werden müſſen, ſondern die wirklich praktiſch iſt und auf jede einzelne Gattung ausgedehnt werden kann.

In der Schrift, die ich vor mir habe, wird eine Stelle des Herrn Dohms S. 10. b. angeführt, daß das Salzregal nothwendig mit einem Monopol unterſtüzt werden müſſe, weil ſonſt, wenn nach den übrigen Requiſiten des phyſiokratiſchen Syſtems ein ganz freyer Handel zugelaſſen werden wollte, der Preiß des inländiſchen Salzes dergeſtalt fallen müßte, daß das Salzwerk gar nicht mehr gebaut werden könnte, folglich dieſe Quelle der Einkünfte ganz verſiegen müßte, welches denn der Fall wäre, da dem Regenten von ſeinen Regalien keine Steuern zugemuthet werden könnten. Dieſer Satz will damit widerlegt werden, daß, wenn die Quelle nicht ſo reich iſt, um den Unterthanen das Salz in geringern Preiß verſchaffen zu können, als ſie es in der auswärtigen

Nachbarſchaft haben mögen, der Fürſt doch befugt ſey, mit einem andern Landesherrn, der beſſere Salzquellen hat, vortheilhafte Lieferungs-Contrakte zu ſchließen, und damit (wie ich die Stelle verſtehe) ſein Salzregal auszuüben, folglich auch ſchuldig ſey, dieſes Regal zu verſteuern. Ich will, ehe ich meine Gedanken darüber ſage, in der Ordnung weiter (S. 12. c.) auf die Poſt- Münz- und Zoll-Regalien fortgehen.

Bey dem Poſtregal iſt Herr Dohm der Meynung, daß, weil es bloß zur Bequemlichkeit der Menſchen und der Einwohner des Staats erfunden worden, auch dieſe billig die Koſten tragen ſollen, die zur Unterhaltung der Anſtalt erforderlich ſind. Da nun die Landeigenthümer gleichſam die Repräſentanten oder Generallivranten des Staats in dem phyſiokratiſchen Syſtem ſeyn ſollen, durch deren Hände alles gehen muß, was über und unter der Erde liegt, kriecht, ſteht, geht, fliegt, was gefahren, getragen und verſchiffet wird, ſo ſey es auch billig, daß ihnen dieſe Koſten erleichtert und ſie dadurch in den Stand geſezt werden, ihre Productionen in geringern Preißen zu verkaufen, welches alsdann der Fall wäre, wo der Landesherr von dieſem Regal keinen Nuzen zöge, folglich auch keine Steuer davon geben könnte. Allein! die Poſt ſo einzurichten, um

dieſe Erleichterung zu erhalten, dieſes Poſtulat hält Herr Dohm für unmöglich und Herr Fürſtenau für möglich.

Hierüber wäre vieles zu ſagen. Inzwiſchen wird folgendes hieher genug ſeyn.

Wo der Landesherr in ſeinem Lande das Poſtregal ſelbſt ausübt und ſo beobachtet, daß nicht die Poſtmeiſter das Publikum in Contribution ſezen können, wobey doch der Herr am Schluſſe des Jahrs zuſchießen muß, ſondern daß er einen billigen Gewinn davon zieht, ſo dient dieſer Gewinn dazu, um die Abgaben von dem reinen Gewinn des Landmanns zu vermindern, wenn dieſe nehmlich nicht nach einem beſtändigen Fuß, ſondern nach der abwechſelnden mehrern oder wenigern Bedürfniß des Staats beſtimmet und erfodert werden. Wo aber ein Dritter in eines Reichsſtandes Land das Poſtregal exerzirt, da iſt derſelbe Fall vorhanden, wo der Landesherr wie in Schwaben die Dominikalſteuer fodern kan.

Ich ſpreche jedoch hier von der nackten Regul; in Teutſchland iſt ſie in jenen Ländern, auf welche ich hier ziele, keinesweges nackt, ſondern in ſo viele Verträge und Servituten eingekleidet, daß alle jene Vortheile, die der fremde Poſtherr

aus

aus dem Lande ziehet, dafür angeſehen werden müſſen, als wenn ſie der Landesherr zöge, und ſie als eine zu ſeinem Hofſtaat unzertrennlich gehörige Ausgabe an den fremden Poſtherrn bezahlte, mithin kan auch der Gedanke dieſen zu beſteuern nicht ſtatt finden, es wäre denn, wie Herr **Fürſtenau** S. 15. zu bezielen ſcheint, daß die gewinnſüchtige **Erhöhung** der Poſtgelder **impoſtiret** würden, wenn ſie nähmlich nicht **abzuſchaffen** möglich wäre.

Ich glaube aber, daß das leztere möglicher ſey als das erſtere; bey dem **erſtern** würde der Unfug der Poſtbedienten gleichſam durch die Quotiſation legitimirt werden, welches gegen die guten Sitten ſtritte, das leztere hingegen kommt auf den ernſtlichen Willen derjenigen Obrigkeiten an, die in ihren Ländern das Poſtregal ausüben. Meiſtens ſchlagen aber dabey ſoviel Nebenbetrachtungen ein, die hier nicht am rechten Orte ſtehen würden, kürzlich jedoch darauf hinauslaufen, daß das Poſtweſen und der ganze Begriff deſſelben in den Finanzplan der deutſchen Regenten nicht paſſe, entweder, weil das ganze Perſonale nach einer eigenen Moral geſtimmt iſt, wobey das Publikum und die Rentkammern zufrieden ſeyn müßen, daß ſie ihre Briefe und Gepäcke richtig und unverſehrt erhalten, oder fortbringen können, und nicht genöthigt ſind, expreſſe Boten und Fuhren abzuſchicken,

unter welcher Betrachtung auch der gröſte Unfug doch immer noch eine Wohlthat bleibt, oder, weil derjenige Theil der Menſchen, der fähig wäre, die Miſsbräuche zu rügen und auf ihre Abſtellung zu dringen, meiſtens, wegen der Poſtfreyheiten, die er genenſt, kein eigen Intereſſe hat, ſich dabey zu bemühen.

Doch eben hier iſt der Ort, wo ich glaube, daſs eine beſſere Einrichtung möglich ſey, wenn es den erſten Räthen des Fürſten ein wahrer Ernſt iſt, in dem Staat Ordnung zu erhalten, damit durch keine fremde Collektation, ſie heiſſe wie ſie wolle, das baare Geld verſchleppet und das Zirkulationskapital verringert werde.

Was die **Münze** betrift, ſo nimmt Hr. **Fürſtenau** an, daſs ſie alsdenn nur einen **wahren und gerechten** Gewinn abwerfe, wenn der ausmünzende Staat auf eigenen Bergwerken edle Metalle baut, und daſs aller andere Gewinn auf eine Verfälſchung hinauslaufe, die dem Unterthanen eben ſo ſchwer falle als eine Auflage, welche am Ende doch der Grundeigenthümer allein bezahlen müſſe, weil er ſchlechte Gelder für gute annehmen und ſich damit ſeine Produkten bezahlen laſſen muſs.

Ich will auf einen Augenblik den lezten Saz von der Verfälſchung als richtig annehmen, un-

ge-

geachtet noch eine groſſe Klufft zwiſchen unſerm und dem engliſchen Münzweſen befeſtigt iſt, denn in England wird kein Schlägſchaz und kein Münzremedium zugelaſſen, eben deswegen aber auch keine Exportation von engliſchen Münzen erlaubt, aber folgt denn daraus, daß eine relative Verfälſchung eine wahre Verfälſchung ſey? Die deutſche Münzgeſezze erlauben Schlagſchaz und Remedium, folglich ſind die Münzen, die nach deutſchen Geſezzen gemünzt werden, vielleicht zwar relative auf die engliſche Geſezze eine Verfälſchung, aber nicht auf die deutſche.

Hirſch hat in 9 Folianten ein Münzarchiv geſchrieben, und doch kann noch niemand ſagen, was eine wahre Münzverfälſchung ſey, ſowohl in den ſogenannten correſpondirenden als nicht correſpondirenden Reichskreiſen.

Ich hingegen weiß ſoviel, daß auf engliſchen Fuß, das heiſt aus Patriotiſmus und auf Koſten der Nation, in Deutſchland nirgends (die Harziſchen Ausbeutethaler etwan ausgenommen,) gemünzt wird, daß vielmehr in mittelmäſigen Ländern mit Vortheil gemünzet, Tonnen Goldes dabey erübriget, und doch die Münze beſſer als alle andere Münzen deſſelben Kreiſes befunden worden, auch bey der nachherigen allgemeinen Abwürdigung ſich im Werth erhalten haben.

Was demnach von dieſem Regal der Landes-herr gewinnt, das vermindert ſein Bedürfnis an Steuern, folglich wird auch verhältnismäſſig die Abgabe geringer, die er von dem reinen Gewinnſt fodern kann, oder, mit andern Worten: es iſt nicht nöthig, daß der Landesherr von ſeinem Münzregal etwas zu den reinen Profitsſteuern beytrage, und ſich gleichſam ſelbſt bezahle, weil je mehr ihm dieſes Regal erträgt, er deſto weniger von den Landeigenthümern zu erfodern bedarf, welches auf eben denſelben Saz (S. 9.) hinausläuft, daß der Landesherr keine Steuern fodern kann, wenn ſeine Domänen und Regalien zu deßen Bedürfniſſen hinreichen.

Bey den **Zöllen** glaubt Herr Fürſtenau, daß dieſe deswegen leicht abgeſchafft werden könnten, ohne daß die Kammern darunter litten, weil nach abgeſchafften Zöllen die Waaren um ſoviel wohlfeiler werden, folglich die Hofhaltungen der Fürſten durch den wohlfeilem Einkauf ihrer Bedürfniſſe das wieder gewinnen würden, was ſie durch die abgeſchafte Zölle verlieren, vielleicht auch noch durch die Vermehrung des reinen Gewinnſts, und der Steuer davon für die Kammern. Dieſe Urſachen ſind in der Schrift nicht deutlich ausgedrukt, ich vermuthe ſie aber, weil ich keine andere finden kan.

Herr

Herr Dohm hat ſchon (S. 13.) ein ſchweres Problem darauf gelegt, daß der König von Dänemark 5. Tonnen Goldes Sundzoll verlieren würde, den die Bauern und Grundeigenthümer ſchwerlich bezahlen dürften; ich finde es hier noch nicht aufgelößt. Am wenigſten iſt mir deutlich, was die durch die gänzliche Abſchaffung der Zölle beförderte freye Ein- Aus- und Durchfuhr, wegen der Verzehrung der Fuhrleute, dem Lande für eine Entſchädigung der aufgehobenen Zölle geben ſoll.

Es iſt nicht zu längnen, daß wir gewiſſe Länder haben, die ſich, der Unfruchtbarkeit ihres Bodens ungeachtet, durch die Induſtrie und Gewerbſamkeit ihrer Einwohner dergeſtalt über ihre Nachbarn hinaufgeſchwungen haben, daß dieſe, bey aller natürlichen Fruchtbarkeit ihres Bodens, ohne jene doch wie die Tatarn und Kalmuken in Hoorden elend und einfach dahin leben würden.

Ich will nichts nennen; wer mit Deutſchland einigermaaßen bekannt iſt, dem wird dieſes, was ich hier ſage ganz helle ſeyn. Man nehme A. für ein ſolches, tatariſches, und B. für ein benachbartes induſtrioſes Land an, welches bishero noch eben dadurch einigen Zufluß in der Nahrung hatte, daß der Fuhrmann aus Furcht in Strafe zu verfallen, nicht neben den Städten und Dörfern vor-

beyfahren konnte, ſondern Zoll geben muſte, und bey dieſer Gelegenheit ſich verweilte, um zu füttern und zu zehren, auch wohl Wagen und Geſchirr, das in den ſchlechten Straſſen verdorben worden, ausbeſſern zu laſſen. Dieſes Land B. wird nun nach aufgehobenen Zoll ganz öde; alle Fuhrleute ſcheuen und fliehen es, die Reiſenden eilen über die ſchmalen Gränzen weg, wie über Eiß, um in das nächſte beſſere Land A. zu kommen; in dieſem müſſen ſie nun doppelt für Zehrung und Arbeitslohn bezahlen, was ſie an Zöllen erſpahren. Sie zahlen es aber doch lieber als den Zoll. Dieſes einzelne Land würde dabey gewinnen, an dieſes würden die Zölle aus den Ländern B. unwiederbringlich für den Fürſten verloren gehen.

Noch könnte eine Ausnahme gelten, wann A. und B. einem und demſelben Regenten unterworfen wären, ein Fall, der ſich zuträgt, bey weltlichen Regenten durch Erbfälle, und bey geiſtlichen durch die Wahl, da etwan ein Land induſtrioſer wäre als das andere, folglich im Ganzen der Regente nichts verlöre, wenn die Nahrung aus A. nach B. ſich ziehet. Aber die Fälle ſind ſelten; vielmehr tritt bey allen dergleichen Finanzprojekten die wichtige und von allen andern Staaten der ganzen Welt unterſcheidende Beobachtung ein, daß Deutſchland, welches zwar nur einen Kayſer hat, und denſel-

ben

ben unter dem Nahmen Joſeph allgemein verehrt, doch aus mehr als 300. und, die Ritterſchaften mit eingerechnet, aus mehr als 600 Vaterländern beſtehet, davon ein jedes in Anſehung der Finanzen und der Commerzienverhältniße das andere für fremd betrachtet.

Wann alſo auch das Phyſiokratiſche Syſtem in einem, in zwey, in 10 Ländern Geſchmack finden und eingeführt werden ſollte, ſo würde daraus doch immer noch keine Verbindung für die übrigen 590. folgen, ihre Zölle, die ſie zumal für groſſe Vorrechte anſehen, dahin zu ſchenken, und weder Vergeltung noch Dank dafür zu haben.

So wenig nun dem Landgutsbeſitzer zugemuthet werden kann, dem Landesherrn die aufgehobene Zölle, wie Herr Dohm ſehr richtig bemerket, zu erſetzen, die der Fremde bezahlt haben würde, dem Landgutsbeſitzer aber nie entrichten wird, ſo bald er zum Lande hinausgekommen, eben ſo wenig kan dem Landesherrn, der keinen Sinn dazu hat, ſeine Zölle aufzuheben, zugemuthet werden, dieſe Zölle zu verſteuern; ſie ſind ſelbſt Steuer; je mehr er deren erhält, je weniger Zuſchuß bedarf er.

Ich weiß wohl, daß in einzelnen Fällen der Landesherr ſelbſt ſeiner eigenen Contribution ſich unterwirft; allein! das hat ganz andere hieher nicht gehö-

 rige

rige Urſachen, die ſich entweder auf eine Controll des Rechners beziehen, damit dieſer nicht Gelegenheit bekomme, unter dem Vorwand der Exemption Misbräuche zu begehen, oder auch um dem Publikum zum Anfang einer neuen Auflage, z. E. bey neugebauten Straßen oder Brüken, einen milden Eindruk zu machen.

Was von den Zöllen gilt, das gilt auch vom Salzhandel, davon ich oben meine Gedanken bis hieher ausgeſezt, da Herr Dohm (S. 18. d.) auf die fürſtlichen Monopolien kommt.

Ob es nach ſichern Grundſätzen der Regierungskunſt gut und löblich ſey, daß ein Fürſt mit Rhabarber, mit Grapp, mit Tabak ꝛc. allein handle? davon iſt hier nicht die Frage. Sonſt bin ich mit der bejahenden Antwort ſchon bereit, jedoch mit der Einſchränkung, daß Unterthanen, die vorher ſchon dieſes Gewerb getrieben haben, davon nicht abgetrieben, oder doch entſchädiget werden; denn wie viele Anſtalten und Fabriken gibt es nicht, die ohne ein groſſes Kapital nicht unternommen werden können, das der gemeine Bürger nicht hat. Und die Erfahrung faſt aller deutſchen Länder hat genugſam gelehrt, in welche groſſe Verluſts die Kammern der Fürſten durch einzelne Unternehmer und Fabrikanten geſtürzet worden, die mit aufge-

lie-

liebenen Geldern angefangen und mit Umſturz aufgehört haben.

Zu ganz neuen Fabriken gehören auch mislungene Verſuche, die zwar der Landesherr, nicht aber der Bürger ertragen kan; dieſe und noch viele andere Gründe haben vorlängſt den Saz feſtgeſtellt, daß es nicht nur dem Landsherrn erlaubt ſey, ſondern ſogar obliege, mit Unternehmung allerley Fabriken oder Culturen neuer Artikel ſeinen Unterthanen vorzuleuchten, ſie mit den Geſchäften bekannt zu machen, die ärmern dabey in Verdienſt zu ſezen, und nach Verlauf einiger Jahre denen, die ſich legitimiren, die Unternehmung ohne Unterbrechung fortführen zu können, ſie unter milden Bedingungen zu überlaßen.

Dieſe **Legitimation** ſcheint Herr **Fürſtenau** nicht zu fodern, ich halte ſie aber für ſo weſentlich, daß ohne dieſe die Ueberlaſſung einer ſolchen Unternehmung aus den Händen des Regenten eine unverantwortliche Sache ſey, wo die Kammer und das Publikum einer groſſen Gefahr ausgeſezet werden. Es klingt hart in den Ohren, das iſt nicht zu läugnen, der Landesherr braut Bier, ſpinnt Tobak, bereitet Grapp, Waid, webt Leinwand, mahlt Früchte ꝛc. wann die dieſen Gewerbsarten zugethane Bürger darüber klagen. Man vergleicht aber dieſe Klagen nicht mit den vorigen Klagen des gröſ-

 ſern

ſern Theils der Einwohner und der Fremden, ehe der Fürſt ſeine Fabriken angelegt hatte, da von allen jenen Bedürfnißen entweder gar nichts zu finden, oder was es auch gewesen, ſchlecht und unbrauchbar war.

Wenn nun ſolche Monopolien, ſo lange ſie in den Händen der Fürſten ſind, mit Vortheil getrieben werden, ſo ſind ſie eben das, was die Domänen ſind, die dem Fürſten eine Einnahme verſchaffen, ohne welche um ſoviel mehr Steuern ausgeſchrieben werden müßten.

Was gegen die **Conſumtions-Acciſe** und den **Papier-ſtempel** geſagt wird, daß ſie weſentliche Fehler haben, wenn ſie ſchon einen groſſen Theil ihres Ertrags auch von Fremden, die keine Unterthanen ſind, beyziehen, das zeugt von des Herrn **Fürſtenau** Geſinnung gegen die Acciſe, nicht aber von einer entſchiedenen Wahrheit, daß die Vermögensſteuer beſſer ſey als die Acciſe; und ſie wird noch lang unentſchieden bleiben, ſoviel auch darüber geſchrieben, bewieſen und controverſirt worden.

Ich kan nur ſo viel aus Erfahrung ſagen, daß in den Ländern, wo die Acciſe eingeführt iſt, eben ſoviel Schwürigkeiten zu überwinden ſind, um die Vermögensſteur dagegen einzuführen, als in den Ländern wo die Vermögenſteur ſchon ein-

ge-

geführt iſt, ſie abzuſchaffen und mit der Acciſe zu verwechslen.

Welche von beyden Arten der Kammer des Regenten nüzlicher und dem Land erträglicher ſey, das iſt eben ſo ſchwehr zu entſcheiden, wann überall die Sache nach richtigen Grundſäzen angegriffen und die Hebung darnach veranſtaltet wird.

Auflagen haben noch nie den fleiſſigen Unterthan arm gemacht, der Faule aber verdirbt bey den geringen wie bey den ſchweren Auflagen. Der freye Holländer iſt der ſinnlichſte Beweis davon. Seine Auflagen die er an den Staat bezalt, übertreffen bei weitem die Auflagen des Muſulmanns in Konſtantinopel. Der fleiſige Unterthan empfindet wohl ſelbſt, ohne mathematiſche Unterſuchung, ob ihm ſeine Auflagen zu ſchwehr ſind, und nur eine tiraniſche Regierung, die wir doch in Deutſchland nirgends haben, läßt den Unterthan, der in ſolchen Fällen Erleichterung ſucht, hilflos. Doch darauf kommt es hier nicht eigentlich an, ſondern darauf, daß es unbillig ſeyn würde, die Accis und den Stempel abzuſchaffen, und dem Landeigenthümer aufzulegen, weil ſoviel Fremde dazu beitragen, an welche der Landeigenthümer gar keinen Regreß hat.

Ich

Ich finde nicht nur dieſen Grund wichtig, ſondern auch wiederum die Haubturſach von gleicher Stärke wie bey den übrigen Domänen- und Regalien-Artikeln, weil Alles, was der Herr durch andere Auflagen, die nicht mit dem Landbau zuſammenhangen, gewinnt, ſein Bedürfniß im Ganzen um ſo viel vermindert.

(Der Beſchluß im dritten Heft gegenwärtigen Bands.)

Toi-

Ueber

den Gedanken des Abbt Raynal.

Ein Schriftſteller, der ein ſehr ſchönes Werk über den Urſprung des Handels der Europäer in beyden Indien, über das Intereſſe der Völker, und die Natur der Staaten geſchrieben; der ein anderes über die Geſchichte von Nordamerika ſchreiben will; kurz einer von den Lieblingsſchriftſtellern der heutigen Periode, kommt auf den Einfall auf ſeine eigenen Koſten einen Obelisk aus Granit auf derſelben Stelle zu errichten, wo die Schweizer ihren erſten Bund für Freiheit und Vaterland beſchwohren haben.

Des Tirannenjochs müde entwerfen im Jahr 1315 drey Bürger, **Werner von Stauffacher, Walther Fürſt,** und **Arnold von Melchthal,** auf einer Wieſe, Imgürtlin genannt, in der Pfarre Bawen, jenen Bund zwiſchen den Kantons Schweiz, Uri und Unterwalden, welcher der Grundſtein der nachherigen Staatsverfaſſung der Schweiz wurde.

Der berühmte Abbt Raynal, ein gebohrner Franzoſs, der mit der Schweiz in keiner andern Verbindung ſtehet, als wie ein jeder Weltbürger, der aber in allen ſeinen Werken einen Vorhang zur Freiheit und zur republikaniſchen Regierung athmet, ſchreibt an den Landmann zu Uri; und bittet um die Erlaubniß, eine Säule nach der Zeichnung Herrn Putſchet eines Luzerniſchen Baumeiſters, zum Gedächtniß dieſer Begebenheit auf derſelben Stelle zu ſtiften.

Iſts die Staatsverfaſſung, oder die Freiheit, welcher dieſes Monument gelten ſoll?

In Anſehn der erſten erklärt ſich der Abbt Raynal „daß die Staatsverfaſſung der Schweizer die weiſeſte unter allen modernen Verfaſſungen, und die erleuchteſte ſey, die ſich ein Volk ſelbſt geben könne.„ Dieſer Karakter ſcheint eine Ehrenſäule werth zu ſeyn.

Was die zwote betrift: ſo gebe ich folgenden Begrif von einer wahren Staatsfreiheit. Vollkommene Sicherheit der Perſon, des Eigenthums und der Handlungen; Freiheit zu denken, zu reden und zu ſchreiben, wann es der Fall erfodert, zum Organ der Nation zudienen; Keinen andern Herrn haben, als das Vaterland; Keinen andern Richter als das Geſez; An den Berathſchlagungen über

das

daß öfentliche Beſte unmittelbaren Antheil haben; Im Fall, wo es um Leben und Tod gehet, von Niemand beurtheilt zu werden, als von Seinesgleichen: In Gewiſſensſachen zu denken, und von einer Religion zu ſeyn, wie man will.

Man vergleiche dieſes Modell mit dem Verhältniße der Schweiz; und man ſchließe, ob die Freiheit in den Alpen einer Denkſäule würdig ſey.

Toi-

Digitized by Google

Toilettſpiegel.

Eine von denjenigen Schriften, die dem Ruhm dieſes Jahrzehnds abgehen, müſte ſeyn — **philoſophiſcher Verſuch über das Frauenzimmer.**

Daß wir eine Menge Schriften haben, die die Geſchichte des ſchönen Geſchlechts abzuhandlen prätendiren, das weiß man ſchon. Aber die eine Helfte derſelben hat den Fehler des Partheiiſchen, die andere den Fehler der Pedanterey. Sie ſind gröſtentheils von Mannsbildern geſchrieben. Ihr Karakter iſt entweder Lobrede oder Satire. Im Ganzen ſind ſie mehr nicht als eine Sammlung von Gemeinplätzen.

Das Werk, welches ich wünſche, müſte vom Geiſt der Wahrheit beſeelt; es müſte mit der Tinte eines Montagne oder eines Hamilton geſchrieben, und der Verfaſſer ein Hermafrodit ſeyn.

- Das Weib iſt insgemein von einem ſchwächern und feinern Gliederbau als der Mann. Ihr Blut iſt flüchtiger, liquider: ihr Fleiſch zärter

ter und weicher: ihre Nerfen ſind weniger geſpannt, und ihre Muskeln weder ſo feſt noch ſo zahlreich wie beym Mann. Diß der phyſiſche Karakter, der ihr Geſchlecht auf der ganzen Erde unterſcheidet, und woran man es von den Lappländerinin an bis an die Negreſſen in Guinea kennt.

Dieſes Temperament, welches ſie unter die Männer zu erniedrigen ſcheint, iſt von der Natur durch Schönheit und Reize — und vielleicht durch ein edleres Gefühl und eine feinere Vernunft — vergüthet worden. Wann die Stärke auf der Seite des Mannes ein Vorzug iſt: ſo wird auf der Seite des weiblichen Geſchlechts durch die Schönheit das Gleichgewicht wiederhergeſtellt.

Den Karakter der Schönheit zu zeichnen, die Linien derſelben auszumeſſen, ihren Umfang zu beſtimmen, würde für die Feder eines gemeinen Schriftſtellers ein allzuverwegenes Unternehmen ſeyn.

Celle qui veut paroir des belles la plus belle
Ces dix fois trois beautés, trois longs, trois courts, trois blancs,
Trois rouges, et trois noires, trois petites et trois grands
Trois eſtroits et trois gros, trois menus ſoient en elle.

Welche die Schönſte unter den Schönen ſeyn will,
Die muß zehnmal drey Schönheiten haben: nemlich
drey Dinge lang, drey kurz, drey weiß,
Drey roth, drey ſchwarz, drey klein, drey groß,
Drey eng, drey weit, drey geſchmeidig.

Ich breche ab, das Räthſel zu vollenden, und den Stuzern das Vergnügen zu laſſen, ihren Schönen die Erklärung davon zu machen.

Iſts möglich, daß man einſt die Frage aufwerfen konnte: ob das Frauenzimmer eine Seele hätte? Gleichwol geſchah diß. Freilich wars nicht im Jahrhundert der Cicerone, des Plato, der Horaze und der Anakreons. Dieſe Frage war der höchſte Unſinn der Schulfüchſerey: und ſie war ausdrücklich für die wälſche Schule der fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderte aufgehoben.

Mit welchem Mitleid muß man es anſehen, daß die Ausſchweifung ſoweit getrieben wurde, daß man ein eigenes Conzil *) hielt, um zu unterſuchen: ob die Weiber auch eine menſchliche Natur hätten? Diejenigen, welche auf der Gegenparthey waren, beriefen ſich auf eine Stelle im Ariſtot, wo geſagt ſeyn ſoll: daß die Natur nicht
eher

*) Zu Mazon.

eher ein Weib bilde, als wann ſie wegen der Unvollkommenheit der Materie nicht zu einer beſſern Schöpfung gelangen könne. Ariſtot konnte nicht unglüklicher ſeyn, als eine ſolche Thorheit zu ſagen, und nicht härter dafür geſtraft werden, als in die Hände dergleichen Auslegere zu fallen.

Dieſes ungereimte Gewäſch unterhielt eine der ehrwürdigſten und ernſthafteſten Verſammlungen der Welt über drey Monat lang. Will man mehr, um die Verwirrung der Leidenſchäften und um die Widerſprüche des menſchlichen Geiſts einzuſehen, als das: während die Vätere zu Mazon verſammelt waren, um zu fragen: ob dem weiblichen Geſchlecht eine menſchliche Natur zukäme, ſo rief man auf einer andern Seite ein Frauenzimmer für den heiligen Geiſt ſelbſt aus. Man weiß, daß die Böhmin Guillemet eine eigene Sekte ſtiftete, und daß der Glaube an die Göttlichkeit dieſes Weibs zur Religion eines gewiſſen Zeitalters wurd.

Vielleicht wars die leztere Parthey, die der Wahrheit näher kam. Es ſcheint, daß etwas Himmliſches in der weiblichen Natur ſey, wann man betrachtet, daß der Zwek ihrer Schöpfung gewiß kein anderer war, als um dem männlichen Geſchlecht eine Wohlthat zu erweiſen.

Die Alten, welche gewiß im Kapitel der Einſichten und der Philoſophie beſſere Kenner waren, als wir, übertrafen unſere Entſcheidung hierüber unendlich. Sie waren von der Wahrheit, daß man den Gaben des Glüks und des Körpers eine Ehrerbietung ſchuldig ſey, ſo ſehr überzeugt, daß ſie eigene Schönheitsgerichte aufrichteten, und der Gottheit der weiblichen Reize einen Tempel zu Lesbos weiheten.

Dieſer Karakter des Himmliſchen zeigt ſich auf ihrer ſittlichen Seite noch mehr. Ihr Heldenmut, ihre Treue in der Freundſchaft, ihr zartes Gefül für die Liebe, in welchen drey Punkten ſie die Männer übertreffen, ſind allzu lebhafte Beweiſe eines höhern Urſprungs.

Vielleicht war das ſchöne Geſchlecht nicht immer der unterdrükte Theil. Der Grundſaz

du coté de la barbe eſt la Toute-puiſſance

Auf der Seite des Barts iſt das Recht der Alleinherrſchaft.

Die Weiberſchule. 3 Akt.

ſcheint ſich erſt mit dem Begrif der Geſezzgebung in die menſchliche Geſellſchaft eingeſchlichen zu haben. Wenigſtens weiß man, daß jene grauſamen

und tollkühnen Geſezze der Römer gegen das weibliche Geſchlecht, worüber wir erröthen, von den ſpätern und unrühmlichern Zeiten der Republik, gerade da, wo der Fall Roms anhebt, ſich datiren.

Dieſe Geſezze ſind ſo abſcheulich und ſo unnatürlich, daß man kaum glauben kan, daß eines davon in Erfüllung kam. Vermög derſelben konnte man in vier Fällen ſeine Frau mit eigener Hand tödten. *) Iſts der Kodex der Tiger und der Geyer, wovon man ſpricht, oder der Kodex vernünftiger Menſchen? Man ſiehet, daß eben derſelbe Geiſt, welcher die Geſezze der bürgerlichen Verfaſſung diktirte, auch die Unterwürfigkeit des weiblichen Geſchlechts erfand: nehmlich das Recht des Stärkern.

Dieſer fatale Grundſaz iſts, dem du es zuſchreiben muſt, holdes Geſchlecht, daß die Unterwürfigkeit der Frau ein Theil der Pflichten worden iſt, welche der Ehrgeiz der Männer erzwungen hat, um die Huldigung auszudrüken

*) Wann ich mich nicht irre: ſo ſinds folgende. 1. Betrunkenheit: 2. falſche Schlüſſel: 3. Ehebruch; 4. Kinderunterſchieben.

pour ſon mari, ſon chef, ſon ſeigneur
et ſon maitre

Für denjenigen, der ſich ihren Mann, ihren Gebieter, ihren Herrſcher, ihren Tirannen nennt.

Weiberſchul. 3ter Akt.

Wie ſich dieſe Tirannen mit dem Verhältniß der Natur und der Verdienſte vertrage, das will ich eben nicht unterſuchen. Inzwiſchen ſagt man, daß das Zepter mittelbarerweis gleichwol auf der Seite des Frauenvolks ſey.

Durch Bitten herrſcht das Weib, und
durch Befehl der Mann:
Die Erſte wann ſie will, der Andere,
wenn er kan.

Wann diß iſt, ſo frage ich, welche Herrſchaft iſt edler und rühmlicher, wann man durch die ſanften Bande der Ueberredung, der Liebe und der Reize zu herrſchen weiß, als durch Gewalt?

Es liegt in jenem Inſtinkt des menſchlichen Geiſts, den man Naivetät nennt, eine gewiſſe, geheime Gewalt, die unwiderſtehbar iſt, und wovon man die Urſache nicht ausdrüken kan. Dieſer Inſtinkt iſt ein Vorzug des weiblichen Naturells.

Die Geſchichte erzält hievon eine ſo ſonderbare Anecdote, daß man ſie entweder nicht wiſſen, oder die Regeln einer guten Wahl nicht kennen müßte, wenn man ſie nicht anführen ſollte. Bei der Belagerung des Herzogs von Benevent durch eine griechiſche Armee, fielen dem Kommandanten, Marquis von Spoleto, bey einem Ausfall einige Kriegsgefangene in die Hände. Er lies ſie kaſtriren, und ſchikte ſie zum Spott ins griechiſche Lager zurük. Mit anbrechendem Tag lies ſich ein Frauenzimmer bei ihm melden. Sie warf ſich ihm zu Füßen. „Gnädiger Herr, hier ſehen ſie eine Griechin. Erlauben ſie, daß ich ihnen im Nahmen aller meiner Landsmänninin vorſtelle, daß wir nicht geglaubt hätten, daß ein ſo edler Held ſeine Waffen gegen das Frauenzimmer kehren würde. Wann ſie unſere Männer verſtümmlen: ſo rächen ſie ſich nicht an ihren Gegnern, ſondern an uns. Die Griechen haben Augen, Naſen, Hände, Füße: diß iſt ein Gut, worüber ihnen die Kriegsräſon und wir ein Recht einräumen. Nehmen ſie es, wann ſich unſere Männer deſſen unwürdig machen: laſſen ſie uns aber Das, was uns gehört.„ Der Marquis von Spoleto ward betroffen: er geſtand die Richtigkeit der Betrachtung. Von nun an wurde kein Griech mehr beſchimpft.

Hier iſt ein auffallendes Beyſpiel von der Superiorität des weiblichen Geiſts.

Artemiſia, Semiramis, Penthaſilea, Tomiris — wenn es gewis iſt, daß ſie jemals vorhanden waren — Margaretha von Anjou, Blanca von Caſtilien, Elisbeth Tudor, Marie-Thereſe; und von der andern Seite Sappho, Aſpaſia, das ganze Haus Gonzaga *), die Herzogin von Mazarin, Ninon Lenclos ſind ungefähr die berühmteſten Karaktere in den Annalen des ſchönen Geſchlechts.

Um kurz zu ſeyn, will ich ein einiges Beyſpiel ausheben. Es ſey Hypathie.

Die Tochter Theons, eines Bürgers zu Alexandria, war Hypathie. Um ihr Bild zu entwerfen, ſoll mir der Mahler der Grazien ſeinen Pinſel leihen. Niemal iſt ſie getreuer geſchildert worden.

Sie war das allerbeſte Mädchen
Im ganzen Land, ein Ebenbild der Unſchuld.
Ihr Aug verrieth dem erſten Blik die Seele.
Aus jeder Miene leuchtet eine Tugend.
Der Morgenroſen friſche Anmuth floß
Die Glieder um; die, wie ein ſtolzer Marmor,
Dem Phidias des Lebens Mienen gab,
Im

*) Insbeſondere Cäcilia, Iſabella die göttliche genannt, Eleonora, Julia, Lucretia.

Im ſchönſten Ebenmaaß harmoniſch prang-
ten.
Wie unter lieblich ſittſamen Violen
Die Lilie prächtig glänzt, wie unter Palmen
Die königliche Ceder ſteigt, ſo war
Im bunten Reyhen blühender Geſpielen
Hypathie ſchöner als ein Tag im May.

Niemals hat die Natur mehr Reize und mehr Gaben in einem einigen Geſchöpfe verſchwendet. Hypathie war nicht nur das ſchönſte, ſondern auch das geiſtvolleſte und tugendhafteſte Frauenzimmer in Griechenland, wohin ſie mit ihrem Vater auf einige Zeit zog. Sie war ein Phänomen ihres Geſchlechts.

Zwar ihres Leibes Reizungen zu mah-
len
Leiht die Natur noch Farben. Aber
Der Seele reine nie beflekte Unſchuld
Wird viel zu ſchwach dem Silberglanz der
Lilie,
Und ihrer Tugend himmliſcher Geruch
Der Atmosphär um Hyblens Höh verglichen.

Ungeachtet auf tauſend Meilen im Bezirk ihr kein Frauenzimmer an Schönheit gleich: ſo übertraf ſie in der Tugend ihr ganzes Geſchlecht. Vor ihrem Blik verſtummte der Neid, und auch die frechſte Eiferſucht muſte in ihrer Gegenwart erröthen. Der Ruhm ihrer Unſchuld zog das Volk aus den entfernteſten Ecken herbey, ſie zu bewun-

dern. Man ſah zu Athen und Alexandria Fremdlinge aus allen Theilen Europens und Aſiens, welche hergereißt waren, Hypathien zu ſehen.

Dieſer Schimmer wurde noch insbeſondere durch eine Vollkommenheit des Geiſts erhoben, die ihr alle Menſchen, welche ſie hörten, unterwarf, und ſie zum Wunder ihres Jahrhunderts machte.

Schon durch die Erziehung hatte ſie einen guten Grund zu den Studien gelegt. Ihre aufgeklärte und edle Seele hatte ſie frühe in die Bekanntſchaft der Grazien und der Muſen geführt. Dieſe Gaben bildete ſie in der Folge ſo aus, daß ſie die größten und berühmteſten Weltweiſen ihrer Zeit beſchämte. Sie lernte anfänglich die Mathematik, hierauf führte ſie ihr Hang zur Redkunſt. Dieſe führte ſie auf eine ſehr glänzende Stufe.

Von ihrem Mund floß, wie vom Honigbach
Aus Marmorklippen rinnt, die ſüße Rede.

Zulezt verliebte ſie ſich in die Philoſophie, worinn ſie es ſo weit brachte, daß ſie die Lehrbegrife Ariſtot's und Plato völlig einſahe, und eines der Häubter der ſogenanten eklektiſchen Schule wurde: einer gewiſſen gelehrten Akademie, die damals ſehr in der Mode war, und die ſich in der Geſchichte

lan-

lange Zeit einen nicht unrühmlichen Nahmen erworben hat.

Der Zwek dieſer Schule war eigentlich, aus den vorhandenen vielen zerrütteten philoſophiſchen Lehrſyſtemen den Geiſt zu filtriren, und ſie, die mit einander im Widerſpruch lagen, auf ſo wenig mögliche wahre Grundſäze zu reduziren. Man ſiehet, daß dieſes kein leichtes Studium war. Gleichwol erwarb ſich die Tochter Theons hierinn ſolche Verdienſte, die ſie bey der Nachwelt an die Spize der Coriphäen dieſer gelehrten Sekte ſezten.

So ſehr ſie die Vorzüge der Schönheit, des Ruhms und ſelbſt des Reichthums, denn ihr Vater war ein wohlhabender Mann; einzuladen ſchienen, ſich der Annehmlichkeiten des öfentlichen Lebens zu bedienen, und den Genuß deſſelben als einen Tribut zu betrachten, womit das Glük ihre Geburt begleitet hatte; ſo zog Hypathie die Eingezogenheit vor.

Stets war ihr angenehmſter Aufenthalt
Ein wäßricht Tahl, ein melancholſcher Hayn,
Wo ſie bald in der einſamen Geſellſchaft
Von göttlichen Poeten jene Zeiten
Der Freiheit und der Tugend freudig grüßte:
Bald unter einer ſelbgewachſnen Laube
Sich in Betrachtungen verlor.

In

In der That ſtimmen alle Geſchichtſchreibere, ſowol auf der chriſtlichen als heidniſchen Seite zuſamm, daß **Hypathie** das vollkommenſte Muſter der Weisheit und der Tugend war.

Ihr Leben war Zufriedenheit und Unſchuld.
Im Arm der Weisheit und der Tugend
Genoß ſie ſorgenfrey und ohne Gram
Die ſchönſte Jugend — unbewußt, o Gott!
Wie bald ſie welken würde.

Ja, man wird verſucht, die Vorſicht zu tadlen, daß ſie nicht mehr Sorge trug, dieſes Meiſterſtük ihrer Weisheit zu erhalten, wenn man das ſchaudernde Ende **Hypathiens** vernimmt.

Einer derjenigen Satans, die die Hölle zuweilen ausſpeyt, um ſich ihrer Exkremente zu entledigen, fuhr in den Körper des Patriarchen zu Alexandria. Hochmut und Unwiſſenheit machten ihn zum boßhafteſten Pfaffen, den es jemals gab; zum Verfolger der Verdienſte, zum Neider der Wiſſenſchaft, zum Kezerrichter, zum Feind des menſchlichen Geſchlechts.

Auf ſein Anſtiften überfiel ein aufrühriſcher Pöbel eines Tags die jüdiſche Synagoge zu Alexandria, und ſtellte eine Maſſacre an, die ungefähr der Bartholomäusnacht gleicht. Der Statthalter zu Alexandria eilte mit der Wache herbey, um

Ord-

Ordnung zu ſtiften und der Polizey Ehrfurcht zu ſchaffen.

Der verruchte Mönch war kühn genug, ein Heer Pfaffen aus den Klöſtern des Bergs Nitria zu verſammlen und dem Statthalter entgegen zu gehen. Die Hölle ſchien empört zu ſeyn. Keine Wuth, keine Gewaltthat iſt, die ſich das ſchwarze Volk nicht erlaubte. Der würdige Statthalter bekam einen Wurf mit einem Stein an den Kopf, der ihn blutend zur Erde ſtürzte.

Dieſer Zufall war den Pfaffen ein Signal alle Schranken entzweyzubrechen. Der niederträchtige Patriarch, dem der Ruhm und die Tugend Hypathiens längſt ein Dorn in den Augen war, an dem er heimlich litte, benuzte die ausgelaſſene Neigung des Pöbels: er verfolgte ſeinen Sieg bis in die Gaſſe, wo die Eklektiker wohnten. Hier gab er einem Abbee, der den Soufleur bisher bei ihm gemacht hatte, und bey dieſer Unternehmung Adjutantendienſt verſah, einen Wink. Der Abbee erbrach an der Spize eines halben Duzend Lotterbuben die Hausthüre, riß das unſchuldige Mädchen bey den Haaren auf die Straſſe, von da in die Kirche der Cäſareer. Hier maſſacrirte er ſie mit ungefähr dreiſſig Lanzenſtichen, und zerhieb ihren Körper in Glieder. Nach die-

ſer

ſer vortreflichen That begab er ſich wieder ins Haus Hypathiens zurük, beraubte daſſelbe, und ſtekte die ſchönſten Sachen, die er auf ihrem Nachttiſch fand, bey ſich.

Dieſe traurige Geſchichte iſt aus dem fünften Jahrhundert: nehmlich vom Jahr 415 des Chriſtenthums, während der Regierung Theodos' des jüngern.

Niemals hat das ſchöne Geſchlecht dem Publikum ein größeres Opfer gebracht. Um die Anzahl ſeiner Vorzüge in Einer Summe auszudrüken, hat es mehr nicht nötig, als Hypathie zu nennen.

Sollte man ſich, nach ähnlichen Zügen, noch unterſtehen dörfen, von den Unvollkommenheiten der weiblichen Natur zu ſprechen? Wann es die Ehrerbietung, die man dem ſchönen Geſchlecht ſchuldig iſt, erlaubt, zu glauben, daß es welche giebt: ſo erfodert die Gerechtigkeit wenigſtens einzugeſtehen, daß ſie nur leicht, daß es ſolche ſind, wie ſie von der Kondition gefallener Engel unzertrennlich.

Da ſie ihr ſchwächerer Gliederbau und ihre empfindſamere Seele zu merkwürdigen Gewaltthaten unfähig macht: ſo ſind Verbrechen und Laſter

ſter unter ihnen ſeltner. Dieſe Betrachtung iſt ſo bewährt, daß die Polizey unter ihren Opfern immer fünfzig Mannsperſonen gegen Ein Weibsbild zählt.

Wann ſie Fehler haben: ſo ſind ſie von einem weit ſanftern Urſprung, als die unſrigen. Vielleicht nennt man alle Schwachheiten des weiblichen Bluts, wenn man die Eiferſucht nennt.

Ich würde mich nicht unterſtehen, hievon etwas zu gedenken, wann nicht der Archivar ihres Geſchlechts, Ovid, durch ſeinen Vorgang mich entſchuldigte. Es iſt merkwürdig, daß er dem Hochzeitgott einen ſafrangelben Rock giebt *)

In der That Alles, warum ich ſie bitten würde, wenn ich mir den Stolz anmaßen dörfte, der Dollmetſch meines Geſchlechts zu ſeyn, das beſtünde darinn, daß ſie ſich bemühen möchten, dieſen Flek zu verwiſchen. Er iſt allzuunwürdig, ihre ſchöne Seele zu trüben. Verdruß und Argwohn ſollte niemals in ein himmliſches Gemüt kommen. Der Haß ſollte ſich niemals einer

See-

*) — — — Croces velatus amictu. — Sollte der Safran nicht die Farbe der Eiferſucht und des Eheverdruſſes andeuten?

Seele bemächtigen dörfen, welcher die Großmut anbeſtimmt iſt.

Vielleicht würde die Auswurzlung dieſer Leidenſchaft kein ſo unmögliches Unternehmen ſeyn, wenn es ihnen beliebte, die Reſſourcen zu unterſuchen, die die Vernunft, und ſelbſt das Herz darwider im Vorrath haben.

Die Liebe giebt dieſem Fehler keinen Beifall.

An Frauen die ihr Hohn geſprochen
Hat ſie noch ſtets ihr eigenes Herz gerochen.

Ein Ausbruch der Eiferſucht wars, der einſt zu Lemnos verurſachte, daß alle Frauen miteinander einverſtanden ihre Männer ermordeten. Man beſchloß, zum Siegel dieſer Rache, künftig ohne Männer zu leben. Eine Schöne, Nahmens Hypſipile wurde zur Königin dieſes reizenden Reichs ernennt. Der Zufall führte die Argonauten, dieſe berühmten Ebentheurer, auf die Inſel Lemnos. Nun fühlten die Frauen die Schwäche ihres Entwurfs. Die Liebe rächte ſich; und die Königin war die erſte, die ſich glüklich genug fand, ihre Krone mit dem Anführer, Jaſon, zu theilen.

Un-

Unendliche weitere Züge zu einem philoſophiſchen Verſuch über das ſchöne Geſchlecht müſte die Geſchichte des Lebens freywillig anbieten. Ich breche die Materie ab, um nicht gelehrt zu ſeyn. Vielleicht habe ich ſchon bereits mehr radotirt, als mir bey dem verehrenswürdigen Theil, dem ich dieſes Stük widme, Beyfall erwerben kan.

Der ehrliche Staatsverräther.

„Zu Rom würde der Verfaſſer confiſcirt. Zu Napel würde man ihn auf die Galeere ſchicken. Zu Venedig würde er in einen Sak genähet und in Kanal verſenkt. In Wien würde er geſpießt. Zu Berlin käm er auf ewig nach Spandau. Zu Madrit fiel er in die Hände der Inquiſition. Zu Paris müßte er den Pranger zieren, und nach Martinique wandern. Zu Petersburg käm er auf den Zobelfang. In der Schweiz würde ihm der Kopf abgehauen. Zu London würde ſein Werk gut verkauft.„

In dieſen Wortten ziehet ein — gewißes — pittoreskes — groteskes — berüchtigtes — kurz zu jenen Schriften, die man nur bey halbem Licht zu leſen pflegt, gehöriges Werk ſeinen eigenen Horoskop.

Sollte man ſie nicht a propos vom Herrn Necker und ſeinem Compte rendu brauchen können? Wer die Policey der europäiſchen Kabinete kennt, der verſtehet mich. An dieſer merkwürdigen Ur-

kun-

kunde iſt vielleicht nicht ihr Innhalt das Intereſſanteſte, als vielmehr ihre Exiſtenz. Einen Punkt, der bisher unter die wichtigſten Staatsgeheimniße gezält wurde, der öfentlichen Einſicht darſtellen; die Reſſorts der Regierung dreuſte enthüllen; dasjenige Geheimniß, worauf man am eiferſüchtigſten unter allen zu ſeyn ſchien, ungeſtraft aufdecken: diß iſt eine ganz neue Erſcheinung in der Politik.

Laſſet uns Nichts von den Wirkungen dieſes auſſerordentlichen Schritts reden: ich bin überzeugt, daß kein Kabinet in Europa ſie ſo, wie ſie ausſchlugen, vermuthet hätte. Dieſer Schritt erwirbt ſeinem Urheber unſterblichen Ruhm. Er beſchämt die Regierungskunſt der bisherigen Zeiten, indem er ihr zeigt, wie falſch die Politik war, dem Publikum die wahre Lage des Staats vorzuenthalten.

Er dient den Polizeybeamten und ihren Mouchen zur Verzweiflung.

Nunmehr wirds bald kein Verbrechen mehr ſeyn, geheime Zeitungen zu leſen; oder es wird vielmehr keine mehr geben. Man wird nicht auf die Veſtung wandern müſſen, weil man die Staatstabelle eingeſehen hat; und man wird nicht aus dem Land verwieſen werden, weil man den General-Kriegs-Etat beſas.

Die Politik des Herrn Neckers macht alſo eine Epoche. In dieſer Anſicht verdients, daß man folgende Anecdote anführte. Man kan die Züge zur Geſchichte eines groſſen Mannes nicht fleiſſig genug ſammlen.

Man erinnert ſich des bekannten Couplets, welches bey der Erhebung Herrn Neckers umflatterte.

De ton choix, ô Necker, le devôt allarmé
Crie en vain: „quel ſcandale énorme!
„Pour regir ſon tréſor, quoi! LOVIS a nommé
„Un enfant de Geneve, un maudit Reformé?
C'eſt qu'il s'entend à la réforme.

Die Kondition eines Ausländers, und eines Proteſtanten; ſeine perſönliche Entfernung von äuſſerlichen Eindrüken; gewiße Verfolgungen, die ihn unter dem Miniſteer des Herrn von Turgot trafen; und insbeſondere die Gegenwart eines furchtbaren Nebenbuhlers im Herrn von Taboureau: alles diß ſchien dem Herrn Necker zu nichts weniger, als zu Anſprüchen auf die Stelle eines Finanzminiſters Anlaß zu geben. Die Leute von Einſicht lachten, wenn man davon ſprach. Innzwiſchen ereignete ſichs gleichwol. Und diß gab den Spöttern von Profeſſion vollkommenes Recht, obigem Couplet folgendes entgegen zu ſezen.

Nous

Nous l'avons vu, ſcandale épouvantable !
Necker aſſis avec Chriſtophe à table
Et dix Prélats ſavourant à l'envi. *)
De rouges bords le Nectar delectable.
L'egliſe en pleure et Satan eſt ravi.
Mais en ce jour d'une indulgence telle
Quel ſeroit donc le motif important,
Qui de Beaumont a perverti le zéle?
C'eſt que Necker, le fait eſt trés-conſtant
N'eſt Janſéniſte . . . . Il n'eſt que Proteſtant.

Unterdeſſen will man behaubten, daß Herr Necker ganz im Geheim ſeinen Blik auf ſeinen gegenwärtigen Poſten gerichtet hatte, und wirklich durch verdekte Wege daran arbeiten lies.

Zum Beyſpiel folgendes ſoll der wahre Faden ſeines Glüks ſeyn. Herr Necker ſtiftete eine enge Verbindung mit dem Marquis von Pezay, dieſem Günſtling des Glüks und des Hofs, deſſen ſchnelles Steigen eben ſo bekannt iſt, als ſeine kurze Dauer; und der durch die Grazien ſeines Geiſts und ſeiner Perſon eben ſo berühmt iſt, als durch ſeinen traurigen Fall. **)

*) Bey Gelegenheit, da er den Erzbiſchof von Paris in ſeinem Hauſe traktirte.

**) Eine intereſſante, genauere Nachricht von dieſem liebenswürdigen jungen Mann, nebſt eini-

Der Marquis von Pezai ſtund damals auf dem Gipfel ſeines Glüks. Er beſas die Intimität des Grafen von Maurepas, und er theilte, nebſt dem Herrn von Beaumarchais, die leeren Augenblike dieſes Miniſters.

Das Commerz des Geiſts, welches die Verbindung unter ſchönen Seelen allgemein macht, hatte die Frau von Caſſini, die Schweſter des Marquis von Pezai, welche eine wöchentliche Geſellſchaft von feinen Köpfen, oder, wie man zu Paris ſpricht, ein bureau d'eſprit hält, mit dem Herrn und der Frau von Necker bekannt gemacht.

Die Frau von Caſſini iſt eine Dame, deren Schönheit mit der Grazie ihres Geiſts ſtreitet. Sie iſts, die dem Herrn Necker, noch ehe ſie ihn kannte, durch einen der ſchönſten Verſe von der Welt zu ſeiner Eloge de Colbert gratulirte.

Durch dieſe Verbindung wurde der Nahme des Herrn Necker dem Grafen Maurepas bekannt gemacht; und der Marquis von Pezai, deſſen Schutz damals von Gewicht war, bediente ſeinen Freund ſo gut, oder vielmehr ſein Verſtand wuſte

die

einigen Proben ſeines Dichtergenie, insbeſondere ſein unnachahmlicher Chanſon: Les Marſeilloiſes, lieſt man in der Olla Potrida, 1778. III Stük.

die Verdienſte des Herrn **Necker** in ein ſo helles Licht zu ſezen, daß, als ſich unvermuthet der Tod des Herrn von Clugny ereignete, der Miniſter dem König kein würdigeres Subjekt zum Finanzminiſter vorſchlagen zu können glaubte, als Herrn **Necker.**

Immittelſt würde man ſich irren, wenn man glauben wollte, der Graf von Maurepas hätte hiebey ganz ohne Ueberzeugung gehandelt. Herr **Necker** hatte, wie man weiß, Gelegenheit gefunden, dem Miniſter einige jener ſeiner Aufſäze über die Verbeſſerung der franzöſiſchen Staatsverwaltung zuzuſtellen, die man gegenwärtig öfentlich in Ausübung ſiehet.

Die Gegenwart des Herrn von Taboureau verurſachte einen ehrvollen Streit zwiſchen dieſen zween Coripheen. Der erſtere verbat ſich die Finanzminiſterwürde unter dem beſcheidenen Vorwand, daß ſeine Einſichten ins Rechnungsfach zu ſchwach wären, und ſchlug den Herrn **Necker** vor. Der zweite verſezte, daß er zuviel Ehrerbietung für die Verdienſte des Herrn von Taboureau und zu wenig Vertrauen in ſeine eigenen Kräfte hätte, um ſich zu dieſem Poſten würdig zu ſchäzen.

Der König verglich endlich den Streit, indem er dem Herrn von Taboureau das Miniſteer gab, und ihm Herrn **Necker** zum Gehilfen, fürs Rech-

nungsweſen, beyordnete. Der erſte führte den Titel und die Vorrechte eines General-Controleur; und der zweite wurde zum Staatsrath und Ober-Finanz-Director ernannt.

Hiebey bediente ſich Ludwig XVI. der merkwürdigen Wortte:

> Ich befehle es ihnen; mein Volk wünſchts: ſie können ſich dem Heil Frankreichs nicht widerſezen.

Er-

Erweiterungen des Erkenntnißes und des Wohlſtands in Bayern.

Was die Chronologen im lezten Stük des vorigen Bandes unter der Rubrik Zaupſer angeführt haben, habe ich bey meiner gegenwärtigen Reiſe durch Bayern völlig gegründet befunden. Dieſes Land liegt gegenwärtig in einem bürgerlichen Krieg zwiſchen Unwiſſenheit und Vernunft. Ich weiß nicht, welche von beyden Parthenen ſiegen wird; aber ich fürchte ſehr für die leztere, wann der Himmel nicht Wunder für ſie thut.

Es iſt wirklich wahr, daß Herr Zaupſer im Angeſicht des Publikums, das iſt vor den Schranken der Landsregierung katechiſirt wurde. Diejenigen, welche bey dieſer Scene anweſend waren, erzählen, daß es die Repetition des Trauerſpiels Olavides war. Es fehlte nichts als das Sanbenito, und die Ohnmacht des Delinquenten.

Was dieſe betrift: ſo war Herr Zaupſer von einem zu geſunden Temperament. Sein Karakter

 ſoll,

ſoll, wie man mir ihn beſchreibt, edle Unerſchro=
kenheit bey einer ſtillen Würde ſeyn.

In Anſehn ſeines Kopfs: ſo haben wir die Proben vor Augen. Ich glaube nicht, daß ſeit ei=
nem Mannsalter etwas Schöneres in der Dicht=
kunſt erſchienen iſt, als ſeine Ode auf die Inquiſi=
tion. Es iſt eines von denjenigen Meiſterſtüken des menſchlichen Genie, die in allen Zeiten und bey allen Nationen ſchön ſind.

Innzwiſchen wird er ſein Glük nicht machen. Die Witterung ſeines Vaterlands iſt nicht dazu ge=
miſcht: ſie iſt noch nicht auf dem Punkt der Wär=
me, um das Verdienſt der Künſte, und was noch mehr iſt, das Verdienſt eines Umbilders, zu unter=
ſcheiden. Das genus implacabile vatum iſt hier noch allzumächtig. Wenigſtens iſt gewiß, daß dem Kriegsrathscollegium aufgetragen wurde, den Se=
kretär **Zaupſer dergeſtalt mit Arbeit zu über=
laden, daß ihm zum Schöndenken keine Zeit mehr übrig bleibt.** Man behaubtet dreuſte, in der Hofreſolution wäre noch der ausdrükliche Zuſaz enthalten „**und keine Luſt.** Allein die Satire würde allzuſtark.

Man mus, aus Ehrerbietung für den Hof, glauben, daß er es beym vorigen bewenden ließ. Ueberdiß, ſo kühn die Intoleranz iſt: ſo geht ſie doch

doch nicht ſo plumpp zu Werk. Seit der Lektion, die ihr die Bulle: Dominus ac Redemptor noſter gab, iſt ſie beſcheidner worden.

Die Geſchichte Herrn Zaupſers iſt im Kurzen die. Er gab bey Gelegenheit des leztern Londner Aufruhrs einige Blätter über Religionsneid und Mißverſtand heraus. Dieß empörte den orthodoxen Poebel zu München. Ein Geiſtlicher, aus den entkleideten Jeſuiten, machte einen Gordon. Man ſchikte Herrn Zaupſern unter dem Schein einer Widerlegung ein Manifeſt ins Haus. Der Feſtigkeit ſeiner Sache überzeugt antwortete Herr Zaupſer hierauf öfentlich durch eine zwote Drukſchrift. Hierinn waren ſeine vorigen Lehrſäze noch ſtärker angeſpannt.

Nun trat die Oppoſition — nicht vor dem Parlament, ſondern — auf der Kanzel, ans Licht. Ein elender Gemeinpläzer, deſſen Nahme aus lauter Verachtung verlohren gegangen iſt, hielt 4 bis 5 Predigten über Herrn Zaupſer, und in ihm über die Freigeiſter ꝛc. ꝛc. Er nannte dieſen liebenswürdigen Mann einen Sohn des Satans, einen Verführer des Volks, einen Auswurf der Hölle ꝛc. Das neu aufgehende Licht verglich er mit der Annäherung des apokalyptiſchen Reichs ꝛc. ꝛc.

Kaum

Kaum war die Trommel auf dieſe Art ge⸗ rührt: ſo erſchien ein Gaſſenhauer.

Franz von Paula Kreuttners

der Gottesgelehrheit und beeder Rechte Candida⸗ ten, durch mehrere Jahre geweſenen Beichtvaters in dem Kloſter Ridler zu München, nunmehr curaten Prieſters bey Sankt Georgen in Freyſing

Schuzſchrift
für die
Kirche
Entgegen und wider
die von
Herrn Andreas Zaupſer,
kurpfalzbaieriſchen Hofkriegsrathsſekretär,
verfaßte
gewiſſenloſe Piece
unter dem Titel:
Ueber
den falſchen Religionseifer.
Freyſing
gedruckt und zu finden
bey Sebaſtian Mößmer.

Der Innhalt dieſer Schrift conzentrirt ſich darinn, daß Herr Zaupſer als ein Landsverräther er⸗

erklärt wird, weil er nicht denkt, wie er, Curatus Krcutner und der Buchdruker Mößmer.

So indolent das pfalzbayerſche Publikum iſt: ſo ärgerte es ſich doch über ſeine Agenten. Und nun ſiehet man ſeit zwey Tagen unter der Hand im Manuſcript folgendes Pamphlet zirkuliren.

Die reiſenden Heiligen.

(Nach dem lateiniſchen Original.)

Das Paradiß ſelbſt befreyt nicht vor der Lang-
weil.
Der heilige Crepin beſchäftigt ſich noch immer
Mit Pantofelmachen; die heilige Martha bakt
Milchpaſtetgen; Franz der ſeraphiſche predigt
Den Fiſchen; und der heilige Martin giebt den
Teufeln
Allmoſen. Der Zeitvertreib den wir im Leben liebten,
Begleitet uns in die Wolken.
Immittelſt ſich der eine Theil der Seeliger
Auf dieſe Arten unterhalt: ſo liest der andere Theil
Journale, Zeitungen, Allmanachs und fliegende
Blätter.
Unlängſt als mit andern Neuigkeiten
Die bayerſchen Beiträge, das Münchner Intelli-
genzblatt

Und

Und die Ode auf die Inquiſition
Auf dem Olymp ankamen, entſtund im Reiche
Der Heiligen eine ſolche Bewunderung, daß
Derſelben drey, Epiktet, Sokrates und Bayle
Sich entſchloßen, eine Reiſe nach Bayern zu machen.
Unter dem Kleid dreyer Lords kamen ſie
In München an. Nachdem ſie die Opera
Und die Wachtparade geſehen hatten: ſo beſchloßen ſie
Zu ihrem Cicerone für die übrigen Dinge
Den Sekretär Jaupſer zu erwählen. Von ihm geführt
Beſuchten ſie die Akademie, das Muſäum,
Und endlich die Hofkirche zum heiligen Michael.
Ein rüſtiger Redner ſchwadronirte izt gleich;
Aus ſchmetternder Kehle ſtieß er dieſe hohen Wortte:
Geliebte in Chriſto: Verflucht ſeyen die Philoſophen!
Ihr Weltweiſe des Alterthums, insbeſondere
Du heidniſcher Sokrates, gleisneriſcher Marc-Aurel,
Spizfündiger Plato, kezeriſcher Confuzius,
Und ihr Ariſtid, Julian, Porphyr, deren
Tugenden nichts als glänzende Sünden waren;
Die ihr aus dem Paradiß auf ewig verſtoßen,
In der Finſterniß des Acherons ſchmachtet. . . . .
Freund, ſprach Socrat, zu ſeinem Führer,
Dein Landsmann raſet, wie es ſcheint. Vergieb

Den

Den Irrthum, erwidert Herr Zaupſer:
Ich glaubte dich in die Hofkapelle zu führen;
Aber wie ich ſehe: ſo führt' ich dich ins Tollhaus.

Man hoft, dieſe Beobachtungen ſeyen nicht unwürdig, den Chronologen einverleibt zu werden. München den 4 mai 1781.

Von einem Reiſenden.

Wie

Wie der Baum ſo die Feigen.

Oder

Juſtinian.

Dem Herrn Eigner

des Briefs aus Weſtphalen, den 25 Dec. 1780.

vom

Chronologiſten.

Es iſt alſo eine groſſe Vermeſſenheit von mir, daß ich Juſtinian einen Tiranen nenne? Sie finden mich ſehr übel berichtet, daß ich die römiſchen Geſezze und ihre Ausleger lächerlich zu machen ſuche? Meine Kapriz, ſagen ſie, kan ſchädliche Folgen haben: weil es dem Wohl des Publikums nicht zuträglich zu ſeyn ſcheint, ihm eine Verachtung für das, was die Menſchen lieben, was ſie verehren ſollen, was noch der einige Zaum iſt, die Ordnung der Geſellſchaft zu erhalten, beyzubringen.

Ach! Möchte ich ſo glüklich ſeyn, daß ſie dieſe Folgen hätte: möchte ich durch meine Saalbadereyen beytragen, daß das Publikum einen Abſcheu

ſcheu an dem Quolibet bekäme, welches es ſein Corpus Juris nennt: daß es ſich entſchlöße, einen Nationalkodex zu erſchaffen!

Sie wiſſen, daß ich privilegirt bin, allen Streit abzuſchlagen. Ich habe ſchon vor mehr als ſechs Monaten erklärt, daß ich mich über die in Anſehn der Chronologen entſtehen könnende Debatten niemals einlaſſen würde. Jene leztere ihrer Bemerkungen aber wendet den Fall. Sie ſezt eine Genugthuung voraus, die das Publikum ſelbſt zu fordern ſcheint.

Ich nehme die Aufforderung an.

* * *

Rom neigte ſich ſeinem Fall. Die Zeiten wo die Kaiſere zu Gericht ſaßen, um die bürgerlichen Angelegenheiten in Perſon zu entſcheiden, jene Zeiten der Auguſte, der Titus, der Veſpaſiane, der Trajane, der Marc-Aurele, waren vorbey. Julian iſt der lezte unter den römiſchen Monarchen, der dieſe eben ſo künſtliche als heilſame Gewonheit beobachtete.

Mit ihm endigten ſich, wie man weiß, die ſchönen Zeiten der Menſchlichkeit. Nun folgte eine Reihe Barbarn auf dem Thron Cäſars, de-

ren Regierung durch nichts als Grauſamkeit und Unwiſſenheit bezeichnet wird.

Anaſtas' einer der roheſten dieſer Barbarn hinterläſt das Zepter einem ſclavoniſchen Bauern, der bey der Armee Leo des Thraziers gemeine Soldatendienſte genommen, und ſich bis zum Oberſten der Leibwache aufgedient hatte. Juſtin war ſo unerzogen, daß er weder ſchreiben noch leſen konnte.

Um ſeiner Ungeſchiklichkeit zu Hilf zu kommen; weil es die Staatsräſon gleichwol nothwendig machte, daß der Kaiſer gewiße Edikte eigenhändig unterzeichnete, erfanden ſeine Lieblinge eine Maſchine. Sie beſtund in einer bleyernen Form, welche verſchiedene Einſchnitte hatte, die den Chiffre des Kaiſers ausdrükten. Wenn man die Feder in dieſe Einſchnitte ſtekte: ſo konnte man zur Noth den Nahmen ſchreiben. Noch führte dem imbezillen Juſtin ſein Kanzler, der Quäſtor Proclus, hiebey die Hand.

Diejenige, die Thron und Bett mit ihm theilte, war eine gebohrne Sclavin aus Thrazien. Noch als gemeiner Soldat hatte ſie Juſtin bey einer Fouragirung von ſeinen Kamraden gekauft. Erſtlich diente ſie ihm lange Zeit als Beyſchläferin

rin. Als Juſtin den Kaiſerthron beſtieg: ſo machte er Lupicinie *) zur Gemalin.

Aus dieſer erlauchten Familie entſproß Juſtinian, der Held unſeres Stuks. Man kan urtheilen, wie ſeine Erziehung beſchaffen war.

Juſtin ſelbſt war weder Gutes noch Böſes zu ſtiften im Stande. Sein Alter, ſeine Dummheit, ſeine Unwiſſenheit, ſeine Tölpelhaftigkeit machte ihn gänzlich unfähig, zu wirken. Er hatte die Regierungsgeſchäfte einigen ſeiner Vertrauten, und ſeinem Nefen, Juſtinian, abgetretten.

Juſtinian, ein Sohn Jſtocks und Biglenizens, eines ſclavoniſchen Bauernpaars, erhielt den Thron, nach dem Tode ſeines Oheims, im 527ſten Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung. Er war von einem Wuchs, der zwiſchen dem Groſſen und Kleinen in der Mitte liegt. **) Er beſaß eine ziemlich

D 2 gu-

*) Nachmals Euphemia.

**) Sabbatius war älterer Bruder des Kaiſers Juſtin. Ihr Vater, der ein gemeiner Bauer war, iſt gänzlich unbekannt. Nachdem Juſtin Kaiſer worden: ſo nannte man jenen Jſtock: und unter dieſem Nahmen lebte er noch zur Zeit der Thronbeſteigung ſeines Sohns Juſtinians in Thrazien auf ſeines Weibs Erbtheil.

gute Miene. Seine Manieren waren geſchmeidig, höflich und dem Anſehn nach ſanft. Sein Temperament war ſo gut, daß er ſogar nach einem mehrtägigen Faſten noch lebhaft ausſah. In ſeinem Anſtand ſchien wirklich was hohes zu ſeyn. Von Natur war Juſtinian dumm, oder wenigſtens einfältig. Durch die Uebung aber hatte er es bis zu einem ſolchen Grad der Liſt und der Verſtellung gebracht, daß er hierinn ſeinen Meiſter ſuchte. *)

So war der Karakter Juſtinians ein auſſerordentliches Mengſel von Verſtand und Thorheit. Er konnte Jedermann betrügen: und Jedermann konnte ihn betrügen. Niemals hat man ſeine Leidenſchaften beſſer zu verbergen gewußt; niemand war mehr Meiſter über ſeine Bewegungen, als Juſtinian. Er konnte lachen oder weinen, wie er wollte, und oft beydes zugleich.

Er war der kühnſte Eidbrecher auf der Welt, und niemand liebte eifriger die Eidſchwühre.

Sein

*) Dieſe Schilderung iſt von dem Muſſiv, welches im Muſaum Clementinum von Juſtinian aufbehalten, und in ſeinem 42ſten Jahr zu Ravenna gemalt worden ſeyn ſoll, abgenommen. Das übrige aus den Memoires ſeines Lieblings, Geheimſchreibers und Miniſters, des bekannten Procop's.

Sein Haß war unverſöhnlich, und niemand ſchien in der Freundſchaft ergebener zu ſeyn. Er beſas die Gabe der Zurükhaltung im äuſſerſten Grad, und bei niemand glaubte man mehr Freiherzigkeit und Offenmütigkeit zu ſehen. Er war geizig bis zum Unſinn und immer arm bis zum Darben. Man hielt ihn für die Menſchliebe und Sanftmut ſelbſt; und gleichwol iſt, wenn man die Geſchichte mit Einſicht prüft, unter keinem Kaiſer mehr Blut vergoſſen worden, als unter Juſtinian.

Dieſer Prinz war falſch, niederträchtig, geizig und grauſam. Dieſes iſt der kürzeſte Karakter, welchen die Geſchichte von ihm zieht. Sein Lächeln war niemals ein Ausdruk der Freude, ſeine Thränen niemals ein Zeugniß der Traurigkeit. Er brach ſeine Zuſagen wie ein Sclave, der aus Furcht meyneidig wird, nicht wie ein Prinz, der aus Politik handelt. Er dürſtete nach Gold, um es verſchwenden zu können. Das Laſter machte ihn geizig, und der Geiz grauſam und ungerecht.

Laßt ſehen, wie die Jahrbücher dieſes Bild rechtferttigen.

Daß Juſtinian, wie es junge Prinzen nicht ſelten machen, und wie es die herrſchende Mode ſeines Jahrhunderts mit ſich brachte, ſeine Jugend in drr Debauche verlebte, das iſt ſehr faßlich.

Man würde es zu glauben geneigt ſeyn, wenn es auch nicht die Geſchichte beſtättigte. Das Verderbniß der römiſchen Sitten, die ſchlechte Erziehung die er empfieng, der Karakter der Vertrauten, die ihn umgaben, ſind hinlängliche Gründe, das Zeugniß der Schriftſtellere zu bewähren, die ihn den lüderlichſten und ausſchweifendſten Jüngling ſeines Zeitalters nennen.

Hier iſt ein Zug aus ſeiner Jugendgeſchichte.

Ein Theatermeiſter zu Konſtantinopel, Acacius, *) hinterlies drey Töchtern, Comitone, Theodore und Anaſtaſie. Da ihr ganzes Glük im Nahmen ihres Vaters beſtund, ſo hatte er ſie fürs Theater erzogen. Sie machten eine Zeitlang Eſpaliers beym Theater der grünen Parthey; das iſt ungefähr, bey der italiäniſchen Komoedie.

Man weis die Art, wie ſie ihre Mutter debutiren lies. Sie verdient beklatſcht zu werden. **)

Theodore, die mittlere und die verbuhlteſte, trennte ſich von ihren Schweſtern und begab ſich zum

*) Er war eigentlich Aufſeher über die Thiere beym Amphitheater — was man zu Wien ꝛc. ꝛc. Hezmeiſter nennt.

**) Als einſt das Theater ſehr angefüllt war; ſo legte die Wittwe des Acacius, ein Trauergewand

zum Theater zu Saint Germain. Hierunter muß man, wie ſich leicht verſtehen läßt, eine Truppe Frazzenſpieler annehmen, die ihre Vorſtellungen für einen Denar in der Vorſtadt gaben. In der That machte ſie die Colombine mit großem Beyfall. *)

Schön, **) berühmt, und Aktrize ſeyn: diß ſind drey Dinge, wobey es ein Wunder ſeyn müſte, wenn ſich nicht ein bisgen Kokketterie eingemiſcht hätte. Die Welt bezüchtigt Theodoren, daß ſie das was man für Ausſchweifung hält, was aber blos ein Theaterwohlſtand iſt, etwas übertrieb.

ergewand an, kleidete ihre drey kleinen Mädchens als Nimpfen, ſezte ihnen Kronen auf und gab ihnen Blumen in die Hände. So ſtellte ſie ſie aufs Parterre, um das Publikum zu rühren, ſolche in ſeinen Schuz zu nehmen. Man bewilligte, das Amt ihres verſtorbenen Vaters der Wittwe und demjenigen, den ſie zu ihrem zweiten Mann nehmen würde, zu laſſen. Von nun an ſpielte das ſchweſterliche Dreyblatt in den Vorſtellungen. Comitone blies die Flöte, Anaſtaſie tanzte, Theodore aber trug ihren Schweſtern, als Kammermädchen, den Seſſel nach.

*) Wann ſie beyde Wangen aufblies, ſagt ihr Biograph, und Ohrfeigen darauf bekam: ſo rieß ihr Spiel das ganze Theater hin.

**) Theodore hatte eine intereſſante Figur. Sie war etwas klein, aber ſie beſas eine

Es iſt nicht unſere Sache, den Lebenslauf der Tochter Acazens zu unterſuchen. Die Galanterien der Schauſpielerin Theodore ſtehen in keiner Beziehung mit dem Kennzug Juſtinians des Geſezzverfaſſers. Wann man den Geſchichtſchreibern deſſelben Jahrhunderts glauben wollte: ſo trieb ſie es ſo arg, daß ihr ehrbare Leute, wann ſie ihr auf der Gaſſe oder im Theater begegneten, aus dem Wege giengen, um ſich durch ihre Berührung nicht zu verunreinigen. Wenn ſie, ſagt ihr Biograph, einem des Morgens unter die Augen kam: ſo glaubte man, es ſey eine üble Vorbedeutung auf den ganzen Tag.

Soviel iſt gewis — und ſoviel gehört zu unſerm Zwek, daß ſie ſich von einem jungen Libertin, Nahmens Hecebolus, der von einer vornehmen und reichen Familie aus Tyr gebürtig war, und ſich bey Hof aufhielt, um die Würde der Statthalterſchaft zu Pentapol zu ſollizitiren, entführen ließ. Sie folgte ihrem Liebhaber in die Provinz und lebte mit ihm als Maitreſſe.

Eine

einnehmende Miene bey einem Nimpfenwuchs. Ihre Haut war ſehr weiß; ihr Aug blizend und groß. Ein natürliches Roth färbte ihre runde Wange, und gab ihrer Stirne [illegible] Teint, das das ſchönſte von der Welt [illegible] Procop.)

Eine kleine Eiferſucht theilte die zween Liebenden, und Theodore lebte einige Zeit zu Alexandria, welches der galanteſte Ort der damaligen Welt war, hernach zu Antiochia, von der Gunſt ihrer Verehrer. Hierauf machte ſie eine Reiſe beynahe durch den ganzen Orient, und zulezt kam ſie wieder in Conſtantinopel an.

Ungeachtet ſie ſich auf dieſer Reiſe in einen Ruf geſezt hatte, der ſie bey uns ins Zuchthaus gebracht haben würde: ſo wußte ſie Konſtantinopel zu bezaubern. Und diß iſt keiner der geringſten Merkzüge, wie tief die Sitten gefallen waren. Man diſputirte ſich ihre Gunſt. Die ſchönſten Herren von Konſtantinopel machten ihr Hof. Endlich trug ſie, wie billig, der kaiſerliche Nefe davon. — Und diß iſt die reverendiſſima Juſtiniani à Deo data conjux! *)

Solang die Kaiſerin Euphemie, ſeine Tante lebte: ſo durfte er ſein Vorhaben nicht entdecken. Ungeachtet ſie die ſimpelſte Frau von der Welt war, indem ſie aus bäuriſchem Blut herrührte und nicht die mindeſte Einſicht in Welthändel hatte: ſo hatte ſie doch Empfindung genug, ſich der Heyrath des jungen Prinzen mit Theodoren zu widerſezen. Sie, die dem Juſtinian niemals etwas abſchlug, ſchlug ihm dieſes ab.

*) Novell. 8. Tit. I.

Sobald aber die Kaiſerin todt war: ſo legte der Prinz die Maske ab. Nichts ſtellt den Inbegrif ſeines Karakters in ein helleres Licht als dieſe Wahl.

Juſtinian, der ſich auf dem erhabenſten und ſchimmerndſten Thron der Welt ſah, der die Wahl unter fünfzig Nationen hatte, der ſich das tugendhafteſte, das ſchönſte, das edelſte Frauenzimmer auf der bekannten Erde ausleſen konnte, zog den gröſten Schandfleck des menſchlichen Geſchlechts vor, um ſie zu ſeiner Gemahlin zu machen, und die Ehre des römiſchen Throns mit ihr zu theilen.

Wie viel Einfluß dieſe Wahl in die öfentlichen Angelegenheiten genommen, das werden wir in der Folge finden.

Wie Theodore von ihrem berühmten Weltzuge zurükkam: ſo nahm ſie Miethzimmer in einem der gewißen, kleinen, privilegirten Häuſer in der Vorſtadt. Hier lernte ſie Juſtinian kennen. Er unterhielt ſie anfänglich auf den Fuß ſeiner Maitreſſe. Endlich intereſſirte er ſich öfentlich vor ſie, und er war unverſchämt genug, dem römiſchen Senat, wovon er ein Mitglied war, vorzuſchlagen, ihr den Adel zu geben.

Nichts beweiſt die Schwäche der römiſchen Herren mehr, als daß er dieſe Intrike durchtrieb.

Theo=

Theodore wurde zur Patrizierin erklärt. Von nun an hatte ſie Antheil an den Staatsſachen, die Juſtinian im Nahmen ſeines Oheim Juſtin verſah.

Was mus diß für ein Prinz ſeyn, der ſich im Angeſichte ſeiner Nation bis zu einer öfentlichen Hure erniedrigen kan? Was muß derjenige Prinz für Neigungen haben, der eine tauſendmal verbrauchte, von andern abgenüzte Meze zu ſeiner Gattin erheben kan? Was mus man von der Gerechtigkeit desjenigen Prinzen ſchließen, der ſich ſelbſt ſo wenig Gerechtigkeit zu leiſten wuſte? Welche Ehrerbietung endlich, verdient der Mann, der diejenige, ſo er ſich ſelbſt ſchuldig iſt, ſo ſchlecht in Acht nahm?

Diß iſt Juſtinian.

Nun zur Sache. Was iſt ein Tiran? Iſts nicht ein Prinz, bey dem der Wille für Gründe gilt; der Wohlſtand und Gerechtigkeit unter die Füße tritt; der ſich mit dem Blut ſeiner eigenen Unterthanen beflekt; der die Geiſſel ſeiner Nation wird; kurz, der das gerade Gegenbild der Titus und der Trajane iſt?

(Die Ausführung dieſes Them's haben wir, aus Achtung für die Geduld des Leſers, in den folgenden Heft verwieſen.)

Ueber

Ueber die Veredlungen Wiens.

Die Veredlungen welche, zufolg der Zeitung, die Stadt Wien unter der neuen Regierung annehmen ſoll, beſchäftigen das Publikum und ſeine Agenten die Verbeſſerer, die Schönheitsräthe, die Architekten und die Journaliſten, wie es ſcheint, unendlich.

Wann ich mich nicht irre: ſo hat man ſogar von der Abſchaffung der Gruften und von der Entfernung der Leichenäker geſchrieben.

Unſtreitig iſt der Aufenthalt der Leichen innerhalb der Städte in ſittlicher und phyſiſcher Anſicht ein Uebelſtand. Derjenige, den die Hand des Verhängnißes in der Reihe der lebendigen Exiſtenzen ausgeſtrichen hat, gehört nicht mehr zur Geſellſchaft. Er hat kein Recht mehr, unter ihr zu wohnen. Die Römer begruben, wie man weiß, ihre Todten immer außerhalb den Mauren. Vermuthlich ſchloßen ſie, wer der Republik nicht mehr nüzlich ſeyn könne,

ver-

verdiene auch keinen Plaz mehr unter ihren Bürgern.

Und auf der andern Seite hat die Naturlehre unſerer Zeiten überzeugend bewieſen, daß die Ausdünſtung der Grabhügel der Geſundheit der Lebendigen ſchädlich ſey. In der That es iſt nicht billig, daß die Lebendigen für die Strafe, die die Natur den Todten, wegen der fatalen Erbſünde, auferlegt hat, ihr eigenes Leben aufopfern ſollen.

Die Gruften ſind alſo ein Mißbrauch. Diß iſt entſchieden. Sie müßen abgeſchaft werden. Hievon brauchts keine Rede mehr.

— Aber was ſind die Fleiſchbänke — Dieſe edlen Monumente einer der ſchönſten Straſſen im Mittelpunkte Wien's? Unſere Nachkömmlinge werden es ſinnreich finden, daß man ſich über die Abſchaffung der Gruften ermüdet hat, immittelſt man die Fleiſchbänke verſchonte.

Es iſt billig, daß wir mit den Thieren Nachſicht haben. Die Nachwelt wirds vielleicht für ein Zeichen der Vermenſcherung unſers Zeitalters auslegen. Sie, die der Gegenſtand unſerer Grauſamkeit, die Opfer unſerer Wuth und unſerer Gefräſſigkeit ſind, verdienen daß wir ihnen dieſes Merkmal unſerer guten Lebensart laſſen. Diß recht-

ferttigt

rechtfertigt uns wenigſtens auf der Seite der Sitten.

Aber nochmal — auf der Seite der Phyſik? Sollte die Ausdünſtung der Fleiſchbänke weniger ſchädlich ſeyn, als die Ausdünſtung der Todtenkapellen? Sollten dieſe Löcher in Vergleichung der Gruften weniger ſeyn, als honnette Schindanger?

Ich habe öfters zu mir ſelbſt geſagt, wann ich an den Fleiſchbänken in der Kärntnerſtraße oder auf dem Graben — beſonders in den Hundstägen — vorbeygieng: wie iſts möglich, daß jene Dame, die hier in dieſem ſaphirnen Berlingot fürüberfährt, und die bey der Annäherung eines flacons mit Eau de Jaſmin in Ohnmacht fällt, dieſe Sphäre paſſiren kan, ohne zu erblaßen? Wenigſtens ſollte man denken, ſie nähme par bienſeance einen Umweg.

Genug hievon. Mehr darüber vernünftlen, würde in das Amt der Polizey eingreifen heißen. Der Himmel beſchüze uns!

Es ſcheint der Anblik einer Mezelbank ſollte ſelbſt den niedrigen Sklaven ein Scheuſal ſeyn, die vom Gewerbe leben, die Henker ihrer Mitgeſchöpfe und die Diener der Wolluſt der Vornehmen zu ſeyn. Es ſcheint, es ſollte das Herz wohlgezogener

ner Menſchen rühren, den Schauplaß der menſch⸗lichen Mordſucht und Ungerechtigkeit immer im Aug zu haben.

— Jedoch, ſagte' ich nicht dieſen Augenblik, daß ich abbrechen wolle? Schwazhafte Feder! Man gönne immer gewißen Städten Augſpurg ꝛc. ꝛc. den Ehrgeiz auf die im Mittelpunkt ihrer Mauern ſtehende, und, ſo wie Palläſte, hervorſtechende Mezelhäuſer ſtolz zu ſeyn: ſie unter die Monumente der Pracht und des Vorzugs ihres Weſens zu zäh⸗len: aber nie ſchreibe man mehr vom Uebelſtand der Gruften, ohne ſich der Fleiſchbänke zu erin⸗nern.

Etwas
von der Kriegsſchaubühne her.

Zwote Sendung.

(Zurük VI Band, Seite 239.)

Wildenreligion.

Da die Religion der vornehmſte Zug im Karakter eines Volks iſt: ſo glaube ich, daß ihnen meine Beobachtungen über die Meinungen und die Denkensart der Irokeſen, und ihrer Nachbare der übrigen kanadiſchen Wilden, nicht unangenehm ſind.

Die Wilden ſind, ſo wie überhaubt alle Völker der bewohnten Erde, von dem Daſeyn einer Gottheit überzeugt. Sie glauben und bekennen faſt ein erhabenes, allmächtiges und einzelnes Weſen. Dieſes Weſen nennen ſie den großen Geiſt. Sie ſchreiben ihm alle möglichen Tugenden, die Allwiſſenheit, die Güte, die Tapferkeit, die Großmuth zu.

Er

Er iſt der Schöpfer, der Erhalter, und der Wohlthäter der Welt.

Sie glauben an Tugend und Laſter, und an eine Belohnung und Strafe nach dem Tode.

Sie leiden kein ſinnliches Bild der Gottheit. Er iſt überall, ſagen ſie, und nirgends. Jeder Gegenſtand, der ſie rührt, iſt ihnen ein Stof, den groſſen Geiſt darinn zu finden, zu bewundern und anzubethen.

Sie haben kein Prieſterthum, und folglich auch keinen Kult, keine Liturgie, keine Meſſe, keine Predigt. Jeder ehrliche Mann, ſprechen ſie, iſt ein Diener der Gottheit; jedes tugendhafte Herz iſt ihr Altar.

Von der Schöpfung der Welt iſt ihre Meinung dieſe. Sie ſagen, da es unläugbar ſey, daß Gutes und Böſes in gleichem Maaße vorhanden, und die menſchliche Vernunft zu ſchwach wäre, den Zuſammhang hievon zu begreifen: ſo müſte man einen Mittelweg einſchlagen. Um nicht Manichäer zu werden müſte man annehmen, daß die Welt nicht vom groſſen Geiſt unmittelbar erſchaffen ſey, ſondern von einer untergeordneten Gottheit, von einem Weſen, das zwiſchen Gott und der Welt ſchwebe. Um dieſes begreiflich zu machen, geben

ſie ihren Kindern das Gleichniß eines Topfs. Der Topf, ſprechen ſie, iſt ein Geſchöpf der Gottheit ungeachtet er das Werk eines Sterblichen iſt.

Die Rache iſt kein Laſter: ſie iſt ein Inſtinkt, den die Natur ſelbſt geſchaffen hat. Sie iſt eine wirkliche Tugend; denn ſie hält die Leidenſchaft der Böſewichter im Zaum.

Die Ruhe des Gemüts gefällt dem groſſen Geiſt unendlich. Der angenehmſte Anblik den er hat, iſt ein tugendhafter Mann, der nach überlebten Kriegszügen, in der Stille in ſeiner Hütte ſizt.

Leben und Tod iſt ein Traum. Ein weiſer Mann verachtet beydes. Nach dem Tode aber fängt ein neues Leben an. Wie dieſes beſchaffen ſey, das weißt Niemand als der groſſe Geiſt.

Superin-

Superintendent Ziehe Seel.
Oder
Ehrenrettung eines beleidigten Todten.
Ein Beitrag.

So eben fällt mir im erſten Stük des ſechſten Bandes ihrer Chronologen, Seite 65 die Bemerkung über den ſeel. Superintendenten Ziehe in die Hände. Vermuthlich iſt ihnen dieſer Aufſaz zugeſchikt worden. *) Erlauben ſie mir, ihnen eine andere — zuverläßigere — Anmerkung zu liefern. **)

Wenn ſie behaubten, ***) daß der Verfaſſer der Prophezeyhungen, welche unter dem Nahmen

 des

*) Nein: er müſte ſonſt beßer ſeyn. Leider! bin ich ſelbſt der Verfaſſer.
Wekhrlin.

**) Von Herzen gern. Vielmehr nehme ich es mit Hochachtung auf. Sie ſezen mich in Stand, einem würdigen Mann — das iſt ebenſoviel als mir ſelbſt Gerechtigkeit zu leiſten. Ich bin um ſo weniger berechtigt, ihre Zurechtweiſung zu unterdrüken, je mehr der Fehler mir perſönlich zur Laſt fällt.

***) Blos nach den Renſeignements, die mir die öfentlichen Journale, und nahmentlich der Reichs-

des Superintendenten Ziehe zu Zellerfelde der churfürſtl. Braunſchweig-Lüneburgiſchen Regierung ſowol als der Braunſchweig-Wolfenbütteliſchen übergeben worden ſind, ein Schwärmer iſt: ſo habe ich nicht viel dagegen einzuwenden. — Aber der ſeelige Superintendent Ziehe war's nicht.

Nie iſt ihm im Umgang mit ſeinen Freunden ein Wort von dieſer Materie entfallen. Und noch kurz vor ſeinem Tod, welcher bald nach Bekanntwerdung dieſer Prophezeyungen erfolgt iſt, hat er ausdrükentlich erklärt: **er ſey nicht der Verfaſſer dieſer Schrift, ſondern ein Anderer habe ſeinen Nahmen gemißbraucht.**

Wär' er's geweſen — was hätte ihn bewegen ſollen, es auf ſeinem Sterbebette abzuläugnen? Und hätte ihn auch irgend ein mir unerfindlicher Bewegungsgrund dazu bringen können: ſo glaube ich doch nicht, daß ein Mann, der mit ſoviel ſchwärmeriſcher Begeiſterung von ſeiner Lieblingsmaterie ſchreibt, als der Verfaſſer dieſer Weiſſagungen, im Stande ſey, das Geheimniß ſeines Herzens ſeinen täglichen Freunden bis auf den lezten Augenblik ganz unverlezt zu bewahren. — Weſſen das Herz voll iſt, geht der Mund über.

Diß

Reichspoſtreutter (Beytrag, 1780, Nro. 75.) an Handen gegeben.

Diß iſts eigentlich, was ich ihnen ſagen wollte, und wovon ich glaube, daß es ihnen nicht unwillkommen ſeyn wird. *) Ich habe den ſeeligen Superintenden Ziehe nicht perſönlich gekannt: aber ich habe auf ganz beſondere Veranlaßung ſehr genau und zuverläßige Erkundigung von ihm eingezogen, welche mich in Stand ſezt, ihnen für die Richtigkeit meiner Angabe zu ſtehen.

Erlauben ſie mir noch ein paar Anmerkungen über die Weiſſagungen ſelbſt. Ich kenne ſie nur aus dem kleinen Auszuge, welcher 1780 zu Frankfurt und Leipzig herausgekommen iſt.

Wann ſie, Seite 67, ſagen „und hiezu ſezte er den 28 September des 1780ſten Jahrs feſt„, ſo thun ſie dem Verfaſſer wohl etwas zu nahe. Er ſezt den lezten Termin aller dieſer großen Veränderungen auf 1786, und ſagt ausdrücklich vorher. „Er könne nicht beſtimmen, ob dieſe groſ„ſen Revolutionen gleich mit dem ſtärkſten Grad „ihrer Heftigkeit anfangen, und indem ſie immer „ſchwächer würden, zulezt 1786 ihr Ende erreichen „würden — oder ob ſie ſchwach anfangen und mit „Heftigkeit endigen würden.„

Ich lebe in einer Gegend, wo man noch nie Erdbeben ſpührte: aber am 28ſten Sept. bemerkte man dennoch eine auſſerordentliche Unruhe und

**) Ganz ergebenſter Diener.

Bewegung in der Natur, und was beſonders fühlbar war, war ein Sturm dergleichen man hier nur ſehr ſelten hat.

Ob ich gleich für nichts weniger als für den glüklichen Erfolg dieſer Weiſſagungen zittere: ſo war mir doch ein Umſtand auffallend als ich ſie zu erſt zu ſehen kriegte — und ihre **Chronologen** gaben mir die Veranlaßung dazu.

Ich mus mich izt mit meinem ſehr nachläßigen Gedächtniß behelfen, weil die erſten Theile der **Chronologen** eben ausgeliehen ſind und ich den Augenblik nuzen mus, wie ſie ſehen, nur diß ſehr flüchtig zu ſchreiben.

Der Mann ſpricht am Ende ſeiner Weiſſagungen von der Hieroglyphenſprache, und von den Vortheilen, welche er daraus gezogen haben will. Er ſagt „izt iſt die Zeit, wo ſie verſtanden werden mus, und wo ſie uns nüzlich werden kan.

Und zu eben dieſer Zeit ſagt, nach der Anzeige ihrer **Chronologen** *), eine Geſellſchaft gelehrter Männer in Frankreich ohngefähr das Nehmliche **), und verſpricht uns eine Entzifrung der Hieroglyphen und einen deutlichen Unterricht in der Hieroglyphen-

*) IV Band, Seite 275 — Suchet: ſo werdet ihr finden.

) Der Gegenſtand des Verfaſſers der **Weiſſagungen iſt, aus einem alten, geheimnißvol-

roglyphenſprache. Vermuthlich kennt weder der Verfaſſer der Weiſſagungen dieſe Männer, noch ſie ihn.

Ich will ihre Gedult nicht mißbrauchen. Ich bin aus ihren Schriften überzeugt, daß ſie ſich Alles hinzudenken werden, was ich ihnen etwa noch von meinen eigenen Betrachtungen ſagen könnte. *)

Alles was ich hier geſchrieben habe, gebe ich ihnen zu jedem beliebigen Gebrauch Preiß. **) Vom erſten Theil können ſie wenigſtens einen guten Gebrauch machen.

Man

vollen Buche, Chevilla, zu beweiſen, daß die Wahrheit der chriſtlichen Offenbarung, und beſonders der augsburgiſchen Confeſſion von Ewigkeit her geweiſſagt ſey: die Verfaſſere der mythiſch-hermetiſchen Archive wollten 1) die umfaſſendſte Prüfung der hermetiſchen Philoſophie nach ihren wahren und falſchen Grundſäzen darſtellen: 2) Die Mythologie auf die Simplicität ihres Urſprungs zurükführen: 3) Beydes von Sophiſmen reinigen. Weder der Eine noch die Andere aber haben einen Anfang gemacht; ſondern es iſt beiderſeits bey der Ankündigung geblieben.

*) Allzuſchmeichelhaft für meine Wenigkeit. Ich weis mir keine gründlichere Betrachtung hinzuzudenken, als daß die Betrachtungen, womit ich mich hier beehrt finde, die ergänzendſten und hinlänglichſten ſind.

**) Dieſen ſehen ſie hier zugegen: oder konnte ich noch einen beßern machen?

Man lacht vielleicht mit einigem Recht über den Verfaſſer der Weiſſagungen und haubtſächlich über ſeine ernſthaften Mienen. — Der ſeelige Ziehe aber verdient nicht ausgelacht zu werden. Man hat ihn bey jeder Gelegenheit als einen ſehr vernünftigen Mann befunden. *)

Wann ſie den Aufſaz in ihren **Chronologen**, welcher mich zu dieſem Schreiben veranlaßt hat, nicht ſelbſt gemacht haben: ſo haben ſie auch vielleicht die Weiſſagungen ſelbſt noch nicht geleſen. **) Wenn dem ſo iſt: ſo leſen ſie ſie doch. Für einen Erzſchwärmer, der eine ſo myſtiſche Sprache führt, werden ſie doch wirklich eine Art von Zuſammenhang finden, der mich gewundert hat. Wann nur die Prämiſſen richtig wären: ſo würde der Schluß noch ſo ziemlich natürlich daraus folgen. — Nach den Regeln einer ſimplen Mechanik.

Aber um dieſe Prämiſſen zu beurtheilen, oder auch nur um ſie recht deutlich zu verſtehen, ſpricht unſer Prophet zu myſtiſch, begnügt ſich mit ſeiner eigenen Ueberzeugung und glaubt, für's Publikum genug gethan zu haben, wann er ſich erbiethet, ihre Richtigkeit mit einem feyerlichen Eid zu bekräftigen.

BVGA.

*) Friede ſeinem Schatten!

**) Nur — ſo — im Vorbeigehen: ſo wie man heut zu Tag zu leſen pflegt.

Der
zu Abſchaffung des Kindermords verſammelten Congregation zu Manheim gewidmet.

Eine Denkſchrift.

Trahit invitam nova vis: aliudque Cupido
Mens aliud ſuadet.

OVID.

Jüngling! Wann du an einem Baum vorüber-geheſt: ſo pflanze Roſenſtöke und Jasmin um ihn her. Vielleicht ſezt ſich einſt ein Paar unter dieſen Baum, das einander ſein Leiden mittheilt, ſich umſchlingt, und den Himmel als den Erſchaffer der Liebe preißt.

Vom Anfang der Welt her hat die Natur das große Buch der Liebe eröfnet. Sie ſpricht zu jedem Menſchen: Lies! Und jeder findet ſeine Lection darinn. Dieſes ſanfte Feur iſt in dem Herzen des ge-

gemeinen Mannes eben ſo tief eingegraben, wie im Herzen der Könige.

Der Landmann, deſſen Hand am Pflug erhärtet, ſchmekt die Annehmlichkeiten der Vaterſchaft in demſelben Grad, wie der Prinz, deſſen Haubt ein Diadem ſchmükt. Dem Mädchen welches unter dem Strohhut nußbraun worden iſt, ſchlägt das Herz eben ſo warm, wie der Dame, die ſich bey einer Vorſtellung Zaire'ns befindet. Gott der Natur, Du willt — daß wir lieben.

Ich ſehe dich, den Menſchen Befehl geben, daß ſie ſich paaren ſollen; und ſie gehorchen — wie Sklaven, die den unumſchränkten Willen des Gebieters kennen, der ſie beherrſcht. Ich höre, daß du dem menſchlichen Geſchlecht zurufſt: vereinigt euch! Und die ganze Natur jauchzt deinem Willen entgegen.

Iſts Menſchtollheit, iſts Raſerey der Vernunft, daß ſich die Menſchen bemühet haben, die Liebe Geſezzen zu unterwerfen? Schwache Geſchöpfe! Wie lang werdet ihr euch vergebens bemühen, die Natur in ihren heiligſten Verrichtungen hindern zu wollen. Könige ſind mächtig, aber die Liebe iſt noch mächtiger.

Wann

Wann ich euren Bemühungen zuſehe: ſo deucht mich, ich ſehe, wie Kinder Sandkörner in einen reiſſenden Strohm werfen, in der eitlen Hofnung, den Lauf deſſelben aufzuhalten: mich dünkt, ich ſehe eine Jugend, die mit ſchwachen Händen eine maleſtätiſche Eiche ausreiſſen will, welche ihren Vater ſchon jung werden ſah.

Die Natur ruft aus allen lebendigen Geſchöpfen: betrügt euch nicht, meine Geſezze hindern zu wollen! Ich eröfne hierauf die Bücher, worinn das Leben der Menſchen aufbewahrt wird. Wie? Heilige, die mit dem Himmel vertraut waren: Einſiedler, deren Körper unter der Laſt der Pflichten, die ſie ſich auferlegten, beynahe verzehrt war, waren den Anfechtungen der Liebe unterworfen?

Ich leſe die Geſchichte der Menſchen von den älteſten Zeiten her. Was finde ich? Bey allen Nationen wird die Liebe für eine überirdiſche Leidenſchaft gehalten, wider welche keine natürliche Mittel in der Gewalt des Menſchen wären, und die man den Göttern heimſtellen müßte. Ihr irret euch, wenn ihr glaubt, die Gottheit der Venuſſe, der Junonen, der Priape ſey erfunden worden, um zu Bildern der Wolluſt zu dienen. Die erleuchteſten Geſchichtskenner lehren, daß die Religion der Alten den Göttern einen Schuz für gewiße Leiden-

ſchaften zueignete, wider welche man in der Natur kein Mittel fand, und die man deswegen einem höhern Weſen anzuvertrauen beſchlos.

Wie ſoll man alſo die Strafgeſezze betrachten, welche die Polizey gegen die Verbindung der Geſchlechter aufgebracht hat? Wofern ſie nicht ungerecht ſind, ſo ſind ſie wenigſtens eitel.

Söhne des Bartolus und des Carpzov! Antworttet mir, was für einen Schaden fügt ein Mädchen dem gemeinen Weſen zu, welche ſich von der Liebe überraſchen ließ? Sie trägt ihr Antheil zum heiligen Tribut der Menſchlichkeit bey.

Was mag es an der Aufnahm der Sitten hindern, wann ein Jüngling, vom unwiderſtehlichen Zug der Natur hingeriſſen, im Schatten der Welt und hinter dem Schleyr des Geheimnißes, der Liebe opfert?

In der That, die Fehler der Liebe ſind höchſtens ein Mißbrauch des Bedürfnißes. Wann man geſtehen mus, daß dieſer Fehler zuweilen das erſchrökliche Verbrechen des Kindermords herfürgebracht hat: ſo iſts traurig. Aber iſt dieſes Verbrechen nicht eben ſo oft durch die Strafgeſezze, welche man auf den Genuß der Liebe geſezt hat, beförderet worden?

Nichts

Nichts iſt leichter, als gegen die Ausſchweifungen der Liebe Schranken zu erfinden. Vergebens beruft man ſich auf die Macht des Laſters, auf den Hang des Poebels, auf die Reize der Freiheit. Die Stiftung des **Roſenmädchens** iſt ein unumſtößliches Beyſpiel, welches uns unſer Jahrhundert gegeben hat, daß es möglich ſey, die Menſchen freiwillig bey der Tugend zu erhalten. *)

So richtet alſo die Belohnung in unſchuldigen Herzen mehr aus als die Strafe! — Diß, mus der Typ ſeyn, den Sie, meine Herren, wie ich glaube, bey Aufſuchung der Mittel, wie der Kindermord abzuſchaffen ſey, ſich vorſezen müſſen.

Sollten die Menſchen nicht lieber den Lokungen der Güte folgen wollen, als der Geiſſel des Fiskus? Bey den Römern wurde, wie man mich belehrt, die Unkeuſchheit nicht eher zum Gegenſtand der Geſezze, als bis ſich die Veſtalinin vergiengen. Ungefähr einen ähnlichen Urſprung ſoll die Schwangerſchaftsſtrafe in ſpatern Zeiten bey uns genommen haben: wann man nicht betrügt, daß ſie

 um

*) Man behaubtet, daß ſeit den Zeiten Medard's, des erſten Stifters vom Roſenfeſt zu Salency, das iſt ſeit 300 Jahren, keine Hure im Dorf gefunden worden ſey.

Vom Herausgeber.

um die Zeit entſtanden ſey, da die Geiſtlichkeit ſich das Recht zueignete, die erſte Nacht bey den Bräuten zu ſchlafen.

Laſſen ſie ſichs geſagt ſeyn, **erlauchte und edelmütige Männer**, daß einem Mädchen der Verluſt ihrer Ehre, der Verluſt der Hochachtung ihres Geſchlechts, und die Ausſichten auf eine vergnügte Ehe weit empfindlicher ſind, als Amtsſtrafe.

Bemühen ſie ſich die Taxen der Liebe abzuſchaffen; ſezen ſie Belohnungen auf die freiwillige Entdekung der Schwangerſchaft; nehmen ſie dieſe aus dem Beutel der Hageſtolzen — es iſt billig, daß ſie, dieſe Verächtere der Freuden, die Freuden Anderer bezahlen — und um den Ausſchweifungen der Liebe vorzubeugen: ſo ſtellen ſie den Grundſaz Auguſt's wieder her:

Aut dotetur aut nubiletur.

Euphroſine Beck.

Noir-

Noirmoutier.

Oder

Das Exil des Präſidenten Hocquart.

Aus einer Handſchrift des Herrn von Hocquart.

Eine geographiſch- ſtatiſtiſche Anekdote.

Im weſtlichen Ocean unter dem ſieben und vierzigſter Grad der Breite und dem vierzehnten Grad der Länge (nach dem Meridian der Inſel Ferro) ragt ein Felß hervor, der ungefähr ſieben franzöſiſche Meilen in ſeinem Umfang hat.

Sein Scheitel, der einſt kahl war, iſt izt mit Sand bedekt. Auf dieſem Sande wohnen 8 bis 9000 Menſchen; die unglüklichſten auf der Welt. Man nennt dieſen Felſen die Inſel Noirmoutier.

Im Jahr 1720 kaufte der Prinz Conde vom Grafen von Tremouille die Inſel Noirmoutier für 800,000 Franken. Sein Sohn, der heutige Herzog von Conde, trat ſie, 1767, dem König ab. Seitdem iſt ſie ein Krongut. Sie gehört unters

Gouvernement von Poitou; und an ihr beſizt eigentlich der König, als Marquis von Noirmoutier, ein Drittel, die Geiſtlichkeit ein Drittel, das lezte Drittel das Publikum.

Dieſer Fels ſcheint von der Natur völlig vergeſſen zu ſeyn. Er war wahrſcheinlicherweis die längſte Zeit von Menſchen unbewohnt. Wann man betrachtet, daß er noch heut zu Tag dem größten Theil der Erde — und ſogar in Frankreich ſelbſt — unbekannt iſt: ſo iſt ſein Urſprung nicht ſehr alt.

Vielleicht irrt man ſich am wenigſten, wenn man die Periode ſeiner Bevölkerung auf den Einfall der Normänner hinaufſchiebt, und Noirmoutier für eine Kolonie Rollons betrachtet.

Niemals hat ſich die menſchliche Herzhaftigkeit mehr gezeigt als bey den erſten Anbauern zu Noirmoutier; dann niemals hat es einen traurigern und ärmern Erdpunkt gegeben.

Die Natur hat dieſen Flek gänzlich verlaſſen. Es wächſt weder Holz, noch Getraide, noch Wein, noch Rindviehe, noch Pferde, noch Schafe, noch Wildbrät, noch Obſt auf der Inſel. Man findet weder Häußer, noch Fluren, noch Gärtten, noch Märkte, noch Fabriken. Selbſt an Stein und

Koh-

Kohlen mangelt es. Mitten im Buſen der dürreſten Wüſten Arabiens oder Lybiens giebts kein Land, das ſo viel Mangel hätte.

Dem ungeachtet haben ſich, der Natur zum Troz, Menſchen — oder vielmehr Amphibien — hier niedergelaſſen. Dann neun Zehntel von den Einwohnern leben blos im Waſſer. Die Inſel Noirmoutier wird für die Wiege des franzöſiſchen Seevolks gehalten. Auch nennt man in England die Noirmoutiner gewöhnlich die Seewölfe.

Um ſich hier anzuſezen, muſten die erſten Ankömmlinge mit Erbauung eines ungeheuren Dammes, der an Unternehmung und Feſtigkeit ſeines gleichen kaum in der Welt hat, den Anfang machen. Dieſer Damm, der 11,000 Schritte lang iſt, ſezt ſich dem Einbruche des Meers, welches 12 Fuß höher ſtehet, als die Oberfläche der Inſel, entgegen. Da er mit den aufrühreriſchen Wellen, die in dieſer Gegend ſo reiſſend ſind, daß man die Ueberfahrt vom feſten Land zur Inſel, ungeachtet ſie nur zwo Seemeilen beträgt, täglich nur einmal machen kan, im beſtändigem Kampf liegt: ſo ereignet ſichs ſehr oft, daß jene Furie der Stärkere wird, und den Damm durchbricht.

Dieſes auferlegt den Einwohnern unaufhörliche Frohnen am Damm, die um ſo unerhörter

ſind, als ſie die zur Ausbeſſerung benötigte Steine, weil die Inſel auch nicht einen Kieſel herfürbringt, mitten in der See auf eine Streke von anderthalb Meilen holen, mit unſäglicher Beſchwehrlichkeit ausbrechen und in Böten heimführen müſſen.

Auf der einen Seite ohnabläßig vom Meer angefallen, werden ſie auf der andern von einem andern Element bekämpft, das gleich wütend iſt. Diß iſt der Sand. Das Eiland Noirmoutier iſt jenem Mann in der Fabel gleich, der zwiſchen zwo Höllen in der Mitte ſaß. Man hat nicht ſelten erfahren, daß während die eine Helfte der Einwohner an der Dammarbeit beſchäftigt war: ſo lag die zwote Helfte im Feld, um die Erde von dem Flugſand, unter welchen ſie ein Sturmwind vergraben hatte, zu reinigen.

Um von dieſer Art Zufälle, deren die Inſel ſehr häufig ausgeſezt iſt, eine Vorſtellung zu geben, erinnern wir den Leſer ans Jahr 1763, wo über fünfzehn Wohnhütten nebſt einer Mühle von einem Sandſturm ſo verſchüttet wurden, daß man ſie bis auf dieſen Tag nimmer zu finden wuſte.

Hieraus giebt ſich von ſelbſt, daß der Boden des Eilands nichts als ein baarer Sand auf einem wilden Felſen iſt. In der That hat es von der Natur zum Kennzeichen eines Lands nichts erhalten,

als ein kleines Büſchel Eichen, welches auf dem äuſſerſten Gipfel des Felſen ſtehet, und aufs ſorgfältigſte erhalten wird.

Man nennt dieſes Gebüſch den Königsſtrauß (le bouquet du Roi); und niemals wurde in den Zeiten der Druiden ein Eichenhayn heiliger geachtet, als dieſer. Er wird aufs genaueſte bewacht, weil er ein Wegweiſer für die Schiffer an den aquitaniſchen Küſten iſt, und weil man ohne dieſen Geleitsmann nicht ohne Gefahr zwiſchen den Felſen, die zwo Meilen im Umkreiſe, das Eiland Noirmoutier einſchließen, in den Kanal von Nantes einlaufen könnte.

Wann die Vorſicht auf der einen Seite die Bewohnere von Noirmoutier den Holländern ähnlich gemacht hat: ſo iſts weit entfernt, daß ſie ihnen auf der andern die Vortheile gegönnt, durch welche dieſe wegen dem Mangel der Landsſonne entſchädigt werden.

Die Noirmoutiner ſind ohne Schuz, ohne Vermögen, ohne Freunde und ſelbſt ohne Lebensmittel. Da die Sonne der Inſel ihr Alles verſagt hat: ſo müſſen ſie auch die geringſten Bedürfniſſe vom feſtem Lande herholen. Und da die ewigen Stürme ihres Meers zuweilen die Ueberfahrt zehn bis zwölf Tage lang hemmen, während welcher Zeit das

Eiland

Eiland wie eine geſperrte Stadt ſich verhält: ſo leiden ſie öfters an den nothwendigſten Gemächlichkeiten Mangel.

Sie ſind, wie man einſiehet, gebohrne Seeleute. Da ihnen der Hof keine Garniſon ſchikt: ſo beſchüzen ſie, nach Art ihrer Voreltern der Normänner, ihr kleines Eiland ſelbſt. Jeder Noirmoutiner iſt in der Wiege Soldat. Er fleugt, ſobald er Kräfte hat, zum Dienſt ſeines Vaterlands. Die Natur ſeines Geburtsorts, die ihn zum unaufhörlichen Kampf mit den Elementen und mit dem Hunger beſtimmt hat, hat ihm Künheit und Tapferkeit anerſchaffen.

Während dem Frieden dienen die Noirmoutiner in den Häfen des Königreichs oder auf der Handlungsflotte. Im Krieg laſſen ſie ſich alle auf die Kriegsflotte anwerben. Diejenigen die zu Haus bleiben, machen Kreuzzüge an der Küſte auf den Feind. Man hat ein Beyſpiel im vorigen Kriege, daß sechszig Noirmoutiner ein Fahrzeug ausrüſteten, welches nur mit 4 Kanonen und 12 Steinſtüken beſezt war. Mit dieſem Fahrzeug nahmen ſie innerhalb den erſten 24 Stunden einen engliſchen Kaper; und innerhalb den zweiten eine Fregatte von 30 Kanonen.

Die

Die Inſel Noirmoutier würde mit gröſſerm Recht **Seemannsinſel** heiſſen (l'Isle de la marine). Sie liefert zum gegenwärtigen Krieg 11,000 Matrosen; und die beſten Piloten bei der Flotte ſind Noirmoutiner. Die Geſchichte hat aufbehalten, daß 1692 ein Matroſe von der Inſel Noirmoutier, Nahmens Jakob Bauges, dem Staat 14 Kriegsſchiffe rettete, welche ohne die ungemeine Geſchiklichkeit und Künheit dieſes brafen Seemanns, ein Raub der Wellen waren.

Bey dieſem auſſerordentlichen Elend auf der einen und dieſen erheblichen Verdienſten auf der andern Seite iſt keine Unterthanenklaſſe in Frankreich ſo gedrükt wie ſie. Die Exiſtenz der Inſel koſtet den König jährlich lediglich keinen Liard. Wann der Hof in alle übrigen Provinzen der franzöſiſchen Monarchie Geld ſenden mus, Beamten zu unterhalten, Truppen zu beſolden, öffentliche Gebäude zu errichten, Stiftungen einzuführen, die Gränzen zu beſchüzen ꝛc. ꝛc. ſo iſt er von all dieſem in der Inſel Noirmoutier befreyt. Keinen Sous Aufwand koſtet ihn dieſer Pflanzort.

Die Noirmoutiner bewachen das Vaterland ſelbſt; ſie verwalten es ſelbſt; ſie beſtreiten die Erhaltung des Hafens, der Kanäle, der Schiffart in der Frohn; ſie bauen Wege, Straſſen und öfentliche

liche Pläze mit gemeinſchaftlichen Händen. Sie ernähren ihre Geiſtlichkeit.

Ueberdiß bezahlen ſie der Krone noch eine Kopfſteuer — ſie, dieſe Elenden. Die Monarchie sollte erröthen, dieſes Geld anzunehmen. Wann eine Regierung, nach unſern Zeiten, jemals fähig wäre, Tugend zu ſchäzen und zu empfinden: ſo würde hier der Fall ſeyn, wo ſichs zeigte. Ein Allmoſen von Leuten nehmen, die ſelbſt des Allmoſens ſo dürftig ſind, die Beutel derjenigen zu leeren, welche ihr Blut für den Staat aufgeopfert haben: welch ſchimpfliches Bild für die Würde eines Throns wie der franzöſiſche!

Der König bezieht nicht nur vom Salz, welches der einige Zeugungszweig der Inſel iſt, ein Fünftel; ſondern man fodert noch Kopfſteuer, Contribution, den zwanzigſten Pfennig, Sterbfall ꝛc. und alle möglichen Torturen die die Hyäne der Finanz erfunden hat.

Leute die lediglich nichts beſizen, als was ſie mit ihrem Arm verdienen, denen nichts wächßt, die blos vom Schweiß ihres Leibs leben müſſen, ſollen eben daſſelbe geben, wie die Kapitaliſten und die Verzöhrer in Paris.

Nichts

Nichts beweiſst die ungleichen und ungerechten Folgen einer unüberlegten Anlage mehr als das Beyſpiel der Inſel Noirmoutier. Man ſah ein, daß es zu weitläuftig wäre, die Kopfſteuer beyzutreiben. Der Fiskus akkordirte alſo mit den Innwohnern auf eine gewiße Summe. Da der gemeine Mann gänzlich unvermögend iſt, etwas zu geben: ſo fällt dieſe Anlage blos auf einen Theil der Einwohnere.

Es giebt etwan in der ganzen Inſel zehn Hausväter, deren Glüksumſtände ſich auf hundert Louisdor belaufen. Die übrigen ſind miſerable Handlöhner die von einem Tag auf den andern leben. Kein Sklave zu Martinique oder zu Barbados iſt ſo unglüklich wie dieſe Leute. Sie bringen ſechs Tage der Woche in der Frohn zu, am Damm zu beſſern, Sand abzuräumen, oder Wachen zu geben, den ſiebenten tagwerken ſie zu Nantes ꝛc. ꝛc. auf den Werften und in den Magazinen für den Lohn.

Dieſe elende Lage, die überhäufte Arbeit und die wenige Zeit ſo den Einwohnern übrig bleibt, iſt Urſache, daß die Fuhrten und Häfen des Eilands nach und nach verſchlemmt und mit Sand ſo ausgefüllt worden, daß ſie unbrauchbar ſind.

Unter

Unter der Regierung Ludwigs XIV da die Noirmoutiner noch ein freyes Volk waren, indem ſie dem Hauſe von Tremouille blos eine Recognition für die Oberherrlichkeit bezahlten, beſas die Inſel fünf ſchiffbare Häfen. Gegenwärtig beſezt ſie noch einen Einigen. Damals vermochte er vierzehn Schiffe, und dieſe giengen 12 Fuß im Waſſer: heut zu Tage haben kaum zwei Raum, und die See iſt nicht tiefer als 6 Fuß.

Diß iſt der Erdflek, wohin der Herr von Hocquart, Präſident des Parlaments zu Paris, bey der berühmten traurigen Kataſtrophe, welche die Gerichtsverfaſſung in Frankreich 1771 betraf, verbannt ward.

Während ſeinem Aufenthalt ſezte er dieſe Nachricht auf; er behielt ſie in ſeiner Brieftaſche, bis ſich die Regierung durch den Todsfall Ludwigs XV veränderte: Unlängſt hatte er die Ehre, denſelben dem regierenden König zu überreichen, und eine Abſchrift davon dem Herrn Neker zuzuſtellen.

Eſt modus in rebus.

Kanzlersfrau. (Giebt die Karte.) Eh bien Abbee! Der geiſtliche Rath Streithorſt iſt geſtorben.

Abbee. Ein ehrlicher Mann. — Cavallerie per Skiss.

Kanzlersfrau. Sie ſind alſo unter den Competenten? — Vierzehn Tarok.

Abbee. Wie? Ich? Meine gnädige Frau! wie ſollte ich zu einem ſo hohen Gedanken kommen. Hier giebts ſoviel Competenten, daß ein ſchlechter Weltprieſter ſich nichts einbilden darf.

Kanzlersfrau. Sie ſind ein feiger Pfaff. Man muß was wagen. — Um Vergebung Fräulen, Coupi liegt. — Was wetten ſie Abbee: ich behaubte, ſie kriegen den Dienſt, wann ſie ſich melden!

Abbee. Man weiß, daß Alles von euer Exzellenz gnädigſten Protektion abhängt — Tarock!!

Kanzlersfrau. Friſch, Abbee! Wer wagt, der gewinnt. Gilt's hundert Dukaten?

Abbee. Alles in der Welt, meine gnädigſte Frau. Weil ſie mit ihrem unwürdigſten Diener zu ſcherzen belieben. (Küßt der Dame die Hand.)

Kanzlersfrau. Sie ſind Zeugen, meine Dames und Herren. Wann der Abbee die Stelle des geiſtlichen Raths Streithorſt erhält: ſo gewinne ich hundert Dukaten. Die Parthie endigt ſich. Man hebt die Spieltiſche auf. Das Soupee erſcheint.

Kanzlersfrau. Abbee, heute Abend bleiben ſie hier.

Ueber dem Soupee ſpricht man von den Amerikanern, von den Veränderungen in Oeſterreich, von den neuen Servelatſauſſen, vom engliſchen Gärtgen des Herrn Kanzlers — Kein Wort vom Streithorſt'ſchen Tod, und von Vakaturen. — Des andern Morgens ſezt der Abbee ſeine Bittſchrift auf, und übergiebt ſie in der Hofkanzley. Acht Täge verfließen. Eine Menge Werber um die geiſtliche Rathsſtelle ſind vorhanden. Unverhoft kommt die Reſolution herab, die Stelle iſt dem Abbee Snips.

Scene im Koffeehaus.

Rath Liebermann. Die Streithorſt'ſche Stelle iſt erſezt: und mit wem . . . . . .

Syndikus Kreuz. Vermuthlich mit dem, der am höchſten gewettet hat. Man weiß ja die Mode der Kanzlerin.

Liebermann. Im Ernſt, ich habe zum öftern heimlich bedauert, daß Rabener nicht mehr lebt. Die Erfindung unſerer Kanzlerin hätte ihm einen ſchönen Zug bey einer neuen Ausgabe ſeiner Schriften ins Kapitel von der Beſtechungskunſt oder vielmehr von der Kunſt zu nehmen und mit Protektion zu wuchern, dargegeben.

Kreuz. Er würde finden, daß ſich die Kunſt ſeit ihm raffinirt hat. — Das Weib treibt's zu bunt mit ihrem Wetten. — Innzwiſchen muß man der Erfindung Ehre laſſen.

Nach dem Leben aufgenommen.

***** 11. Brachmond, 1781.

Soll man ihnen Weiber geben?

Ein Problem aus der Bevölkerungskunſt.

Dieſen Frühling baute ich Rettiche an auf einem kleinen Beete, das mir meine Nachbarin, eine gefällige Wittfrau, in ihrem Gartten geliehen hat. Ich wendete unendlichen Fleiß an, die Rettiche zu warten, zu begießen, zu jäten. Mit Schmachten ſah ich ihrem Flor entgegen, weil ich ein Liebhaber von Naſchwerk bin. Ich hatte mir zu dem End den Jardinier royal in drey Octavbänden gekauft, um die Rettiche recht kunſtmäſig zu ziehen. Heute beſuchte ich mein Rettichbeete, um mir ein Aſſiett zum Mittagseſſen zu pflüken. Welcher Ausſchlag! Die eine Helfte iſt ausgeſtorben, und die andere beſtehet in elenden, ſchmächtigen, ſaftloſen Wichten, die für die Tafel durchaus unbrauchbar ſind, und die kaum dieſe Nacht überleben werden. In ſtille Beſtürzung geſezt ſtehe ich über meinem Rettichbeete und ſinne nach. Hierüber trift

mich

mich die Magd meiner Frau Nachbarin an: ich dachte es wohl, ſagte Lieſe; ſie hätten die Rettiche zu dicht geſäet.

Dieſer Zufall gab mir zu folgender Reflexion Anlaß, welche mich während meinem hierauf geſolgten Spaziergang unterhielt.

Vermuthlich bilden ſich Diejenigen, welche den Cölibat der Kirche abgeſchaft wiſſen wollen, ſehr viel auf dieſen Gedanken ein. Er iſt zu einem Lieblingsſaz auf den Kathedern der Staatslehre worden. Man findet ihn auf der Toilette jeden Wizkopfs liegen. In den Zeitungen leſen wir, daß ein Bel Eſprit zu Rom in der päbſtlichen Antichambre ganz neuerlich den Vorſchlag rege gemacht hat, die Geiſtlichkeit zu verheyrathen.

Inzwiſchen darf man zweiflen, ob dieſer Saz noch von allen Seiten betrachtet iſt, die er an ſich hat. Man weiß, daß es uns nicht ſelten widerfährt, indem wir die Vorurtheile der ältern Zeit ausrotten wollen, daß wir mehr nicht thun, als unſere eigenen dafür hinſtellen. Vielleicht iſts der Fall.

Das Gelübd der Keuſchheit beruhet auf einem dreifachen Geſichtspunkt: erſtlich auf ſeinem Ein-

fluße in die natürliche Beſtimmung des Menſchen, zweitens in Religion, drittens in die bürgerliche Geſellſchaft. Oder giebts noch einen mehr?

Was das erſte betrift: ſo ſcheints, wir ſind von den Abſichten der Natur, von der Art ihres Gangs zu weit abgekommen, um ihre Beſtimmungen zu errathen. Wenigſtens iſt unſere urſprüngliche Anlage durch die Zeit, durch das Syſtem unſerer Politik und Religion ſo verändert worden, daß wir von der Sittlichkeit oder Unſittlichkeit der Handlung eines Wilden, zum Beiſpiel, nicht mit Grund urtheilen können, der ewig vor einer Gefährtin flöhe.

In Anſicht der Religion ſelbſt: ſo kommts, deucht mich, auf Beruf an; ein Gegenſtand den ich nicht kenne, den ich nicht zu berühren wage, und deſſen geheiligte Natur man auf ihrem Werth beruhen laßen mus.

Der einige Geſichtspunkt alſo, der dem Publikum noch übrig bleibt, und der ihm zükommt iſt, das Wohl der Geſellſchaft.

Eheſtand und Cölibat aber können die bürgerliche Geſellſchaft nur in ſo fern intereßiren, als ihre phyſiſche Erhaltung darauf beruhet. Fragt ſich nun, ob dieſe durch den Cölibat einer gewiſſen

Por-

Portion des Volks, das iſt der Kirche, wirklich leide?

In allen Fragen, wobey es auf geometriſche Schlüſſe ankommt, mus blos die Erfahrung entſcheiden? Die Egiptier, die Scythen, die Hebräer, die Griechen, die Amerikaner ꝛc. ꝛc. hatten ſicherlich kein eheloſes Prieſterthum. Sollte die Welt damals mehr bevölkert geweſen ſeyn, als izt?

Wir ſind, wie ich mir ſchmeichle, von den Irrthümmern zurükgekommen, worein uns eine unüberlegte Lektur der ältern Geſchichte zog. Wir glauben weder an das Thebe mit hundert Stadtthoren, aus deren jedem zehntauſend ſtreitbare Männer zogen; noch an die zwei und dreiſſigtauſend Mädchens, die der Prieſter Eleazar im Lager der Midianiten fand; *) noch an die Millionen, die Xerxes hinter ſich herführte. Dieſe Märchen haben wir in ihr Fach gelegt.

 Seit-

*) Bey der Schlacht, die die Hebräer unter der Anführung ihres Erz-Ober-Schlächters Eleaſar über fünf arabiſche Scheichs im Thale Madian Anno 2558 erhielten, fand man im Commiſſariat des Feinds vorräthig, 6,75000 Schaafe, 72000 Rinder, 61000 Eſel, 32000 keuſche Mädchens. Zufolg der

Seitdem man einige wirkliche Art von Volkszählung hat: das iſt ungefähr ſeit Julius Cäſarn, hat uns eine erleuchtete Vergleichung überzeugt, daß ſich die Welt immer, was die Bevölkerung anbetrift, in einem gleichem Aſſiett oder, um mich gelehrter auszudrüken, im Ebenmaaß erhielt.

Ein unbekanntes, geheimes Prinzip — das aber nichts deſto minder gewiß iſt — wirkt in der Natur und erhält die Bevölkerung in einem gewiſſen Grad.

Dieſes Prinzip, es ſey nun phyſiſch oder moraliſch, verhindert, daß die Bevölkerung niemals ſolchen Grad überſteige. Es offenbart ſich bald durch Seuchen, durch Hungersnoth, bald — auf der ſittlichen Seite — durch Krieg, Lux ꝛc. ꝛc. kurz durch jene Hydropſie der Städte und des Lands, deren

der Süßmilch'ſchen ꝛc. ꝛc. Logarithmen ſezen 32000 keuſche Mädchens wenigſtens eine Bevölkerung von 6 Million voraus. Dieſe Summe nun ſuchet auf einem Plaz, der wie alle, alten und neuen, Carten beweiſen nicht größer iſt, als acht Meilen lang und fünf Meilen breit, und wo heut zu Tag kein Tropfe friſches Waſſer zu finden und weder Futter für die Pferde noch für die Menſchen wächßt! (Doktor Birnbaums heilige Kritik ꝛc. ꝛc.)

deren Grund die Staatsgelehrten vergebens aufſuchen, und deren Wirkung ſo offenbar iſt.

Die ENCYCLOPAEDIE ſagt *): wäre die Eheloſigkeit der Geiſtlichen nicht, ſo müßte, blos ſeit Franz I Regierung, die Volksmenge Frankreichs um 5 Millionen höher ſtehen. Der Verfaſſer war nicht beſonnen genug. Um 1842 Millionen müſte ſie höher ſtehen, wenn der Progreſſionsfuß der Noachiten angenommen wird, welches doch der billigſte und ſchiklichſte in einer chriſtlichen Rechnung iſt.

Ich geſtehe ein, daß es eine geheiligte Pflicht iſt, ſein Antheil zur Bevölkerung beytragen, und daß ſich die ganze Natur bemühen ſollte, dieſen groſſen Geſichtspunkt des anbetenswürdigen Demiourgos zu erfüllen. Aber wenn man ſagen wollte, das Cölibat der Kirche verurſache um ſo viel einen Defekt in der Welt: ſo ſagt man eigentlich, es ſollten mehr Menſchen vorhanden ſeyn, als die Welt ihrer Einrichtung nach zu ertragen nicht vermag.

Mein Rettichbeet beweißts; — Natura ubique ſibi conſonans. Die Menſchheit iſt, im ungekünſtelſten Betracht, einem Beken ähnlich, das

*) Artik. Cölibat.

eine gewiſſe Euche hält. Zwanzig bis dreißig Röhren ſind geradezu recht, das Waſſer immer im Ebenmaaß zu erhalten. Leitet noch zehn Röhren mehr hinein; ſo wirds überfließen.

Je mehr auf dieſer Seite die Rettiche hinzuwachſen, ſich drängen, deſto mehr entziehen ſie denen auf der andern Seite die Nahrung. Dieſer Prälat zu Salmansweil, dieſer Probſt zu Neresheim werden vielleicht ein Paar Kinder, ſie werden vielleicht ein Duzend machen. Aber ihr Machen wird Urſach ſeyn, daß zu Danzig, zu Presburg ſo viel dahin ſterben.

Ein in eine Steppe verſeztes Menſchenpaar würde ohne Zweifel, mit Hülfe der Zeit, zu einer Nation werden; aber wird nicht eine aus einer Steppe nach Paris oder London verſezte Nation mit der Zeit ausſterben? Die Geſellſchaft iſt ein Schlund, der von ſeinem eigenen Eingeweide lebt.

Hol-

Holland.

Ein wenig Honig, ein wenig Milch
Iſt hinlänglich, den Merkur zu gewinnen.
Herkul iſt ſchon theurer. Unter zwei bis
drey
Lämmern darf man ihm nicht kommen.
Man ſagt, daß er meine Heerde dafür be-
ſchüze;
Preis dem Beſchüzer der Heerden!
Aber — unter uns geſagt —

Iſt des Lohns nicht ein wenig zu viel? —
Zwar was änderts, wer die Lämmer freſſen
mag,
Herkul oder die Wölfe!

Ich bin ſehr geneigt, zu glauben, die Republik Holland werde ihre Rolle auf die Art endigen wie Pohlen.

Dieſes vorausgeſezt, laßt uns prüfen, was der Staat dabey gewinnen oder verlieren mag. Es

ſoll

ſoll blos eine Fantaſie ſeyn: dann wir ſind in keiner Materie zu einer Abhandlung fähig. Wir ſind nichts als Chronologiſten; und wir ſchreiben gröſtentheils nur für uns ſelbſt.

Der Schulregent Puffendorf, oder der Baron Puffendorf, wenn man will, ſagt, daß er beſtimmen wolle, welches die beſte Regierungsform ſey. Nachdem er alle zuſamm geprüft hat; ſo ſpricht er mit groſſer Gravität: **Einige ſtimmen für die Allemherrſchaft, Andere für die Republik; was mich betrift, ſo ſchweige ich.**

Ich wage, mehr conſequent zu ſeyn, als Puffendorf: ich erkläre geradezu, daß die Monarchie nicht nur die beſte iſt, ſondern es nach den Grundſäzen des Naturrechts keine andere Regierungsform geben kan.

Wenn man andere ſiehet, ſo ſinds bloße Spielarten. Die Kürze ihrer Dauer beweiſt den Mangel ihrer Natur.

Ihr, die ihr an dem Grundſaz der **Freiheit** hangt, ſagt mir, was iſt Freiheit? Iſts nicht mit Einem Wortt das Vermögen, daß man thun kan, was man thun ſoll.

Derjenige allein iſt frey, der aus ſeinem Glük und aus ſeinen Fähigkeiten allen möglichen Nuzen ziehen kan, der ihm beliebt. Ich halte es mit dem **Leviathan**, kein Menſch iſt zur Freiheit gebohren.

Um zu jener Freiheit alſo, aus ſeinen Umſtänden allen möglichen Nuzen zu ziehen, zu gelangen, iſt ihm eine Mittelmacht nötig; und worinn kan dieſe anders beſtehen, als in der Vereinigung ſeines Willens mit dem Willen eines Obherrſchers. Dann iſt nicht jene Machtherrſchaft die vollkommenſte, die die wenigſten Leidenſchaften hat? Und iſt das Maaß der Leidenſchaften in der Seele eines Einigen nicht geringer, als bey der Menge?

Dieſe Begrife ſind einleuchtend. Sprecht, wolltet ihr lieber in einem Staat leben, wo man die Ariſtide, die Phocions, die Alcibiade, die Sokrates, die Scipione, die Barnevelts, die Witt, die Görze, die Waldmann entweder verweiſet oder maſſakrirt: oder in einem Staate, wo die Titus, die Marc-Aurele, die Juliane, die Henrich IV, die Joſeph II, regieren?

Jede Republik iſt nichts anders als das Brutneſt des Familiengeiſts: das iſt der Aufruhr, der Unterdrükung und der Anarchie. Der ohnaufhörliche

Choq

Choq der Leidenſchaften, der Vorurtheile, der Intereſſen, laſſen niemals eine wahre Einigkeit, eine wahre Sicherheit, einen ſoliden Frieden zu.

Warum tadelt man die Kloſterverſammlung wegen ihren innerlichen Kriegen? Warum führt man ihre innerliche Uneinigkeiten als Gründe an, ihre Schädlichkeit darzuthun? Sie ſind Republiken im Kleinen.

Es iſt häufig geſagt, und ich wiederhole es blos um des Wohlſtands willen, daß die Ehre und der Friede der Partikuliere, welches doch die zwey höchſten Güter der Geſellſchaft ſind, nirgends geſicherter ſind; daß die Verdienſte niemals mehr Glük, die Gerechtigkeit niemals mehr Nachdruk, die Geſezze niemals mehr Anſehn, die öfentliche Sicherheit niemals mehr Früchte hat, als unter dem Zepter der Monarchie.

Irrt euch nicht im Bilde vom patriotiſchen Geiſt. Der iſts nicht, der an Kleinigkeiten hängt, der angebohrne Grundſäze vertheidigt: ſondern jener, der einen höhern Schwung ergreift, der das Groſſe, das Allgemeinnüzige zu umfaſſen weißt; kurz der ſich in Rußland, zu Berlin, zu Stokholm geoffenbaret hat.

Ich

Ich führe die Holländer auf ein aritmethiſches Gefühl dieſer Grundſäze. Unter allen europäiſchen Nationen, ſind ſie diejenige, die die beſchwehrlichſte Steur hat. Weder ein Bürger zu Berlin, noch ein Inwohner zu Paris, zu Madrid, zu London ꝛc. ꝛc. zalt dem König ſo viel als ein holländiſcher Bauer. Inzwiſchen ſind jene beſſer beſchüzt, beſſer geehrt, beſſer divertirt.

Wann die Revolution, von der ich träume, über Holland beſchloſſen iſt, und wann das Mißvergnügen allgemein wird: ſo wird wenigſtens der holländiſche Bauer ſich damit tröſten können:

Was änderts, wer die Lämmer freſſen mag,
Herkul oder die Wölfe.

Lauenburger Taſchenallmanach.

An

Herrn Daniel Chodowiecki,
Meiſtern der ſchönen Künſte.

Beim Anblik ihres heurigen Lauenburger Allmanachs rief ich: les beaux esprits ſe rencontrent. Man hatte mir in demſelben Augenblik ein Buch gebracht, welches ich zu meiner Aufheiterung und Erbauung beſchrieben hatte: denn ich bin von der Meinung des Grafen Boneval, daß eine immer gleiche Oefnung und Etwas zum Lachen zu haben, eine Univerſalmedizin ſey.

Dieſes Buch ſchien ihnen zu den zwölf Liebhabern, welche die Monatskupfer des Lauenburger Allmanachs vorſtellen, die Grundideen geliehen zu haben — in ſo fern nehmlich ein Klexer einem wahren Mahler eine Idee mittheilen kan.

Es

Es iſt das bekannte CENTIFOLIVM, was ich meyne. Eine Art von Poſtill, aus dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, mit allegoriſchen Kupfern geziert, und völlig im Geſchmak der Pater Abraham'ſchen Schule geſchrieben.

Da ich ſehr weit entfernt bin, im Ernſt zu glauben, daß ſie dieſes Buch kennen, und daß es ihnen bey der Anlage ihrer Liebhaber zur Seite lag: ſo will ich ihnen den ganzen Titel ausdrüken. Vermuthlich iſts in ihre Gegenden niemals gekommen.

Erſter Band.

Centi - Folium

Stultorum

In Quarto, oder 100 ausbündige Narren in Folio.

Neu aufgewärmt

und in einer Alapatrit-Paſteten zum Schaueſſen, mit hundert ſchönen Kupferſtichen, zur ehrlichen Ergözung und nüzlichen Zeitvertreibung ſowol fröhlich als melancholiſchen Gemüthern aufgeſezt 2c. 2c. 2c. Wien zu finden bey Johann Carl Megerle, Univerſitätsbuchhändler im Guydlhof; und bey Johann Christoph Weigel, Kupferſtechern zu Nürnberg.

berg. Gedruckt bey Chriſtoph Lerchern, Univerſitätsbuchdrukern.

IM LVſtIgen Iahr, aLs DIeſe
Narren-SChaar erkohren gar.

Zweiter Band.

Mala Gallina, malum ovum.

Das iſt:

Wie die Alten ſungen: ſo zwitſchern die Jungen.

Im zweiten Centifolio

Hundert ausbündiger Närrinnen.

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Nürnberg, zu finden bey Chriſtoph Weigel, Kunſthändler. Wien gedrukt bey Andreas Heyinger, Univerſitätsbuchdrukern.

Der Karakter dieſes Werks iſt: moraliſch-ſatiriſch-theologiſche Reden über die gangbarſten Thorheiten der Geſellſchaft. Jede Rede iſt mit einem allegoriſchen Kupferſtich verſehen, an deſſen Fuß, ſo wie bey ihren Liebhabern, ein Reim ſtehet. Dieſe Kupfer ſind gröſtentheils von einem gemeinpläzigen Genie: gleichwol giebts einige darunter die in der Erfindung, in der Zuſammenſezung, und ſelbſt im Geſchmak, Meiſterſtüke ſind.

In

In ſolchem Buch nun, und zwar im erſten Theil, habe ich ihre zwölf **Liebhaber**, unter der übrigen Geſellſchaft, vollkommen kenntlich angetroffen. Zwar unter dem ungeſittetern Prädikat: **Büchernarr, Vogelnarr, Hundenarr, Gemäldenarr.** Dann der Autor ſticht von ihnen eben ſo weit in der Lebensart ab, als in der Kunſt.

Sie ſehen, daß es ſie noch mit 88 Ideen fourniren kann.

Anfänglich war ich willens, indem ich vorausſezte, ihr Entwurf wäre, die Liebhabergruppe, oder vielmehr das Gemälde unſerer Leidenſchaften, in den künftigen Jahrgängen des Allmanachs fortzuſezen, daß ich ihnen dieſe Sammlung empfehlen wollte.

Nun aber bin ich auf eine glüklichere Idee gefallen. Statt der Fortſezung ſchlage ich ihnen den Kontraſt vor. Der zweite Band giebt ihnen eben ſo viel Muſter zu weiblichen Liebhabern.

Da ich mich ſehr oft mit müſſigen Gegenſtänden aufhalte, und überhaubt meine Gewonheit iſt, mir unnüzliche Beſchäftigungen zu machen: ſo habe ich für ſie gearbeitet. Aus der Sammlung der weiblichen Liebhabere habe ich zu den Gegenſtüken

der Männer, die ſie uns heur lieferten, folgende gewählt, welche ich für diejenigen Schwachheiten hielt, die heut zu Tag am meiſten Geſchmak haben.

	Centifol. II. Band Seite.
Jenner.	Die Gelehrte. ꞉ 148.
Hornung.	Die Puzliebhaberin. ꞉ 83. 211. 269.
Lenz.	Die Reiſeliebhaberin. 257.
April.	Die an Vapeurs Leidende. ꞉ 6. 38. 175.
Mai.	Die Empfindlende. 441.
Brachmond.	Die Rangſüchtige. 253.
Heumond.	Die Romainliebhaberin. ꞉ ꞉ 265.
Erndmond.	Die Heyrathſtifterin. 203.
Herbſtmond.	Die Theaterfreundin. 54.
Weinmond.	Die Aſſembleefreundin. 154.
Wintermond.	Die Spielerin. ꞉ 317.
Heiligenmond.	Die Karnevalfreundin. 95.

Zu all dieſen — und noch zu 88 darüber — enthält das Centifolium Kupfer, Reime und Moral.

Dieſes Buch unterhält mich ſehr oft; es verſcheucht manchen milzſüchtigen Dämon von mir.

Ich

Ich divertire mich an den Narrheiten meines Zeitalters, und ſo oft ich mich hiebey ſelbſt fühle: ſo erinnert es mich an die Wahrheit des unſterblichen Spruchs Swift's: der glüklichſte Zuſtand eines Menſchen iſt der Zuſtand eines Narren unter den Thoren.

Ich habe die Ehre, mich mit jener Ueberzeugung, die mir ihre Verdienſte und der Ausſpruch der Welt auferlegen, zu nennen:

Dero Hochachtungsvollen und eifrigen
Bewunderer und Diener.

Chronologen-Verfaſſer.

Rom.

Durch welches Mittel ſind die Päbſte zu jener Herrſchaft gekommen, welche ihr Reich merkwürdig, und ſie gegenwärtig ſo verhaßt macht? Durch die Herrſchaft, welche ſtarke Seelen über ſchwache haben; durch dieſelbe Art von Menſchklugheit, die die Gelegenheiten zu benuzen, und ſie zuweilen zu erſchaffen weiß.

Kein Schriftſteller, ſo weit ich kenne, hat den Keim der päbſtlichen Monarchie im Beyſpiel des Califats entdekt. Ich will verſuchen, meine dißfälligen Vermutungen aufzuſtellen. Den erſten Anlaß zu dieſem Gedanken gab mir die Gleichzeitigkeit der Daten. Die zureichenden Gründe nahm ich ſofort aus der Geſchichte.

Unter der Nachkommenſchaft Karls des Groſſen war Europa lange Zeit — was es noch wirklich in verſchiedenem Betracht iſt — ein Abbild vom Reiche Alexanders nach dem Tode des

Stif-

Stifters. Unaufhörliche, eben ſo hartnäkige als blutige Rekereyen, Eroberungen die weniger nüzlich als zahlreich wären, verſtellte Unterhandlungen, ſchwache Souverains, eine leibhafte Anarchie: diß iſt das Gemälde, ſo uns die Geſchichte von der damaligen, und heutigen, Zeit anbeut. Die Weiſſagungen des Tacitus, der Plutarche ꝛc. ꝛc. würden erfüllt:

Pulſis Romanis quid aliud quam omnium inter ſe gentium bella exiſtunt?

Die Herrſchaft Mahomeds entſtand ungefähr in der Mitte des ſechſten Jahrhunderts. Um eben dieſe Zeit lebte der berüchtigte Gregor VII, von dem die Monarchie der Päbſte die erſten Grundſteine ihres Gebäudes erhielt.

Es iſt ſehr möglich und, was noch mehr, ſehr einleuchtend, daß man zu Rom durch die Flüchtlinge, welche aus Syrien, insbeſondere bey der Expedition des ruhmwürdigen Omar, dahin kamen, eine Idee von dem Karakter des caliphiſchen Zepters erhielt.

Damals war die Regierung der Califen das einige Muſter in dieſer Art auf der Welt, welche die weltliche Hoheit mit der geiſtlichen verband. Von

nun an ſcheinen die Päbſte beſchloßen zu haben, das Zepter neben dem Rauchfaß an die Fiſcherruthe Petri zu binden.

Das Muſter war nachahmungswerth: Schwerd und Enthuſiaſmus ſind die zwei mächtigſten und ſicherſten Mittel, die Menſchen zu beherrſchen. Man weiß, wie Gregor VII dieſen Grundſaz beobachtete. Er nahm die Politik der Ohmiaden an: es wäre gut geweſen, wenn Henrich IV, oder irgend ein anderer Nachfolger auf dem Thron Cäſars, in den folgenden Zeiten das Muſter Ottoguls angenommen hätte. *)

Die Nachfolgere Gregors ſprachen ihn, zum Dank, heilig. Diß ſcheint die geringſte Gerechtigkeit zu ſeyn, die ſie ihm erſtatten konnten, für den Dienſt den er dem römiſchen Thron ſtiftete. Dann nichts iſt gewißer, als daß ſich die Herrſchaft der Päbſte auf der nehmlichen Höhe, und vielleicht mit einer glüklichern Dauer, erhalten hätte, wie die Herr-

*) Trogoui-Beg, oder Ortogul-Beg, einer der erſten Soldane der Turkomannen, oder alten Türken, die das caliphiſche Reich übern Haufen warfen, trat in die Stadt Bagdad, den Siz dieſer königlichen Erzpfaffen, ein, ſo wie einige römiſche Kaiſere nach der Zeit in Rom eintraten, mit dem Degen in

Herrſchaft der Califen, hätte Gregor ſeinen Nachfolgern eben ſo gut ſeinen Geiſt und ſeine Fähigkeiten vermachen können, wie ſein Syſtem.

Unterdeſſen wenn er im Publikum als Heiliger einſt vergeſſen ſeyn wird: ſo wird er noch immer bey den Klugen und den Weltkennern, als ein origineller Geiſt, deſſen Geſichtspunkt eben ſo hoch, als der Mut, der ſolchen unterſtüzte, war, ſich in Achtung erhalten.

Unter den Erben ſeines Plans war einer der würdigſten Bonifaz VIII. Er fügte dem Schema Gregors noch jenen Theil hinzu, den dieſer weitſehende Geiſt vergeſſen hatte, und den die Römer ſelbſt hätten in ihre Politik bringen ſollen — den äuſſerlichen Prunk. Er verwandelte die Biſchofsmüze der Päbſte in eine doppelte Krone. Wahrſcheinlicherweis hatte er hiebey das Simbol der gemeinſchaftlichen geiſt- und weltlichen Herrſchaft zum Zwek. Dieſes wird hierdurch bekräftigt, weil

in der Fauſt. Er nahm die Stadt in Beſiz, warf ſich dem Calif zu Füſſen, küßte ihm den Pantofel, führte ihn auf einem Pferd, deſſen Zügel er zu Fuß in der Hand hielt, in ſein Quartier. Hier ſezte er ihn von der Herrſchaft ab, und lies den Califen nichts mehr, als die geiſtliche Geſchäfte übrig.

einer ſeiner ſpätern Thronfolgere, um die Herrſchaft des römiſchen Stuhls über die ganze Welt auszudrüken, die dreifache Krone erfand. *)

Es iſt wahr, die Califen trugen keine dreifache Krone: aber man warf ſich vor ihnen auf die Erde; man küßte den Staub, den Saum ihres Mantels, ihren Pantofel; man nannte ſie in der Anrede den Vater der Glaubigen, den Statthalter Gottes, den Beherrſcher des Paradiſes und der Erde. Die nachherige Einführung dieſer nehmlichen Formuln in der chriſtlichen Kirche beweiſt zulänglich die Aſſociation zwiſchen der Politik der Kirche und des Califats.

Das aber, was mich an meiſten im Vorurtheile beſtärkt, daß die Arroganz des römiſchen Hofs, dieſes verhaßte Princip, welches der Chriſtenheit und

*) Damals beſtund die bekannte Welt nur in drey Portionen, Europa, Aſia und Afrika. Amerika war noch unentdekt. — Im Inventar der päbſtlichen Hausmeubles heißt die Krone il Regno. — Im Ceremoniel bey der Pabſtkrönung finden ſich unter andern die Wortte: Scias te eſſe RECTOREM ORBIS.

und den deutſchen Kaiſern ſo oft fatal worden iſt, welches die Ruhe der Nationen ſo oft geſtöhrt hat, ſeinen Urſprung im Vorbilde des Califats habe, beruhet auf der Aehnlichkeit der Springfedern. Die Vervielfältigung der Mönchsorden, dieſer päbſtlichen Kriegsheere, deren Juſtitution offenbar aus dem Orient herübergekommen, und durch die Reiſen der Kreuzzügler in Europa verbreitet worden; die Aufrichtung der Univerſitäten, einer Nachahmung der Schule Mahomeds zu Mecca; die falſchen Dekretalen, denen die Surahs des Korans zum Muſter dienten; die Veranſtaltung der Kreuzzüge, welche, ſo wie die Armeen Mahomeds, eine Sammlung von bewafneten Schwärmern waren; die Erfindung der Inquiſition, wovon man eine Spuhre in der Geſchichte der Seunier findet: ſind ſoviel Züge zum Beweis meines Sazes.

Alles diß iſt eine überflüßige Betrachtung. Der römiſche Hof hat heut zu Tag jenen Anſprüchen gänzlich entſagt. Man findet das Schema Gregors unhaltbar und ohnausführbar — non obvium. Sich in die Zeit ſchicken, den Umſtänden nachgeben, Bitten und Geduld an die Stelle der Drohung ſezen, Alles von der Billigkeit und nichts mehr von ſeiner geiſtlichen Macht erwartten, dem Glük und dem Zufall ſein Schikſal heimſtellen: diß

iſt

iſt gegenwärtig der Codex des päbſtlichen Kabinets.

Das Kabinet zu Rom bringt jenen Grundſaz in der Politik in Ausübung, den ein gewißer Gelehrter in der Arzneykunſt vorſchlug: curandi morbos expectatione.

Ju-

Juſtinian.

Oder

Fortſezung der Materie oben Seite 198.

Die Leiche Juſtins war noch nicht kalt *): als Juſtinian einen Streich ſchlug, welcher zum Signal dienen ſollte, was man von ſeiner Regierung zu erwarten hätte.

Er berief den Feldmarſchall der Armee **) Vitalian, und den Obriſtkämmerer Amantius nach Hof. Um ſie ſicher zu machen, nahm er ſie mit ſich in die Kirche der Mutter Gottes, und empfieng mit ihnen das heilige Abendmal. Hierauf lud er ſie zum Soupee. Kaum hatten ſie ſich niedergeſezt: ſo ſtach Juſtinian dem Feldmarſchall, der ihm zur Seite ſaß, einen Dolch in die Lende. Theodore, die neben

*) Zehn Tag nach der Thronbeſteigung Juſtinians.

**) Magiſter Militiae et Conſul.

ben dem Obriſtkämmerer ſas, that in gleichem Augenblik das nehmliche an ihrem Nachbar. Sofort fielen die Garden über die Opfer her, und machten ihnen vollends das Garaus. Dieſe ſchrökliche Thathandlung erſchütterte das Eingeweide des Publikums. Des andern Tags wurden noch ungefähr dreihundert Perſonen am Hof und vom Patriziat den beiden Miniſters durch den Henker nachgeſchikt.

So war der Grund gelegt. Nun gieng es über Alle her, die ſich dem Juſtinian, und vielmehr Theodoren, unter der vorigen Regierung odiös gemacht hatten. Es wären Bände anzufüllen, wenn man die Liſte der Gewaltthaten, der Criminalprozeſſe, der Ermordungen, die die abſcheuliche Hofchronik Juſtinians liefert, von Glied zu Glied berühren wollte.

Blos um der hiſtoriſchen Gerechtigkeit willen führen wir einige von den nächſten an, die uns vor Augen liegen. Sie ſind hinreichend, den Begrif vom Ganzen feſtzuſezen.

Zeno. Er lebte als ein Partikulier zu Konſtantinopel. Da er ein Enkel des occidentaliſchen Kaiſers Anthemius war: ſo beſas er groſſe Reichthümmer. Diß war ein Gegenſtand, der Juſtinian

und

und Theodoren oder vielmehr, wie wir künftig von Rechtswegen ſagen ſollten, Theodoren und Juſtinian, reizte. Man raffinirte, wie man ſich die Schäze Zenon's auf gute Art zueignen könnte. Die Hofintrike hat den eigenen Vorzug, daß ſie nicht nur die geſchwindeſten ſondern immer zugleich die niederträchtigſten Mittel zu erfinden weiß. Gewiße Bekannte Zenon's wurden an ihn geſchikt. Man haranguirte ihn: man ſprach ihm zu, um die Statthalterſchaft in Egipten anzuhalten. Sobald man ſeine Einwilligung hatte: ſo betrieb man, unter dem Vorwand, daß ſeine Anweſenheit in der Provinz von einer dringenden Nothwendigkeit ſey, ſeine Abreiſe. Da er mit dem Einpaken nicht ſchnell genug fertig werden konnte: ſo ſchikte er einige Schiffe mit ſeinen beſten Reichthümmern voraus. In eben demſelben Moment wie dieſe in Egipten anländeten, ſtarb Zeno zu Konſtantinopel plözlich an — der Hämerrhoidal-Colik. Nun nahm der kaiſerliche Kammerfiskal zu Alexandria die Schiffe förmlich in Beſchlag, indem er bey der Admiralität ein Teſtament aufwies, vermög deſſen Zenon vor ſeinem Tode Juſtinian zum Univerſalerben eingeſezt hätte.

Theodotus und Proclus. Einſt lag Juſtinian an einer Diarhee, die er von frühzeitigen Melonen ſich zugezogen hatte, auf den Tod. Während

dem

dem begieng der Pöbel zu Konſtantinopel die äuſſerſten Ausſchweifungen. Ein ehrlicher in ſehr guter Achtung ſtehender Mann, Hypatius, wurde am hellen lichten Tag in der Sophienkirche ermordet und ſein Haus geplündert. Der Statthalter (Präfektus Urbis), Theodot Concurbitinus, gebrauchte ſein Amt. Er lies verſchiedene der vornehmſten Rädelsführer einfangen und aufhängen. Zum Unglük traf es hierunter einen oder zween Banditen der Theodore, das iſt jener infamen, verworfenen Geſchöpfe, die ſich fürs Geld zu den heimlichen Werkzeugen der Laſter der Großen brauchen laſſen. Diß zog dem Statthalter den unverſöhnlichen Haß der kaiſerlichen Xantippe zu. Sobald Juſtinian wieder aus dem Bett ſtieg: ſo ergieng ein Kabinetsbefehl, Theodotum auf die Folter zu legen, und weil er der Zauberey verdächtig wäre, ihm den Proceß zu machen. Der Senat bebte hierüber zurük: niemand aber unterſtund ſich, der Ungerechtigkeit Widerſtand zu thun, man begnügte ſich, das Unglück des Präfekts heimlich zu beſeufzen. Der Quäſtor Proclus allein hatte das Herz, ſich zu erheben. Er erklärte laut, daß der Angeklagte unſchuldig wäre. Theodore und Juſtinian indignirten ſich hierüber. Der Präfekt wurde zum Tode verdammt und ſeine Güter confiskabel erklärt. *) Der Quäſtor aber wurde

*) Er ſtarb auf der Folter.

ke durch ein Lettre de Cachet nach Jeruſalem ver-wieſen. Hier war er genötigt, ſeine ganze übrige Lebenszeit in der Kirche in einer Art von Borgwinkel zuzubringen, aus Furcht vor den Meuchelmördern, die ihm von Konſtantinopel nachgeſchikt waren.

Baſian. Unter den Opfern, die die Groſſen ihrer Tiraney bringen, ſind die bedaurenswürdigſten, welche einer flüchtigen, unbeſonnenen Rede, die öfters eine Wirkung des Weins, eines jugendlichen Feurs iſt, das mit dem Wiz ſpielen will, und eine Leichtfertigkeit für einen Bon mot hält, ihr Daſeyn ſchuldig ſind. Baſian, ein junger Mensch aus gutem Hauſe, bediente ſich eines zweideutigen Ausdruks von Theodoren bey einer Kotterie. Ein falſcher Freund trug den Ausdruk nach Hof: ein wahrer trug Baſian einen Warnungswink zu. Er flüchtete ſich in die Sankt Michaelskirche. Theodore ſchikte ſogleich den Prätor in die Kirche. Der junge Mann wurde vom Altar, den er vergebens umfaßt hatte, weggeriſſen, mit Feſſeln belegt, und ihm der Prozeß als Knabenſchänder gemacht. Von unendlichen Zeiten her iſt die Gewonheit der Tiranen geweſen, wann ſie eine Selbſtrache ausüben ſollten, über die ſie erröthen muſten: ſo gaben ſie dem Verbrechen eine fremde Larve. Das Publikum ſah mit äuſſerſtem Schmerz, daß ein hof-

nungsvoller Jüngling von guter Familie um eines ſo unſchuldbaren Fehlers willen ſo unmenſchlich behandelt wurde. Es erfüllte die Luft mit einem kläglichen Geſchrey, und bat für ſein Leben. Theodore, das Muſter der Unverſchämtheit, lies ihm die Schaamglieder abſchneiden, und ſeine Güter confiſciren.

Amaleſuntha. Sie war eine Tochter des oſtgothiſchen Königs Theodorichs von Verona, und Wittwe eines weſtgothiſchen Prinzen Euterichs. Die Verdrüßlichkeiten, die ſie mit ihrem Oheim Theodat hatte, dem ſie auf den italiäniſchen Thron half, bewogen ſie, Italien zu verlaßen und ſich nach Konſtantinopel unter den Schuz Juſtinians zu begeben. Ihre hohe Herkunft, ihre ungemeine Schönheit, ihr großer Verſtand ſezten Theodore, welche die Schwachheit ihres Gemals kannte und ſeiner Beſtändigkeit nicht viel zutraute, in Unruhe. Sie beſchlos, ſich dieſes gefährlichen Gaſts zu entledigen. Damals war Peter Hofmarſchall und am Brett ſtehender Günſtling. Theodore überredete ihren Pinſel vom Kaiſer, ſeinen Hofmarſchall der Fürſtin entgegen zu ſchicken, und ſie zu bewillkommen. Dieſer hatte einen Kammerwink, Amaleſunthen, es koſte was es wolle, aus dem Wege zu räumen. Vermög forcirter Poſten kam er ihr noch zuvor, ehe die Prinzeſſin vom auſtraſiſchen Hof abreiſte. Er

miſch-

miſchte die Karte ſo geſchikt, daß ihr Oheim Theodat ſie einziehen und hinrichten lies. Zur Belohnung dieſer vortreflichen That wurde er nach ſeiner Zurükkunft Obriſthofmeiſter: und Juſtinian nannte ihn in dem darüber ausgeferttigten Patent: Petrum glorioſiſſimum divinorum officiorum Magiſtrum.

Beliſar. Beliſar war eben keiner der ruhmwürdigſten Sterblichen. Die Welt, die bisher von ſeinem Unglük zu viel eingenommen war, um eine wahre Prüfung ſeines Karakters zu unternehmen, wird einſt ſeinen Plaz beſtimmen. Sie wird ſeine Verdienſte für den Staat von ſeinen perſönlichen Fehlern unterſcheiden. Sie wird ſeinen Thaten Gerechtigkeit leiſten, aber den innerlichen Grund derſelben einſehen; und indem ſie ſeine Gröſſe und ſeine Widerwärtigkeiten bewundern wird: ſo wird ſie ſeinen filzigen Geiz, und insbeſondere ſeine blinde Ergebenheit gegen ſeine Gemalin Antonine, die Theodoren im Laſter nicht viel nachgab, tadlen. Beliſar hatte groſſe Reichthümmer. Diß war genug, die Lüſternheit Theodorens und Juſtinians zu reizen, denen auch das koſtbarſte Eigenthum weder des Verdienſts noch der Tugend zu heilig war. In der That ſchien ſich der Hof in Anſehn Beliſar's weniger Menagements ſchuldig zu ſeyn, als bey irgend einem andern Gegenſtand, weil die unermeßli-

chen Güter Beliſar's aus den Nerfen des Staats, und zuweilen ſelbſt mit deſſen Nachtheil erworben waren. Unterdeſſen beliebte man gleichwol eine der gewöhnlichen Maſchinen. Um ſich dieſes anſehnlichen Vermögens zu verſichern, ſchlug man für die einige Erbin und Tochter Beliſars den Eltern den kaiſerlichen Enkel vor. Da man zum Voraus wußte, dieſe würden Bedenklichkeiten machen und den Antrag abzuwenden oder wenigſtens zu verzögern ſuchen: ſo fand die Hofliſt einen ihrer gewöhnlichen Streiche auf. Man legte die jungen Leute zuſamm. In der Frühe wies man den Eltern den Fall; und um alle weitern Ausflüchte abzuſchneiden, kam noch ſelbigen Tags aus der Juſtinianiſchen Geſezzfabrik ein Kanon, welcher die Ehen, welche vor erfolgter Trauung durch den Beyſchlaf beſtättigt wären, für ohnauflöslich erklärte.

Phozius. Wann es darauf ankommt, ſagt der Chroniker Juſtinians und Theodorens, begangene Laſter durch noch ſtrafbarere Ungerechtigkeiten zu vertilgen: ſo iſt den Tiranen nichts zu heilig. In den Kreis der wenigen Ruhmwürdigen, die den Hof Juſtinians illuſtrirten, gehört mit Recht Phozius. Er war ein edler Griech, General der Armee und ein vertrauter Freund Beliſar's. Seine Redlichkeit und Anhängigkeit an Beliſar hatten ihn Antoninen

nen odios gemacht. Und da dieſe über ihren auf dieſer Seite imbecillen Gemal Alles vermochte: ſo wuſte ſie ihn zu vermögen, daß er gegen Phozius kalt wurde. Kaum hatte der alles ausſpähende und durchdringende Blik Theodorens dieſes entdekt: ſo zeigte ſie dem Kaiſer die Gelegenheit, Antoninen und Beliſar wegen des vorgegangenen Tochterraubs wiederum zu beſänftigen, indem man ihnen ihren Feind zum Opfer brächte. Dem zufolg wurde Phozius bey der Armee arretirt. Er ſelbſt und verſchiedene Offizire die ſeinen Hof gemacht hatten, wurde zum Abſcheu des ganzen Heers gegeiſſelt, unter dem Vorwand heimlichen Verſtändniſſes mit den Feinden. Hierauf warf man ihn in ein unterirrdiſches Gefängniß, deren unter der Regierung Juſtinians eine Anzahl für die Staatsinquiſiten erbauet worden waren. Hier verſuchte er zum zweitenmal zu entkommen. Das erſtemal flüchtete er in die Kirche der Mutter Gottes und umfaßte den Altar. Auf Befehl vom Hof wurde er zurükgeriſſen und wieder eingeſperrt. Das zweitemal verbarg er ſich in der Taufkapelle der Sophienkirche, für welchen Ort das Publikum ausnehmende Hochachtung trug. Auch hier fand er keine Freiſtatt. Er ſchmachtete noch drey Jahre im Kerker. Endlich gelang es ihm zum drittenmal, nach Jeruſalem, zu entflüchten. Nichts rettete ihn von der ihn verfolgenden Grauſamkeit des Kaiſers, und

beſonders von den ihm nachgeſchikten Meuchelmördern mehr, als die Mönchskutte, in die er ſich warf.

Areobinth. Seine Schönheit und Mannhaftigkeit hatte auf Theodoren einen gewißen Eindruk gemacht. Die Kaiſerin machte ihn zum Kammerpage. Bey Hof wurde er nur der ſchöne Barbar genannt. *) Einſt überraſchte ihn ſeine gepurpurte Gebieterin in den Armen eines ihrer Kammermädchens. Diß zog ihm das empfindlichſte Schikſal zu. Unter dem Vorwand, daß er ein Hofdieb wäre, wurde er zween Tag lang auf dem Markt öfentlich mit Ruthen gepeitſcht. Die darauf folgende Nacht wurde er mit verbundenen Augen auf einen ledigen Nachen in den Kanal des Hellesponts geſezt, und ſeinem Schikſal überlaßen.

Dieſen beſondern Thatfällen füge man noch ungefähr fünfzig ähnliche hinzu; man zäle 20,000 Bürgere, welche bey den Ausſchweifungen der ſogenannten blauen Parthey, die von Theodoren und Juſtinian beſchüzt wurde, aufgiengen; den Kreuzzug gegen die Arianer, welche 200,000 Seelen das Leben koſtete; beyläufig 12,000 Perſonen, die durch das von Juſtinian errichtete Kezergericht dem Feur übergeben wurden; eine Million Menſchen

*) Er war ein Scythe von Geburt.

ſchen die in den unnüzlichen Kriegen unter ſeiner Regierung ihr Leben lies.

Iſts die Geſchichte eines Kanibalen, eines lybiſchen Tigers, wohin dieſe Züge gehören? Nein, Völker der Welt! — Es iſt die Geſchichte eures Geſezzgebers.

Unter dem Zuſammfluſſe einer ſolchen Menge Tiraneyen, Ungerechtigkeiten, Verbrechen und Laſterthaten, wie iſts möglich, wird man nun bey ſich fragen, daß die Menſchen auf einen Kodex der Gerechtigkeit fallen konnten?

Diß iſt nunmehr unſer Gegenſtand.

Zu den karakteriſtiſchen Temperamentszügen Juſtinians gehört insbeſondere das Ennuy. *) Dieſes beherrſchte ihn ſichtbarlich. Es ſey nun, daß er in der Zerſtreuung das natürliche Arzneymittel gegen dieſe Krankheit ſuchte, oder daß er, wie es mit dem bereits von ihm gegebenen Bilde überein-

*) Ich getraue mir durch das deutſche Wortt: **verdrüßliche Laune** die Bedeutung nicht genugſam zu erreichen. Iſts etwan das Wortt: **Milzwehe, Langweil**, ꝛc. ꝛc.? — Warum mus ich ſchreiben wollen, da ich meine Mutterſprache nicht genugſam kan!

trift die Verſtellungskraft ſo weit trieb, um ſeine ſchreyende Tirannen vor den Augen der Welt durch ein feyrliches Denkmal der Gerechtigkeit zu bedeken. Genug unter ſeiner Regierung entſtund das berühmte Corpus Juris; und es iſt gewis, daß er ſelbſt den erſten Gedanken hiezu gebahr.

Ohne Zweifel befand ſich die Gerichtsverfaſſung bey ſeiner Thronbeſteigung in einer entſezlichen Verwirrung. Das Reich lag in Zügen. Unmacht und Confuſion herrſchte in allen ſeinen Theilen. Es iſt unmöglich, daß die bürgerliche Polizey nicht an den Stößen, welche das politiſche Gebäude erfuhr, Theil nehmen ſollte.

Soviel Wüteriche, die unter dem Nahmen Imperator den Thron unter ſich wechſelten, und wovon jeder ſeine eigenen Laſter hatte, mußten natürlicherweis die alten Geſezze verwirren und zwiſchen denjenigen, die ſie ſelbſt erſchuffen, einen Widerſpruch einführen. Soviel barbariſche Nationen, welche das Reich anfielen und von Zeit zu Zeit bewohnten, und die ihre Landesgebräuche einführten, mußte die Sammlung der Geſezze vervielfältigen.

In dieſer finſtern Criſis entſtunden Rechtsgelehrte, die ſich mit der Auslegung der Geſezze zu beſchäftigen glaubten. Die Arbeit dieſer Leute war,

von dunklen Stellen unverſtändliche Auslegungen zu machen. Diß mußte nothwendigerweis das Chaos noch mehr verwirren.

Das Glüklichſte, worauf Juſtinian fallen konnte, wäre geweſen, alle dieſe Geſezze mit ihren Auslegungen aufzuſuchen, zu ſammlen, zu ketten — nicht um ſie zu publiziren ſondern — um ſie ins Feuer zu werfen und auf ewig zu vertilgen.

Diß wäre der heilſamſte und erſprießlichſte Dienſt geweſen, den er der Menſchlichkeit ſtiften, und wordurch er ſeine Regierung verewigen konnte. Diß iſts, was Adrian that, zu einer Zeit, wo die Welt einer ſolchen Wohlthat noch nicht ſo ſehr bedürftig war.

Alsdenn hätte er ein ganz neues, deutliches, ſimples und gedrängtes Geſezzbuch verfaſſen, oder, wo er ſich hiezu nicht fähig gefühlt hätte, der Nachwelt überlaßen können, daſſelbe aufzubringen.

Allein es ſcheint, Juſtinian habe eben dieſelbe Empfindung gehabt, welche wir heut zu Tag in vielen Staaten wahrnehmen, daß es leichter ſey, über alte Geſezze zu deräſoniren, als eigene zu machen. Schwach, unfähig, von Natur zum Unrecht geneigt, von dem Eindruk eines laſterhaften Weibs

abhängig, von ſeinen Unterthanen gehaßt, und — wie hieraus natürlich folgt — ſeinen Unterthanen wiederum feind, was konnte anders als das vollkommenſte Ungeheur von einem Geſezzwerk entſtehen, das wir ſehen.

Rechtsgelehrte! Nicht das Corpus Juris ſollte euer Spiegel ſeyn, ſondern das Leben Juſtinians.

Schauet hinein. Hier ſehet ihr einen der untüchtigſten und heilloſeſten Herrſchere dem ſeichteſten Flachkopf von der Welt den Auftrag geben, das Geſezzbuch der Erde zu entwerfen. Ihr ſehet, wie der kriechendſte und niederträchtigſte unter allen Schmeichlern den Typ dazu von dem unwürdigſten aller Tiranen empfängt.

So liegts. Was ſoll man von dem Geiſt eines Mannes ſchließen, deſſen Kopf ſo ſchwach, und deſſen Seele ſo verdorben iſt, daß er in der Gegenwart Juſtinians ausrief: **Ihr Götter, was fürchte ich! Ihr möchtet dieſen frommen Prinzen wegen ſeiner Tugend einſt plözlich der Erde entziehen und lebendig in Himmel verſezen.**

So ſprach Tribonian bey der Gelegenheit, als er den Auftrag vom Kaiſer zur Verfaſſung eines Kodex empfieng, in der öfentlichen Audienz.

Die=

Dieſer Maurergeſelle brachte drey Jahre über der Arbeit hin. Endlich lieferte er jenes berufene Geſezzwerk, von dem Horaz geweiſſaget hatte:

Humano capiti cervicem pictor equinam
Iungere ſi velit et varias inducere plumas,
Undique collatis membris, ut turpiter atrum
Deſinat in piſcem mulier formoſa ſuperne,
Credite Piſones iſti tabulae fore librum
Perſimilem, cujus, velut aegri ſomnia, vanae
Fingentur ſpecies, ut nec pes nec caput uni
Reddatur formae.

In der That konnte der Geſezzpfuſcher die Arbeit innerhalb ſechs Monaten vollenden, wann man die Handlanger vermehrte. Dann da er lediglich Nichts von ſeinem eigenen hinzuthat, ſo hätte eine verdoppelte Anzal Abſchreiber dieſen Zwek füglich erfüllt.

Hier iſt, wie man einſiehet, nicht der Plaz, vom innerlichen Unwerth der Juſtinianiſchen Geſezze, von ihren phyſiſchen und moraliſchen Unvollkommenheiten, von ihrem Abſtich mit unſern heutigen

gen Regierungsverfaſſungen und Sitten zu reden. *) Der Kodex trägt zwey äuſſerliche ſichtbare Merkmale ſeiner Verdammung auf der Stirne. Das erſte iſt: daß er ſich römiſch nennt, da er doch ſeinen Urſprung von einer Zeit her hat, wo die Kaiſere zu Rom keinen Fuß mehr hatten. Das zweite iſt, daß er in einer Sprache geſchrieben iſt, die man ſchon zu den Zeiten Juſtinians nicht mehr verſtand.

Dieſes berühmte Orakel fängt alſo mit einer Lüge an und endigt ſich mit einer Thorheit.

(Es iſt mir leid, daß ich den Schluß dieſes Chronologen in den nächſtkommenden Band verlegen muß. Das Magazin drängt mich.)

*) Dieſes verlohnte ein eigenes, beſonderes Werk. Auch an ſolches mich zu wagen, wann ich Zeit und Geſundheit hätte, ſollte ich mich nicht entblöden, wofern ich erſtlich durch die Stimme des Publikums hiezu den nötigen Beruf empfienge, und zweitens hoffen könnte, der Menſchlichkeit wirklich eine Denkſäule zu ſtiften, und zu Abſchaffung der römiſchen Geſezze beyzutragen.

Die

Die Akademie der Wirkſamen.

Es iſt nicht genug, daß man ſpat komme: man muß auch nicht außer der Zeit kommen.

Sollte der Bauersmann Akademus, der vielleicht nicht fünf Kartofel zuſammzälen konnte, geträumt haben, daß ſein Nahme bey der Nachwelt eine der brillanteſten Art Verbindungen bezeichnen, daß er zur Ueberſchrift am Tempel der Wiſſenſchaften werden würde?

Das was ihn am meiſten gewundert haben müßte, wäre die Nachricht geweſen, daß nach zwanzig Jahrhunderten eine Akademie im Innerſten von Crain entſtehen, und daß ſein Nahme allda mit den Miniſterſternen und Ordensbändern buhlen würde.

Hier iſt das Fait. Akademus, ein Innſaß zu Athen, vermiethete ſeinen Gartten dem Plato zu den Vorleſungen die die Stiftung der heutigen Akademien

demien gründeten. Im 1781ſten Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung entſtehet eine dergleichen Pflanzung zu Laybach, unter dem 46ſten Grad 8 Minuten der Breite und 33ſten Grad 17 Minuten der Länge, welche unter die erſten Glieder ihres Mittels den Herrn Staatsrath, Baron **Gebler** erklärt, der, wie man weiß, den Sankt Stephans Orden trägt.

Irre ich mich nicht: ſo hat der Verfaſſer der **Denkwürdigkeiten von Wien** ſchon bemerkt, daß der verklärte van Swieten dieſer Stiftung niemals Beifall gegeben haben würde. Eine heilloſe Brochure beſtimmt zwar kein evangeliſches Zeugniß: aber ſie berechtigt uns zu unterſuchen, worauf ſich die Grundſäze des Studien-Ober-Vorſtehers bezogen haben würden.

„Die groſzen Köpfe ſind gröſtentheils entweder vor dem Urſprung der Akademien, oder auſzer ihrem Bezirk entſtanden. **Homer** und **Phidias**; **Sophokles** und **Apelles**; **Virgil** und **Vitruv**; **Arioſt** und **Michel Angelo** gehörten zu keiner Akademie. **Taſſo** wurde durch nichts mit der Akademie della Cruſca verbunden, als durch die unbilligen Anfälle die er von ihr empfand. **Newton** erfand ſeine unſterblichen Lehrſäze von der Gravitation, von der Berechnung des Unendlichen, von

der

der Optik. ꝛc. ꝛc. ſicherlich nicht in der königlichen Geſellſchaft von London.„

Er ſelbſt, der Urheber dieſer Wortte, war Alles, was er war, unabhängig von der franzöſiſchen Akademie, in deren Kreis er ſchimmerte. Niemand war dem akademiſchen Syſtem mehr feind; niemand machte mehr Satiren darauf. Die Geſchichte ſeines Lebens und ſeines Geiſts *) beſtättigt, daß die wichtigſten unter den Produkten, die ſeinen Nahmen verewigen, z. B. die Henriade, das Jahrhundert Ludwigs XIV, der Commentar über Newton, und vornehmlich Zayre, ihr Daſeyn noch vor den Zeitpunkt ſeiner Aufnahme in die franzöſiſche Akademie ſezen.

Ich will zugeben, daß die Erfindung der Akademien einſt ihren Zwek gehabt haben mag. Aber welchen ſollten ſie heut zu Tag haben? Die Sachen haben ſich völlig geändert.

Beförderung des öfentlichen Wohlſtands, Glük des Staats — oder des Volks — oder der Sitten — oder der Handlung: ſollten ſie hierinn ihre Em=

*) Der VIIIte Band der **Chronologen** bringt eine Skizze vom wiſſenſchaftlichen Leben (der Biographie) **Voltaire's**, vom Crayon des Chronologiſten.

Empfehlung ſuchen? Alle Akademien der Welt haben das wahre Heil des Staats, die Freiheit der Bürgere, die Vermehrung der Nahrung um kein Haar breit fortgerückt. Die wahre Staatskunſt iſt von bloſſen Geſchäftsmännern, einem Sully, einem Richelieu, einem Cromwell, einem Kolbert, einem Friederich II erfunden worden. Die Kanäle der Nahrung wurden lediglich in keiner Akademie, ſondern im Kabinete eines Gresham, eines Czaar Peter, unter dem Segel Kolombs und der Feder der Ekonomiſten entdekt. Die Sitten haben ihre ſchönſten Grundſäze dem einſamen Leben eines Locke, eines Corneille, eines Rouſſeau zu danken. Weder der Strumpfwirkerſtul, noch der Compaß, noch die Waſſerpumpe, noch irgend ein einiges Werkzeug in der Agrikultur, in der Haushaltungswiſſenſchaft und im Gebiete der Handlung iſt im Zirkel gelehrter Verſammlungen entſprungen. Kurz der eigentliche Karakter der Akademien iſt der:

> Quand les choſes ſont trouvées ils viennent diſſerter, mais ils n'inventent pas.

> „Wann die Sachen ſchon erfunden ſind: ſo iſt die ihrige darüber zu vernünfteln. Sie ſelbſt aber erfinden Nichts.

Zu

Zu was nüzen ſie alſo? Dazu — das Feur, welches die großen Genies entzünden, zu ſcheuren.

Diß iſt vermuthlich das Prinzip der neuentſtandenen Akademie zu Laybach, welche uns die öfentlichen Blätter ankündigen. Sie ſagen uns lediglich nichts weiters von ihrer Natur. Dem Anſehn nach ſollte man urtheilen, ihr Zwek wäre, eine Höflichkeitsſchule zu ſtiften.

Soviel läßt ſich beynahe aus der Etikette ſchließen, die ſie angenommen hat. Sie führt den Titel die **Wirkſame**. Jedes ihrer Mitglieder empfängt bey ſeiner Aufnahme einen neuen Nahmen. Z. B. der Miniſter, den wir anzuführen die Ehre haben, heißt Ingeniosus (der Geiſtvolle), Herr Konſiſtorialrath Lebret zu Stuttgartt — Exquiſitus (der Auserleſene), Herr Profeſſor Karpe zu Brünn — Inclytus (der Sammentliche) rc. rc. rc.

Dieſe Zwekart iſt vielleicht noch die einige, die ihr Phänomen entſchuldigen kan. Dann, wie geſagt, heut zu Tag mit einer Akademie auftretten, würde nach dem Senf zum Mittagsmal kommen heißen. Dieſe gelehrte Brüderſchaften haben in unſern Zeiten ihre Stelle verlohren.

Leurs Noms ſont devenus ſi ridiculs que ſi quelque honnét-homme avoit le malheur de s'appeller aujourdhui Chapelain ou Cotin il ſeroit obligé de changer de nom.

Lettres ſur les Anglois.

Eben ſo dachte vielleicht van Swieten. In der That, man nenne eine einige erhebliche Erwartung, die man von den Akademien ſich zu machen befugt iſt. Alles was jemals Nüzliches erfunden wurde, das wurde auſſerhalb ihren Mauren, und zwar gröſtentheils von rohen, ungelehrten Menſchen, erfunden.

Dieſe Wahrheit iſt ſo richtig, daß ſeit dem Jahrhundert der Akademien, das iſt ſeit dem heutigen, keine merkwürdige Entdekung mehr entſtanden iſt.

Die Geſezze der Gravitation, der Umlauf des Geblüts, die Regel der Elektrizität ſind die lezten großen Erfindungen, die das menſchliche Geſchlecht gemacht hat: und dieſe gehören ins vorige Jahrhundert der Wiſſenſchaften.

Weder die Aſtronomie, noch die Phyſik, noch die Mechanik, noch die Medizin, noch die wahre

Haus-

Haushaltungskunſt hat eine Bereicherung ſeit dieſer Zeit erhalten. Die Maſſe der menſchlichen Begriffe über die Natur der Dinge iſt nicht um einen einigen vermehrt worden.

Unterdeſſen muß man geſtehen, dieſer allgemeine Stillſtand des Genie iſt keine abhängige Folge der Akademien. Der menſchliche Geiſt hat ſeine Gränzen ſo, wie der Körper. Die Natur hat ihm ein Ziel geſtekt, das er nicht nur nicht überſpringen kan, ſondern es ſcheint ſogar, daß auf der Laufbahne, die ſie ihm ausgezeichnet hat, ſich gewiſſe Ruheſtellen, gewiſſe Stufen befinden, die ſeinen Schwung hemmen.

Der Beweis liegt am Tage. Warum ereignet ſich zuweilen, daß er einen plözzlichen Aufflug thut, daß er jene Schranke zu durchbrechen ſcheint, und ehe man ſichs vermuthet, bleibt er an dem Punkt, wo er iſt, ſtehen, ohne daß man die Urſache angeben kan, warum er nicht weiter rükt? Muß man dieſen Zufall nicht einer allgemeinen Regel des Verhängnißes zuſchreiben, welche, in jeder Gattung, will, daß Ruhe auf Bewegung folgen, kurz, daß unſere Erkenntniße ihre Gränzen haben ſollen.

Für was ſollen alſo Akademien? — Und noch dazu eine wirkſame! Ach — Menſchen!

Ueberlaſſet das Wirken der Natur. Sie hat ihre Parthie genommen. Ihr habt genug gethan, wann ihr ſie nicht hindert.

Die geſellſchaftlichen Verbindungen führen überhaubt das Eigene an ſich, daß ſie nie auf einen Mittelpunkt treffen. Man erfindet Nichts en Corps. Der ſich ſelbſt überlaſſene, iſolirte Genie iſts, welchen die Natur zu groſſen Wirkungen beſtimmt hat: nicht der an tauſend Intereſſen und Rukſichten hangende.

Alle die geräuſchvollen Beobachtungen, die berühmten Weltreiſen ſelbſt, welche aus dem Buſen der Akademien zu London, Paris und Petersburg entſprungen ſind, beweiſen nichts als die unendliche Ueberlegenheit eines einzelnen Weiſen, eines Newton, der im Winkel ſeines Kabinets, ſie erdachte; der den Sternen ihre Laufbahne vorſchrieb und das Weltſyſtem ſeinen Geſezzen unterwarf, ohne ſich von ſeiner Stelle zu bewegen. Die Entdekung einer neuen Welt, die in die Sitten, in die Lebensart, in die Einſichten des menſchlichen Geſchlechts eine ſo große Revolution brachte, entſtund im einſamen Kopfe eines Mannes, der weder den Indefiniteſimalkalkul des Leibniz noch die Memoires der Akademie zu Salamanca kannte.

Man ſagt, die Akademien wären im Verhältniſſe mit den Schulen, das, was das männliche Alter gegen die Knabenjahre iſt. Hui! Wann es auf Vergleichungen ankommt: ſo höre man folgende: ſie ſind Sternlichter, welche zu weit entfernt ſind, um ſie kennen zu lernen: die Schulen aber — und zwar nahmentlich die Nationalſchulen, wie die in Oeſterreich — ſind Sonnen, welche wirklich erleuchten, wärmen und befruchten.

Hipathie.

Eine dringende Verbeſſerung

zu

des vorigen Hefts (Seite 166) Innſchrift: **Toilettſpiegel**, Stelle — Hipathie.

Indem ich heute zufälligerweis die Queſtions ſur l'Encyclopédie nachſchlage: ſo fällt mir der Artikel ins Aug — HIPATHIE.

Meine Betrettenheit iſt außerordentlich, dieſes Supplement überſehen zu haben, als ich die Anekdote von der Hipathie im vorigen Heft bearbeitete; ich erſtaune, wie es möglich iſt, daß ich mich nicht darauf beſinnen konnte, nachdem Voltaire mein Brevier iſt.

Ich finde die Stelle ſo weſentlich, daß ich für nothwendig halte, ſie ausführlich nachzutragen.

Nicht

Nicht genug. Ich wünſche, gegenwärtiges Blatt möchte beſonders herfürſtechen. Dann es enthält zugleich eine ſehr dienliche Schuzſchrift für den Chronologiſten.

In der That, wann ich die Voltair'ſche Stelle früher aufgefunden hätte: ſo hätte ich gewiße Ausdrüke in meinem Chronolog — die mich izt reuen — vielleicht gar unterdrükt wenigſtens — gemäßigt. Ob ich ſchon, nach den Grundſäzen der Liturgie zu der ich mich bekenne, von den Heiligen ſehr wenig erwarte: ſo möchte ich mich doch nicht gern mit ihnen überwerfen.

HIPATHIE.

(Aus den Fragen über die ENCYCLOPAEDIE, von Herrn von VOLTAIRE, Vter Band, Seite 126, überſezt.)

Ich ſtelle mir vor, Frau Dacier wäre das ſchönſte Frauenzimmer in ganz Paris geweſen. In dem bekannten Streit über den Vorzug zwiſchen den Alten und den Neuern hätten die Karmelitermönche behaubtet, das Gedicht von der heiligen Magdalene, deſſen Verfaſſer ein Karmeliter iſt, überträfe bey weitem Homer'n; und es wäre die

abſcheulichſte Ruchloſigkeit, die Ilias den Verſen eines Mönchs vorzuziehen.

Ich ſtelle mir weiters vor, der Herr Erzbiſchof zu Paris hätte ſich eingemiſcht und die Karmeliter gegen den Ober-Polizey-Lieutenant, der auf der Parthie der ſchönen Dacier iſt, vertheidigt. Er hätte dem gemäs die Karmeliter aufgehezt, ſie ſollten dieſe Dame in der Kirche zu unſerer lieben Frauen ermorden, und ihren Körper ganz nackt und bluttriefend auf den Plaz Maubert ſchleifen.

Kein Menſch wird nicht geſtehen, daß der Herr Erzbiſchof eine ſehr ſchlechte Handlung hieran begangen, wofür er Buße zu thun ſchuldig ſey.

Diß iſt genau die Geſchichte Hipathle'ns. Sie las über Homer'n und Plato in ihrem Hauſe zu Alexandria, zu den Zeiten Theodos' II. Der heilige Cyrill hezte den chriſtlichen Pöbel an ſie. — So erzälen es Damaſius und Suidas. So wird es von den gelehrteſten Köpfen, einem **Brucker**, einem la Croze, einem **Basnage** ꝛc. ꝛc. beſtätigt. So wird es ſehr ſcharfſinnig im groſſen encyclopädiſchen Wörterbuch, unterm Artikel — Eclectiſme — dargeſtellt.

Gegen dieſen Artikel hat Jemand, deſſen Meinung ſehr löblich ſeyn mag, zween Bände geſchrieben.

Wie? Meine Freunde. — Zween Bände gegen zwo Seiten — das iſt zu viel! Ich habe es hundertmal wiederholt, ihr vervielfältigt die Weſen ohne Noth. Zwo Zeilen gegen zween Bände — ſehet, ſo ſchikt ſichs. Unterlaſſet ſogar dieſe zwo Zeilen.

Sehet, wie ichs mache. Ich begnüge mich, blos anzumerken, daß der heilige Cyrill ein Menſch war, und zwar ein Partheyanhänger; daß er ſich leicht von ſeinem Eifer zu weit hinziehen laßen konnte; daß es nicht wahrſcheinlich iſt, daß er den Tod Hipathien's geſucht hat, weil man, wenn man eine ſchöne Dame nackt macht, es nicht thut, um ſie zu erſtechen; daß der heilige Cyrill ohne Zweifel Gott um Vergebung ſeiner Miſſethat erſucht hat; und daß ich den Vater der Barmherzigkeit anrufe, mit ſeiner Seele Mitleid zu hegen.

Auch hege ich Mitleid mit dem, der die zween Bände geſchrieben hat.

Voltaire.

Mineralogie und Bergbau.

Eine Modelektion.

Eingeſendet.

Nichts gehet wohl aller erſchaffenen Exiſtenz näher an, als Kreislauf der Veränderlichkeit. Wenn auf Körperwelt nichts in der folgenden Sekunde nach allen Umſtänden dasjenige noch iſt, was es in der vorhergehenden war; ſollte es mit Geiſteskräften anders ſeyn, die mit Körpern in ſo unerklärlich genauer Verbindung ſtehen?

„Himmel und Erde und alle die weben-
„den Kräfte um mich her! Ich ſehe nichts
„als ein ewig verſchlingendes, ewig wider-
„kauendes Ungeheur!„

Wie kan man nun wohl, auch nur in dieſer allgemeinen Rukſicht, das noch anklagen, was man

Mode

Mode nennt. Geſezt es führe Kommercialabſicht den Zirkel geſchwinder in ihr herum, als bey andern Veränderlichkeiten ſichtbar ſeyn mag? Auch iſt daher das Gebiet der Mode ſehr weitſchüchtig, weil ſie, nicht zufrieden im Reich der Kunſt zu reſidiren, auch überdas der Natur die Gränzlinie herumzuziehen gewuſt hat. Es gehört wirklich nur die Zurükerinnerung weniger Jahre dazu, um, zum Beyſpiel aus dem Thierreich, die Geſchichte der Mode in Hunden erzählen zu können, wie ſie von Mopſen, Dachſen, Windſpielen und Budeln zu Bologneſern, Bullenbeiſern und Spizen übergegangen iſt. Eben ſo wenig ſchwehr müſte es fallen, von Blumen, Einfaſſungsgewächſen, Zierrathsſträuchen, Modeſuiten aus dem Pflanzenreich anzureihen.

Wenn auch ſchon das Mineralreich nicht ſo zu Gebot ſtehet, weil Hunde und Blumen leichter beyzuziehen ſind, als Steine und Metalle, unter dieſen aber die ſelteuſten und mit prekären Werth begabteſten Arten mehrere Feſtigkeit behaubten: ſo dirigirt doch der Zepter der Mode wenigſtens die Auswahl des Materials zu Werken der Kunſt.

Weiter umfaſſend ſchwebt aber ihr Genius über den Tiefen des Studium des Mineralreichs. Ueberhaubt kan es jedem Weltbürger erfreulich

ſeyn,

ſeyn, Fleiß in der Naturgeſchichte bis zur allgemeinen Modeliebhaberey wahrzunehmen, und dabey, was das Beſte iſt, weniger Metaphyſik, als Herzoziehung, Unterſuchung und Vergleichung der Körper ſelbſt.

Da es einmal Inſtinkt des vernünftigern *) Thiers zu ſeyn ſcheint, und zu Acquiſition leiblicher und geiſtiger Bedörfniße gehört, lebendige und lebloſe Geſellſchaft der Schöpfung um ſich her kennen zu lernen: ſo mus es in ſeinem Paradiß, wo nicht immer, ſo wie im erſten, die Mitgeſchöpfe freywillig ſich daher ſtellen und daher legen, genauer nach ihnen ſuchen. Hat es da ihrer gar zu viel gefunden, ſie benannt, geordnet, benuzt: ſo lüſtet's ihm endlich auch, zu erfahren, wie es dabey zugehen mochte, als ſich ein ſo ſtattliches Kreaturenheer ſammelte.

Da kommts alſo darauf an, durch die feinſten Spalten in die Werkſtatt der Schöpfung hineinzubli-

*) Ich rede komparativ, um nicht von den rohen, elenden Bewohnern einer Südſeeinſel Einwand hernehmen zu ſehen, welche nicht einmal die auſtaunenswürdige Maſſe eines europäiſchen Kriegsſchiffs reizen konnte, noch einmal am Ufer ſich darnach bey dem nahen Vorbeiſeeglen umzuſehen.

bliken, forſchen und lauſchen, das der Menſchheit würdig bleibt, wann es auch ihren Sinnen nie faßlich ſeyn ſollte, wie es mit Gehorſam gegen das Univerſalwortt: **es werde!** eigentlich beſchaffen geweſen iſt.

Erfreulich mus es dem Erdbürger ſeyn, daß die Mode, da doch einmal das Mineralreich auf der Bahn ihres wiſſentſchaftlichen Umlaufs lag, deſſen unabgetheilte Regionen und Diſtrikte in der Maſe betretten hat, wie es zur Erlangung einer guten Carthe des ganzen Reichs Hofnung geben kan.

Dann nach erforſchten Figuren und äuſſerlichen Eindrüken der Körper, durch deren Erklärung man die Natur oft bis zur Weltgeſchichtsſchreiberey *) erheben wollte, legte man endlich die Bilderchen und Verſteinerungen, die vielen — iten

— ci.

*) So ſah man den leibhaftigen D. Luther auf einem Schiefer zu Eisleben: und auf Achat im Thurgow ein Kruzifix mit Dornenkron und umher Sonnenfinſterniß. So in einer Schwüle zu Illmenau die Henne, das Wappen des Lands. Und Schüchten von kurzfasrichtem, asbeſtähnlichem Kalkſtein nahm man für Schilf an, den die Vorwelt zu behufigem Gebrauch klein gehakt hatte, und der ſo verſteinert worden war.

citen — giten — liten — niten, deren Nahmenkenntniß vormals einen Naturforſcher auszeichnete, ganz ſanft einſtweilen wieder hin, und dachte mehr als vorher an die Steinarten ſelbſt, an die Metalle und Halbmetalle, woraus man dann glänzende Sammlungen inſtruirte.

Bis zur Verwunderung ausgebreitet ward auf einmal die Begierde, ausgeſuchte Steine und Erze zu beſitzen. Man ſammelte aber, wie bey Büchertapeten, mehr für das Auge, und kümmerte ſich wenig, daß man z. B. Granaten als Zinngruppen, Braunſtein als Antimonialerz, und manchen Kies für Gold rangirte.

Noch fuhr man auch fort, in Benennungen zu ſpielen. Deſtomehr aber entſtunden Kabinete und Kabinetchen, und ſchon fieng es an ein Handelsgeſchäft für Strasburg, Frankfurt am Mayn ꝛc. ꝛc. zu werden, daß man Stufen verkaufte oder troquirte.

Allein das Anſtaunen artiger Kabinetsſtüke an Stein- und Metallarten mehrte nur die Dürre, welche das Ergözlichkeitswerk der Figuren- und Namenſpielerey, vom Hyſteralithen und Rindfleiſchſtein bis zum Kalekutſchenhahnskopfs- und Eyerſtein, noch immer zurükgelaſſen hatte.

Auch

Auch die emporgekommenen Buttermilch⸗ Waſch⸗ und Gänſekoth⸗Erze halfen nicht ab. Man ſuchte alſo fleißiger die Quellen der Sachkenntniß auf, und wäſſerte aus ihnen den lechzenden Boden der Wißbegier.

Es kam zu genauerer chymiſcher Unterſuchung der Minern, zu Beobachtung der Kriſtalliſationen, zu ſcharfer Beſtimmung der äuſſerlichen Kennzeichen und deren Verbindung mit der gefundenen innern Beſchaffenheit. Es wurde immer mehr Tag in den Syſtemen der Mineralogie.

In dieſer geſchäftigen Periode traten auch unter den Mineralogen Einige auf, welche dreuſte genug waren, die ſchönſte Menge wohlgeordneter Kabinetsſtufen den gemeinen, werthloſeſten Gebirgs⸗ und Gangarten in ſo fern nachzuſetzen, als ſie glaubten, von dem Allgemeinen ſich vorher unterrichten zu müßen, ehe ſie die beſondern Produkte, ſo glänzend und ſelten ſie auch ſeyn möchten, ſtudiren könnten.

Dieſer Geiſt von allgemeinerer tiefer in das Ganze eindringender Mineralogie wehete ſogar große Regenten an: z. B. einen Georg II, der durch den Herrn Berghaubtmann von Reden zu Klausthal eine den nunmehrigen Studien entſprechende Sammlung für Sich aus den deutſchen Landen an⸗

legen

legen ließ. Ein anderer ruhmwürdiger teutſcher Fürſt ſorgte für Zuſammenbringung und öfentliche Aufſtellung der Suiten aus der Erd- und Gebirgsbeſchaffenheit ſeiner Länder und hat einen fähigen Mann vorher auf Mineralogie und Bergbau ordentlich ſtudiren laßen. Auch bey der kurſächſiſchen Bergakademie zu Freiberg nimmt man Beſtellungen auf kleinere und größere erzgebirgiſche änliche Sammlungen an; ſo nüzlich für die akademiſchen Einkünfte, als für das Studium ſelbſt.

Faſt in eben dieſem Zeitraum war außer Teutſchland die Beobachtung der Vulkane und ihrer Wirkungen bis zur Lieblingsbeſchäftigung herangewachſen. Einige herrliche Werke *), die man ihr zu danken hatte, reizten durch ihre prachtvollen Gemählde und Kupferſtiche, vornehmlich aber durch den großen Reichthum der neuen Kenntniſſe allenthalben, noch mehr als man ohnehin ſchon nachahmte, zu Aufſuchung ausgebrannter Vulkane.

Abgezogen eine Menge Phantaſien fand man auch in Teutſchland ſehr viele ausruhende Feuerberge, mit allem Komitat ihrer Produkte, die man fleißig unterſuchte und ordnete.

Wie

*) Campi Phlegraei Recherches ſur les Volcans éteints du Vivarais et du Velay par Monſieur Faujas de Saint-Fond.

Wie man hierdurch immer mehr Licht über die auf dem Erdball vorgegangenen Veränderungen erhielt: ſo gewann man auch zahlloſe Proben der ſchöpferiſchen Weisheit, nach welcher die zerſtörenden Urſachen von den wohlthätigen unaufhörlich verdrängt werden.

Das ſolchergeſtalt verſtärkte Studium wird ſeitdem täglich mehr bereichert. Schon hat ein allgemein berühmter deutſcher Mann, gleich verehrenswerth wegen der Exploits ſeines Geiſts und Herzens, als wegen des Poſten, worauf er ſtehet, es glüklich unternommen, illuminirte Durchſchnittszeichnungen ganzer Erdſtriche, in beträchtlicher Fläche und Tiefe durch einen Mineralogen von Profeſſion alſo zu Stande bringen zu laßen, wie ſie aus erhaltender Beobachtung der Natur, über und unter der Erde, und nach Analogie des Gefundenen entworfen werden können.

Ja, ſchon iſt Invention wirkſam geweſen, die erwähnten Profile faſt wie Ludwig Pfyffer, Herr von Wyer, ſein Alpenland nach der Natur zu modelliren, und dardurch noch anſchaulicher zu machen. Da kan alſo künftig der Strahl des forſchbegierigen Augs am Profil vaterländiſcher Erd- und Gebirgsſtriche, wie an eine Mauer, anprallen und fruchtbare Wärme zurükwerfen.

Eben ſo kommt man der Phyſiognomik der Gebirge immer näher. Man iſt bemühet, mit Beihilfe der vermehrten Kenntniß der Minern ſelbſt, in groſſen und kleinen Reiſen, das äuſſere Anſehn der Gebirge zu beobachten, ihre Verkettung, die Abartung und den Uebergang, wie die Berge der ſpätern Ausbildung ſich auf die urſprünglichen ſtützen, und wie ihre Lagen immer horizontaler werden, je weiter ſie ſich von dem Urgebirg entfernen. Da dieſe ſtolze Guirlande den ganzen Erdball umſchlingt, ſo muſten in ſo fern Reiſen um die Welt vorzüglichen Gewinn eintragen: nur daß bisher gröſſere Zoologen und Botaniker als Mineralogen dabey geweſen ſind.

Wer wollte nicht deſtomehr das Verdienſt der mineralogiſchen Bereiſung einzelner Länder und Provinzen erkennen und ſo ſchäzbarer Beſchreibungen, als von einem Sauſſure, de Luc, von Born, Charpentier, Gerhard, Ferber, Pallas, Collini, Klipſtein kommen können! Was izt noch Frankreich hierinn vor dem ſtolzen Albion voraushat, *) deſſen kan auch Deutſchland ſich rühmen, und wird es immer mehr können, wann die bisherigen mine-

ralo-

*) Atlas et Deſcriptions mineralogiques de la France par Guettard et Monnet. P. I. à Paris, 1780.

ralogiſchen Reiſen viele würdige Nachfolge und Begünſtigung finden. Und das iſt, nach Lage des Studium, mit vieler Wahrſcheinlichkeit zu hoffen.

Es braucht wohl kaum des Anführens, daß politiſche Kunde von Ländern und Völkern durch die Genauigkeit der guten mineralogiſchen Erdbeſchreibungen gewinnen müße, da ſie doch immer von Aufnahme mancher einſchlagenden politiſchen Kenntniſſe unzertrennlich bleiben, und auch dieſe weniger zurükgehalten werden dürfen, ſeitdem das Phantom ſtatiſtiſcher Heimlichkeitsſucht zu ſchwinden angefangen hat. *) Bald wird man auch in den mineralogiſchen Lehrbüchern ſelbſt wenigere der Mislaute hören, die aus Mangel geographiſch-politiſcher Genauigkeit entſtanden waren. **)

Eine Liebhaberey aber von ſo wichtigem Umfang verdiente die eine Behandlung von Mode

 her-

*) Den neueſten Beweis giebt wohl Compte rendu au Roi par M. Necker.

**) Sie ſind doch immer eines Gelehrten nicht würdig, wann auch nur wenig darauf ankommen könnte. Z. B. Gnandſtein, einen Ort in Sachſen, wo Bandjaſpis bricht, für den Nahmen einer Steinart auszugeben, oder Schorten unweit Ilmenau zu Schurke zu machen u. ſ. w.

hergenommen, welche gewöhnlicherweis nur auf kleinfügige Dinge beſchränkt iſt, und ſie noch dazu ſuperficiell behandelt? Ich fühle die Stärke des Einwurfs, und erkläre mich daher, ſoweit davon entfernt einer der edelſten Bemühungen unwürdigen Anſtrich geben zu wollen, daß ich vielmehr nur größere Aufmerkſamkeit darauf zu ziehen mir vorgenommen gehabt, daß den wichtigſten Unternehmungen beym Angang öfters nur gar kleine Verſuche zum Gängelwagen dienten, an denen ſie ihren Lauf befeſtigten, um nach großen Endzweken ſichern Fußes fortzuwandlen.

Sehr beträchtliche Prämiſſen ſind bis izt ſchon zu großen kosmologiſchen Schlußfolgen geſammelt worden. Werden die leztern hin und wieder zu früh gewagt, ſo muß dieſes zur Aufmunterung dienen, was Reiferes zu konjekturiren, und wohl gar weiſen Erklärungen der Moſaiſchen Nachrichten an Hand zu gehen, da es doch damit ſchon ſo weit gekommen, daß der erſte September als Schöpfungstag nun wirklich entdekt worden iſt. *)

Nicht

*) Auf eben dieſe Weiſe hat man herausgebracht, daß die Sündflut am 7ten November (oder Windmond nach dem neueſten Ausdruk) im Jahr 1656 einbrach, und ſaluo errore calculi 532,381208 Menſchen dahin riß.

Nicht leicht wird es wohl eine Erdentſtehungstheorie geben, in der nicht etwas Wahres zum Grund läge, weil doch dabey immer der Weg der Induktion betretten wurde, ſo unvollſtändig ſie auch geweſen ſey. Immer kan hieraus durch Kombination die Summe der Wahrheiten vergrößert und die noch unebene Bahn zu richtigern Beurtheilungen ausgeglichen werden. Und ſo wird endlich nach erlebten vielen Perioden der immer ſolidern Liebhaberey in der Mineralogie, ein fixes Feſt noch ſtatt finden, das man einmal in ihrem Tempel begehen wird.

Allein hiebey allenthalben auf Realität zu gelangen, bedarf es noch einer andern Kunſt, als nur auf Bergen umherzuſteigen und Oberfläche zu beobachten, nehmlich der Bergbaukunſt, die ins Innere der Erde Zugang verſchafft. Dieſe läßt jedoch für Kenntniß der innern Erdbeſchaffenheit ſo viel gewinnen, als ſie ſelbſt Vortheil von lezterer zu Erreichung ihrer Abſicht zu gewartten hat. Eine verſchafft der andern mehr Werth und Unterſtüzung.

Freilich bleibt der Bergbau immer nur noch in der oberſten Rinde des Erdballs, weil eine, ſoviel mir bekannt, noch nicht einmal erreichte Tiefe von 600 Lachtern nur erſt $\frac{1}{8191}$ tel der Erddike ausmacht. Aber auch eine ſolche, für uns ſchon entſezliche, Tie-

ſe kan unermeßlichen Forſchungsraum gewähren, wenn man ſie zumal auf recht vielen Punkten erreichen könnte.

Der fruchtbare Anbau des menſchlichen Verſtands, den man nur etwa ſeit 30 Jahren bey Erfindung und Ausführung der Maſchinen zum Bergbau wahrzunehmen gehabt, läßt doch gewiß viele Hofnung ſchöpfen, daß auch auf dieſer Seite viele ſolche Vorſchritte möglich ſeyn werden, die zu tieferer Eindringung in den Erdboden beföderlich ſind. Man iſt ja bey einzelnen Fällen oft glüklich genug, deſperirten Mängeln des Bergbaues abzuhelfen, und wenigſtens iſts nur Zufall, der die nüzlichſten Entdekungen herfürbringt. *)

Man

*) Ich kan mich nicht enthalten, ein ganz neuerliches Beyſpiel hievon anzuführen. Das gräflich Einſiedliſche ſilberreiche Kupferflözbergwerk zu Bottendorf in Thüringen ſollte nunmehr aufflüßig werden, da ſeit geraumen Jahren alles vergeblich angewendet worden war, die nötigen Aufſchlagwaßer zu verſchaffen, und dadurch die erſauffenden reichen Gruben zu retten. Vergebens war lange ſchon der kurfürſtliche Kunſtmeiſter Mende zu Freiberg bey allen ausgeführten Maſchinenanlagen aufmerkſam darauf geweſen, was nur irgend einigen Anſchein hatte, für Bot-

Man muß in obiger Rukſicht bedauren, daß bey dem Bergbau voriger Zeiten nicht immer die Haubtſtollen, Haubtſchächte und Haubtſtreken aus-

Bottendorf brauchbar zu ſeyn, bis er neuerlich eines ſolchen Hilfsmittels bey Erbauung einer Maſchine zu Gersdorf gewahr wurde. Er hatte dort am Muldenſtrohm ein Wehr von vieler Wichtigkeit anzulegen. Ein ungewöhnlicher Zufall vermehrte hiebey die Zugänge der Waſſer dergeſtalt, daß ſie mit Menſchenhänden nicht zu halten waren. Man fand nehmlich mit dem Fundament im Strohmbette zwey alte Schächte, welche tief abgewältigt werden muſten, um auf ſo feſtes Geſtein zu kommen, als erfoderlich war, ſie gut verwölben zu können. Unter dieſen Umſtänden wurde eine Maſchine von eigener Erfindung zum Herausheben der Waſſer erbauet. Der Muldeſtrohm muſte ſie treiben. Sie gelang, und that vortrefliche Dienſte. Nach der Idee dieſer Maſchine, die ganz individuel für das Lokal zu Bottendorf paßt, ſoll nun eine ſtärkere an dem Unſtrutſtrohm angelegt, und dardurch eine ſo groſſe, nie mangelhafte Menge Waſſers in die Höhe gehoben werden, als nöthig iſt, dem Bottendorfer Werk ans Gebürg hinauf zuzuführen. Da die Unkoſten des Plans nicht zu theur für Erreichung des wichtigen Endzweks ſind, ſo wird man durch die Talente eines einzigen Mannes zufälligerweis einem deſperirten Werk aufgeholfen ſehen.

gemauert worden ſind. Wäre das geſchehen, ſo könnte unterbrochener alter Bergbau leichter fortgeſezt, und damit auf vielen Punkten, ohne ſo unſäglichen Aufwand in die möglichſte Tiefe eingedrungen werden.

Noch mehr aber iſts zu verwundern, daß man, ſelbſt in den neueſten Zeiten, ſich hin und wieder gegen dergleichen Ausmaurung ſträubet, und ſo wenig für die Nachwelt thut, da doch ſogar die bergmänniſche Oekonomie dabey ihren Vortheil finden würde. *)

Aber

*) In einem 12½ Lachter tiefen, vormals in Zimmerung geſtandenen, nun aber ausgemauerten Schacht auf dem Weistaubnerſtollen des Morimbergſchen Gebiets im ſächſiſchen Erzgebirge dauerte das Holz nicht länger als drey Jahre. Zu ſeiner Auszimmerung waren 120 Stämme Schachtholz nötig, am Werth 30 Rthlr. Das übrige dazu erfoderliche Material koſtete 5 Rthlr. 15 gr. das Arbeitslohn 37 Rthlr. 22 gr. Mithin giengen alle drey Jahr 73 Rthlr. 13 gr. von Neuem auf. Seine Ausmauerung koſtete 92 Rthlr. 16 gr. an Maurerlohn, 71 Rthlr. 6 gr. Handlanger- und Zimmerlohn, 43 Rthlr. 22 gr. Steinbrecherlohn, 102 Rthlr. 3 gr. Fuhrlohn, mithin in der Summe 309 Rthlr. 23 gr. In den erſten 15 Jahren wird alſo der Aufwand wieder bey

ge-

Aber vornehmlich bey dem Bergbau, der ſelbſt in Sprache und Tracht ſich gleicher bleibt, als irgend eine andere Kunſt, legt man ſogar ungern etwas davon ab, was man nach Weiſe der Vorfahren immer ſo und ſo gemacht hatte. Man feindet wohl gar Rathgeber an, die offenbaren Vorurtheilen entgegen arbeiten, und kaum eine nervigte, ſtandhafte Direktion vermag nüzliche Neuerungen durchzuſezen. Wie manches würde ſonſt z. B. bey Förderniß, Aufbereitung der Erze, vorlängſt verbeſſert, wie viel an Zeit und Aufwand gewonnen worden ſeyn!

Bey dem allen rühren ungünſtige Beurtheilungen des Bergbaues eben ſo viel her aus Ungeduld über nicht frühe genug kommenden Gewinn und aus unzeitig geſchehener Auflaſſung, die den vielleicht ſchon nahen guten Erfolg nicht reifen lieſſen, als aus Verdruß über ſchiefe Behandlung. Das Vertrauen, das eine gute Direktion verdient, die man in der Haubtſache davor erkannt hat, ſollte billig das Uebergewicht behalten gegen Verurtheilungen ſolcher Perſonen, die ſelten einige gründliche Einſicht in die Sache haben.

gebracht ſeyn. Das Erſpahrniß des zu ſchonenden, immer ſeltner werdenden Holzes verdient über diß auch Erwägung.

Der ſchon in politiſchem und kameraliſchem Betracht wichtige Nuzen des Bergbaues *) in Verbindung mit der ſich immer mehr ausbreitenden mineralogiſchen Kenntniß und der anwachſenden Liebhaberey koſmologiſcher Studien, wird es mehr als nur Traumgeſicht auf die Zukunft ſeyn laſſen, wenn man eine gewiße Allgemeinheit künftiger Baue verhoffet.

Würden irgend ſchwührige Gewerke, bey denen blos nüzlicher Aufwand aus ihrem Ueberfluß in Frage iſt, den Geiſt des Allerſchaffenden, es ſey im Tiefſten oder auf den himmelnahen Höhen des Gebirgs, wo ſich der Aether verfeinert, ahnden in der geengten Bruſt, und ſo in Schreken und Wonne verſunken, ſich wieder zu heitern Beobachtungen der Natur ſammlen und, mit ihnen bereichert, enthuſiaſtiſch zur Ebene wiederkehren: gewiß, auch dann ſchon würden nur wahre Unmöglichkeiten den Bergbau hemmen können.

Auf dem Harzgebirg hat längſt jeder der geringſten bis zum oberſten Diener des Bergbaues einen Antheil ſeiner Entbehrlichkeit zum Beſten der Ko-

*) S. Etwas vom Nuzen des Bergbaues (von Herrn Vice-Berghaubtmann von Treber zu Zellerfeld,) im deutſchen Muſäum 1777. 1ter B. S. 128.

Koſten einer gewißen großen bergmänniſchen Unternehmung gewidmet. In Holland haben ſich eigene Geſellſchaften vereint, die mit gemeinſchaftlichem Aufwand eine beträchtliche Anzal auflöſiger Gruben des ſächſiſchen Erzgebirgs bauen.

Und ſollte auch wohl irgend ein Aufwand (nur daß ihn jedes Individuum ſeinen Kräften anmeße,) ſelbſt nach politiſchen Grundſäzen des Geldumlaufs und innern Volksreichthums gemeinnüziger angewendet werden können, als der, welcher, wie beym Bergbau, keineswegs verlohren gehet, ſondern in den geſchäftigſten Händen arbeitſamer Mitbürger bleibt, ihnen zur Nahrung, ja zu weiterm Erwerb dient? Auch angenommen, daß durch den damit beſtrittenen Bau gar nichts an Geldswerth, wie doch ſchwehrlich je der Fall ſeyn kan, dem Gebirg entriſſen würde, als welches immer ein Zuwachs der Landeskräfte iſt, ſo viel es auch herauszuſchaffen gekoſtet haben möge.

Abgerechnet alſo, was Wißbegier und Erwerbshofnung zu Gunſt des Bergbaues zu ſagen haben, ſo bleibt es immer noch würdige Unternehmung eines Vaters des Vaterlands, die Erzgebirge ſeiner Staaten ſo viel möglich aufzuſchließen. Meiſtens hat die Natur ſelbſt geſorgt, und eine gute Direktion muß zu Hilf kommen, daß durch Bergbau

nicht

nicht etwa größere Uebel, als deſſen Einſtellung wären, z. B. Vernachläßigung benötigten Akerbaues, Holzmangel ꝛc. ꝛc. geurſachet werden.

Dieſes vorausgeſezt iſt gewiß Bergbau eine große, empfehlenswürdige Manufaktur, die vielen kleinen durch Verſchaffung des Materials entweder die Exiſtenz giebt, oder ſie durch Verbrauchung ihrer Fabrikaten in Thätigkeit erhält. Ja ſelbſt der Akerbau bleibt ihm mehrern Dank ſchuldig, als man insgemein glaubt, da vielleicht alle die fruchtbaren Gegenden am Fuß des Erzgebirgs noch unangebauet da lägen, wenn nicht das zahlreiche Volk der Bergleute erhalten ſeyn wollte, und dazu Geld aus denenſelben herabbrächte.

Und ſo greifen immer die Räder der menſchlichen Thätigkeit ineinander, und gewähren gegenſeitige Unterſtüzung.

Ich möchte aber wohl meine Lektion zu weit ausdehnen, wenn ich mir noch den Vortrag einiger hieher einſchlagenden Spekulationen erlauben wollte. Ich ſchließe lieber, ſtatt Epiphonem's, mit einer poetiſchen Ergießung, die eben aus kosmologiſcher Schwärmerey, wie vom Berge ein Giesbach herabrieſelte.

Weiter iſt nichts von ihr zu ſagen.

Der

Der Gebirgsfreund.

Auf höflichen Gängen *)
Des Urgebirgs ſtehen
ſie ſtill oft, die Düfte
der Minern, und engen
den Buſen, wie Lüfte
verfeinert auf Höhen
der Berge den keken
Erſteiger bedrängen.
Da fühlt man die Schreken
der Tiefe, die Wonne
ätheriſcher Höhen
die Sinne umwehen —

Dort Dunkel, hier Sonne,
betäubet, verblendet
die Pilgerſchaft beider
Extremen; doch redet
in Folge ſie heiter,
wenn ſchwebende Sinnen
zuſammen ſich ſenken,
und Ruhe in Denken
und Forſchen beginnen —

Das

*) Das iſt: hofnungsvolle Gebirgsadern, worauf Bergbau getrieben wird.

Das wird von Geweihten
in Tiefen und Höhen
behaglich empfunden!
Da läßt aus zerſtreuten
noch rohen Ideen
was Ganzes ſich runden,
man möge die Schalen
der Kuppen *) verwunden,
man laſſe die Hölen
der Tiefe von Zeiten
des Werdens erzälen!
Wohl ſchwächere Stralen
nüzt Wißgier zu Flammen
und faßt ſie vom Höchſten,
aus Tiefſtem und Flächſtem
im Brennpunkt zuſammen.

So um ſich entzündend
erblikt man den weiſen
Gebirgsfreund. So findend
ſich immer den leiſen
Naturruf vernehmlich,
belauſcht er in Tiefen,
ihm nimmer zu grämlich,
wohin wol die Venen
der Schöpfung verliefen.

So

*) Das iſt: der höchſten Erhabenheit der Berge.

So darf er nicht minder
von Bergen, der Erde
bejahrteſten Söhnen,
zum Liebling geadelt,
nach jüngerer Kinder,
der Ebnen, Erziehung
ein Wort einſt noch fragen. —

O, wenn man ſie tadelt,
die edle Bemühung,
der Stimme: Es werde!
ſich näher zu wagen:
wer wollte zum guten
Gebirgsfreund nicht ſagen:
„ Laß ja nicht durch Türken
„ des Blödſinns die Gluten
„ der Wißbegier erſtiken!

Carmen ſäculare.

Etwas Muſikaliſches.

Wie wahr iſts, daß die Meiſterſtüke der Alten ihren ewigen Werth behaubten. Wie ſehr empfinden wir, daß das wahrhaftig Erhabene und Schöne in allen Zeiten und bey allen Nationen ſich erhält.

Horaz gab, wie wir wiſſen, im 736ſten Jahre Roms ſein berühmtes Oratorium: Carmen Saeculare. Das Alterthum hat uns nichts Vollkommneres, nichts Edleres, noch Schöneres aufbehalten. Anno 1781, alſo nach vollen ſiebenzehn Jahrhunderten, fällt es der Nachwelt ein, dieſes Stük in ihre Muſik zu ſezen, und von neuem aufzuführen.

Herr Philidor, ein berühmter Tonmeiſter zu Paris, giebt gegenwärtig das Carmen ſäkulare in feyrlichen Verſammlungen zu Paris und London mit allgemeinen — mit hinreißendem Beyfall. Die erſte

Vor-

Vorſtellung war am 19 Jänner, und ſeitdem iſt es unendlichemal wiederholt worden.

Dieſe Jubelode, die Horazen und Auguſt, der den Dichter dazu veranlaßte, unſterblich macht, wurde am Schluß der ſäkulariſchen Feſtſpiele im Tempel Apoll's mit der prächtigſten Feyrlichkeit ausgeführt. Das Orcheſter war von 27 Mädchens und eben ſoviel Jünglingen formirt, welche das Stük, unter einer vollſtimmigen Begleitung, abſangen. Die Wirkung, die es im alten Rom gehabt hatte, mus ohnausſprechlich geweſen ſeyn.

Herr Philidor theilt es in einen Prolog und vier Abſchnitte. Im Prolog bereitet er das Auditorium auf den Gegenſtand und bittet um ſeine Aufmerkſamkeit. Im erſten Theil ſezt er den Prolog gleichſam fort. Er nimmt hiezu diejenigen Strophen, die im Original den Epilog machen, und richtet ſie ans Orcheſter, um deſſen Fleiß aufzuruffen. Der zweite Theil beginnt die Handlung durch eine Hymne an Apoll. Beyde Chöre, nachdem ſie das Lob des Gottes abgeſungen, flehen ihn um Beyſtand zum Folgenden an. Der dritte Theil iſt das Thema ſelbſt. Im vierten liegt die Bitte fürs Wohl Rom's und die Erhaltung Auguſt's.

Man behaubtet, Herrn Philidor's Horaz ſtehe mit Fug zur Seite jener Stüke, welche einen

Händel, einen Haſſe und Jomelli verewigen. Ungeachtet die Vorſtellung beynahe an zwo Stunden währt, und die Muſik, dem Naturell des Gedichts gemäs, ziemlich einfach iſt: ſo erwirbt ſie Entzüken. Die Aufmerkſamkeit binnen 22 Wiederholungen war eben ſo geſpannt, als die Aſſemblee glänzend war.

Insbeſondere findet man zwo Stellen auszeichnend vortreflich. Erſtlich die Strophe — alme Sol. . . . . . welche im höchſten Grad des Erhabenen geſezt iſt; und jene — fertilis frugum . . . . . die etwas Ländliches, Munteres, und ſogar Tanzendes, ausdrükt.

Im Ganzen ſoll der Karakter der Compoſition ſeyn: Richtigkeit und Wahrheit der Zeichnung, edles Pathos, Fluß der Poeſie und Feurflamme des Kolorits.

Herr Philidor hat durch dieſes Stük erreicht, was bisher noch keinem Tongeber in Frankreich möglich war. Er hat die drey Partheyen, worein die Nation heut zu Tag getheilt iſt, für ſich vereinigt: die Alt-Franzoſen (Lulliſten), die Italiäner (Picciniſten) und die Deutſchen (Glukiſten.) Alle drey geſtehen einhellig, daß ſein Stük einzig und übertreffend iſt.

Die

Die große Katharine, dieſe erlauchte Prieſterin der Muſen, ſobald ſie hievon hörte, ſchrieb durch ihren Korreſpondenten zu Paris, den Baron Grimm, an Herrn Philidor, und bat ſich eine Abſchrift aus, mit dem Zuſaz, daß ſie das Stük mit altrömiſchem Pomp zu Sarskoeſelo aufführen laſſen wolle. Zum Beweis dieſes Zugs, der nur ihr allein ähnlich iſt, weiß man, daß ſie eigene Zeichner aus Florenz beſchrieben hat, um das römiſche Coſtume ſowol für die Dekorationen des Tempels als die Kleidung der Chöre zu erfinden.

So gelang es Gluk'n nicht. Er fiel einſt auf die Idee Hermanns Schlacht in Muſik zu bringen. In ſeinem Gartten zu Wien arbeitete er mit unendlichem Hang und mit der ihm beſondern Laune für dieſe Gattung daran. Wie er ferttig war: ſo fand er, daß er umſonſt gearbeitet hatte. Die Handlung trägt ſich in freyer Luft zu. Das Schlachtgetöſe und der Bardenſang erfoderten Kehlen und Bruſtkammern, um die Inſtrumenten zu übertönen, welche unſere heutige Generation zu liefern nicht vermag. Der Ritter ſtekte alſo ſeine Partitur mit ſtillem Gram wieder in ſeine Brieftaſche.

— Aber warum mußte es ein Klopſtokiſches Subjekt ſeyn!

Sottiſen auf beyden Seiten.

Wenn man glaubt, der Parlamentsſaal zu London ſey nur alleinig die Fechtſchule der Schikane, der Sarkasmen und der Inſolenz: ſo irret man ſich; oder man ſpricht wenigſtens ohne Erfahrung.

Die Chronik liefert uns Urkunden aus Frankreich, welche beweiſen, daß die Freimütigkeit anderwärts ſo gut zu Haus iſt, als in England: und folgender Flederwiſch giebt den Philippiken auf die Howe's, die North's, die Sandwich's, die Rodney's, welche man in den Zeitungen lieſt, in Nichts nach.

„Aber wozu diens, dergleichen Libelle anzuführen?„ Dazu, die allgemeine Geſchichte, zu deren Erläutterung ſie gereichen, zu bereichern — Faktums zu haſchen, welche am Faden der ordentlichen Geſchichte ſich verlieren — mit Einem Wortt Denkzüge darzuſtellen, wie ſich der Laut des

Pa-

Patriotiſmus und die Entfeßlung des Geiſts in unſerm Jahrhundert zu erheben bemühet.

An Herrn von Hector,

Chef d'Eskadre und Commandanten zu Breſt.

Vom Maimond 1781.

Mit Vergnügen vernimmt man die beglükte Wahl, die der Miniſter in ihnen mein Herr Graf, getroffen hat: und von ganzem Herzen wünſcht man ihnen zu dem Zufall Glük, daß ſie ſo unvermuthet einen Poſten gefunden haben, der einem ehrlichen Mann Gelegenheit giebt, dem Vaterland wahrhaftig nüzlich zu ſeyn: es ſey nun an der Spize der Flotte, oder im Rath, oder auch im Kabinet.

Den Dienſt der franzöſiſchen Waffen mit Thätigkeit und Wirkung leiten; der Regierung mit Einſichten, die ſie ſo hoch nötig hat, beyſtehen; die üble Verfaſſung der Flotte, in ihren verſchiedenen Departements corrigiren; Hier, mein Herr, iſt, im Inbegrif, ihr Gegenſtand. Diß iſt, mit Einem Wortt, der koſtbare Vortheil, den ſie aus ihrer Lage zum Beſten einer Nation ziehen können, welche ſolchen von ihnen zu erwartten ſich berechtigt hält.

Allein, um ihnen zu dieſem ſieghaften Zwek zu verhelfen, kan man ſich nicht enthalten, ihnen auf die Hinderniße zu deuten, die ſie umringen. Ein Theil derſelben liegt in ihnen ſelbſt, der zweite i n Eſprit des Corp's dem ſie vorſtehen.

Indeſſen iſt man überzeugt, die kritiſche Lage, worinn Frankreich ſchwebt, werde ſie um ſo mehr ermuntern, dieſe Hinderniße zu überwinden: und gleichwie ſie bey ſich ſelbſt empfinden, daß ſie bis auf den heutigen Tag ihrem Vaterland noch zu lediglich Nichts nuz waren: ſo hoft man, die Eigenliebe werde ihnen einflößen, wenigſtens die lezte Helfte ihrer Laufbahn von der Schande zu retten, die ihr drohet, wofern ſie ſich nicht entſchließen, gewiße ihrem bisherigen Betragen völlig entgegen geſezte Grundſäze anzunehmen.

Erſtlich giebts Hinderniße, die ihnen perſönlich anhängen, abzuſtellen. Erlauben ſie, daß man ſie fragen darf, ſchreiben ſie ſich eigentlich von dem Hektor her, der Troja vertheidigte, oder von dem Hektor in der Piketkarte? Sie wiſſen, daß ſchon der Obſervateur Anglois dieſe Frage zum Problem aufwarf: von ihnen haben wir die Entſcheidung zu erwarten.

Handlen ſie edel und gerecht: folgen ſie dem, was man ihnen Gutes anräth: ſezen ſie ſich bey

allen

allen Unternehmungen, die ſie dem Wohl des Staats zuträglich erachten, über alle Rukſichten weg: verachten ſie die unwürdigen Urtheile, die in den infamen Niederlagen des Seevolks zirkuliren: unterſtüzen ſie niemals vermög einer unverzeilichen Schwachheit, die verwegenen Eingrife gewißer **Vier Offizirs**, welche ihre Tapferkeit an einem ehrlichen Mann üben, weil er das Unglük hatte zu ſehen, wie ſie ſich bey einer Affaire verſtekten, durch ihr Anſehen: beharren ſie in der Handhabung der Kriegszucht feſt: beſchäftigen ſie ſich nicht mehr mit Kleinigkeiten; laſſen ſie der Tapferkeit und dem Verdienſte Gerechtigkeit wiederfahren, wo ſie es auch finden: Alsdenn bleiben ſie verſichert, ſie werden einen dritten, des Nachruhms und der Ewigkeit würdigen Zweig von Hektor's ſtiften.

Endlich, um für tapfer zu gelten: ſo betragen ſie ſich ſo, als wären ſie es immer geweſen. Dem zu Folge bleiben ſie gegen die Anfälle ihrer ignoranten Kamraden unerſchütternd. Z. B. Geſtatten ſie nie, daß ein **Kergariou** *) jemals zu

*) Der Ritter von Kergariou, wovon hier die Rede iſt, mus nicht mit den Herren von Kergariou de Roscouette und dem Grafen Kergariou Loemaria, beyde Schifkäpitains, wovon der erſtere ſein Leben ruhmvoll auf der belle Poule verlohr, verwechſelt werden.

irgend einem Commando angeſtellt werde, bevor er von den Engländern ſein Ludwigskreuz wieder erobert hat, welches er ſich von ihnen bey der Affaire mit der Danae abnehmen ließ, welches er ſo feig bey der Affaire von Cancal verlohr, wo er, vor den Augen ſeines Vaterlands ſeine Ehre, ſein Ordenszeichen, ſein Patent aufopfernd, in einem braunen Frak entfloh, den er ſeiner Uniform vorzog, um ſich im Treffen deſto unerkenntlicher zu machen.

Merken ſie ſich, was zu dem bekannten Epitaph Anlaß gab:

Hier liegt, Der nicht hier läge,
Wann er wie Andere wäre. *)

Es iſt eine Reflexion, die das Publikum ſeit dem ruhmvollen Kampf des Herrn von Couedic macht, daß nicht eine einzige Fregatte im Kanal poſtirt iſt. Sollte es nicht deutlich beweiſen, daß die Seeoffizire das Kreuzen für verächtlich halten? Wie

*) Ci gît qui ne ſeroit pas mort
S'il avoit eu l'eſprit du corps.

Grabſchrift eines Wizkopfs auf den Tod des Herrn von Couedic.

Wie man hört; ſo zeigen ſich täglich kleine Geſchwader auf den Küſten der Normandie und Bretagne, wordurch nicht allein die franzöſiſche Flagge beſchimpft, ſondern der Frachthandel gehemmt wird. Sie ſcheinen im mindeſten keine Gefahr zu befürchten, und ſie beweiſen ſehr unverſchämt, daß man vor ihnen, mein Herr Graf und Ihresgleichen, ſicher iſt, wenn man im Geſichte des Reichs herumſchwärmt.

Um Gotteswillen was hindert ſie, dem ſchönen Beyſpiel zu folgen, das ihnen der Graf Eſtaing gegeben hat: dieſer Held den England ſelbſt bewundert, den Frankreich nie genug bewundern kan! Möchte er von den Sentiments, die ſich in ſeiner Seele vereinigen, Tapferkeit, Thätigkeit, Erfahrung, Edelmut, Patriotiſmus, Erhabenheit des Geiſts, ihnen etwas leihen können!

Wann ſie nicht Muth genug haben, ihm nachzuahmen: ſo bewundern ſie ihn wenigſtens; faſſen ſie Rechtſchaffenheit genug zuſamm, einen Mann, deſſen Nahme allen Franzoſen lieb iſt, der nicht von den jämmerlichen Vorurtheilen anderer Seeoffizirs angeſtekt iſt, mit der ihm ſchuldigen Ehrfurcht zu betrachten. Daß von nun an kein inſolenter Garde-Marine mehr Hofnung habe, auf ihrem Geſicht ein zufriedenes Lächeln weder zu ſu-

chen, noch zu finden, wann er Reden führt, die nur die flachſte Feigheit, der niedrigſte Neid und die tollſte Unwiſſenheit gebähren kan!

Was könnte man ihnen nicht in Betref ihres *** wiederholen, deſſen kleinmütige Seele ſich mit nichts beſchäftigt, als den Tod eines Sohns zu beweinen? Eines *** Eines *** mit deren Untüchtigkeit ſich die öfentlichen Zeitungen von Leyden ꝛc. ꝛc. ſelbſt beluſtigen? Eines *** der 45 Nothſchüſſe thut, um den Schuz des Forts Conchee anzuruffen, unter deſſen Batterien er ficht? Eines *** der mit aufgeſpannten Seegeln, vor den Augen der Bürgerſchaft und des Lagers des General-Lieutenant Herrn von Vaux, einem Kaper, der mit ihm von gleicher Stärke iſt, entfliehet?

Möchten dieſe und tauſend andere Thatfälle, die man anführen könnte, ſie und ihres Gleichen beſtimmen, ihren Stolz zu demütigen und ſie einſt beſeelen, etwas Thätiges zu leiſten!

Diß iſt der Gegenſtand dieſes patriotiſchen Schreibens und der einhellige Wunſch ihres Vaterlands.

Gott beſchüze ſie!

Herr

Herr Bacquoi.

Oder

der lächerliche Profeſſor.

Vor zwey Jahren lies ein Ex⸗tänzer von der Opera zu Paris folgendes gedrukte Programm ins Publikum.

Proſpektus,

Einen CURSUS in der Tanzkunſt

belangend,

der von Herrn Bacquoi, retirirten Tänzer bey der Opera,

auf heurigen Herbſt

eröfnet wird.

Herr Bacquoi Guedon, welcher ſich von der Opera retirirt hat, und ein Zögling Herrn Ma⸗

tignon

tignon iſt, thut dem Publikum zu wiſſen, daß er, zur Aufnahme der ſchönen Künſte, einen CUR-SUS in der Tanzkunſt (Cours choréographique) zu eröfnen Willens iſt.

Er wird innerhalb 3 Monaten, öfentlich und privatim folgende drey Theile der Tanzkunſt, oder der feinen Bildung, ſeinen Schülern entwikeln.

1. Soll die Haltung des Individuums, alle verſchiedenen und zur Sache gehörigen Bewegungen, Schwebungen und Lagen des Körpers; ſodann die Attituden von der Ehrfurcht an bis zur Vertraulichkeit, und von der Unterwerfung bis zum Protektionsair: mit Einem Wortt alle und jede Mienen, die ſich auf die Tragung des Körpers vom Aufſtehen aus dem Bette bis zum Schlafengehen beziehen, genau und zuſammhängend durchgangen werden.

2. Von hier wird man zu den einfachen Grundſtrichen des Tanzes (Elemens de la Danſe) ſchreiten. Der Lehrer wird die Zöglinge den Takt fühlen und beobachten lehren. Er wird das faule oder das falſche Ohr corrigiren; und den Zögling völlig in den theoretiſchen Geheimniſſen der Kunſt einweihen.

3. Nach-

3. Nachdem dieſer Grund gelegt iſt: ſo wird er den Zögling auf die Menuett führen, und ihre Figur beſtimmen. Er wird zeigen, wie man ſolche phraſiren mus. Er wird alle Modulationen der Muſik auflöſen, und die Analogien des Tanzes darthun.

4. Den Schluß werden praktiſche Modelle und Uebungen in Kontratänzen ꝛc. ꝛc. machen.

Die Vorleſungen geſchehen in ſeiner Wohnung à la Place de Maubert.

*   *
*

Schöner kan man nicht mehr als Scharlatan in der Tanzkunſt reden.

Man mus geſtehen, wenn man dieſes Affiche lieſt: ſo bewundert man die Verfeinerung unſerer Zeiten. Man läßt den Künſten Gerechtigkeit, daß ſie in jeder Gattung, raffinirt werden. Man gefällt ſich ſelbſt, indem man ſiehet, wie auch in die geringſte und gleichgültigſte darunter eine gewiße Würde, ein Myſter' getragen wird.

Unterdeſſen, wäre die Uſurpanz des Herrn Bacquoi Guedon nicht noch lächerlicher, als ſie unſinnig iſt, ſo verdiente ſie eine ernſthafte Ahndung.

Wie?

Wie? — Wenn man Künſte, die bisher — wo nicht für die verächtlichſten, doch für die leichteſten — gehalten wurden, auf dieſe Art den wahren Wiſſenſchaften an die Seite ſezen: wenn man diejenigen Hoheitszüge, die bisher nur den Gaben des Geiſts gewidmet waren, auf die gleichgültigſte unter allen körperlichen Fähigkeiten anwenden: wenn man, die eigentlichen Gemütsſtudien ihres wohlerworbenen Rangs beraubt, mit den Lektionen eines Gauklers vermiſcht — kurz, wenn man Herrn Bacquoi ſich das Relief eines Doktors geben, und ſeine Kapriolen einen Curſus nennen ſiehet: mus man nicht über das Schikſal der Wiſſenſchaften ſeufzen? Muß man nicht glauben, es ſtehe dem Reiche Apoll's eine Anarchie bevor!

Gewis in den Wiſſenſchaften taugt eine Anarchie eben ſo wenig als in der politiſchen Geſellſchaft. — Doch, ſo gefährlich iſts nicht. Das Programm des Zöglings des Herrn Matignon iſt mehr nicht, als ein trauriger Zug vom einreiſſenden Mißbrauch der Terme — oder vielmehr vom Leichtſinn und der Kleinfügigkeit unſerer Zeiten.

Zur Strafe für den Stolz, den ſich die Familie Melpomenen's ſeit einigen Jahren anmaßt, und der das Publikum von Paris bis nach Hamburg indignirt, begnüge ich mich, dem Proſpektus

des

des ſchnellfüßigen Profeſſors einen andern an die Seite zu ſtellen, der zu Paris ſich eben ſo bekannt gemacht hat, wie der ſeinige.

Dieſes Pamphlet wurde mir ſchon vor eilf Monaten von meinen Freunden aus Paris in Handſchrift zugeſchikt. Seitdem ſoll es in einem öfentchen Journal abgedrukt worden ſeyn. Ich würde es gänzlich verachtet haben, wann mir nicht der gegenwärtige Zufall einen Stof daran darböte, meine Leſer zu divertiren.

* * *

Voranmerkung.

Anno 1779 — ungefähr gerade um die Zeit, wo Herr Bacquoi ſein Programm publizirte — denn ſeine Retirade war unter andern eine Folge, die aus dieſer Criſis entſprang — brach eine merkwürdige, und in den Annalen ſehr berühmt gewordene Gährung bey der franzöſiſchen Komödie zu Paris aus. Ein Streit, der zwiſchen den zwo erſten Rollen, Madame **Veſtris** und Mademoiſelle **Sainval**, entſtund, theilte das ganze Theater. Man hörte auf zu ſpielen. Es formirten ſich Partheyen. Das Geräuſch wurde ſo lebhaft, daß es bis zu den Ohren des Hofs drang. Das Miniſterium

rium ſah ſich gemüßigt, einzutretten, und ſich der Autorität zu bedienen. Man kan urtheilen, was dieſe Kataſtrophe bey einem Publikum wie das Pariſer für Senſation machen mußte. Eine Frucht hievon iſt folgendes fliegendes Blatt, welches einen Augenblik zirkulirte.

* * *

Supplement zur Gazette de France. Freitag, den 27 September 1779.

Amathonte. den 17 Septbr. 1779. Heute ſind beyde ſtreitende Kriegsflotten einander auf der Höhe unſerer Juſel im Geſicht erſchienen. Man hat den zuverläßigen Etat ihrer Stärke erhalten.

Hier iſt er.

Weiſ-

Weißes Geſchwader.

Flagge der Königin Venus.

Nahme des Schifs.	Kan.	Kapitän.	Qualität.
Duras. (1)	100	Madame Veſtris, Admiral.	Ein Schif, das beßer ausſiehet, als es an ſich ſelber iſt.
Das Intereſſe. (2)	90	Brizard, Chef d'Eskadre.	Alt.
Der Courtiſan. (3)	75	Preville.	Baufällig.
Der Pimſel. (4)	74	Deſeſſarts.	Ein ſchlechter Seegler.
Der Schönkopf. (5)	74	La Rive.	Weicher Bau.
Der Inutil. (6)	64	Ponteuil.	Neu ausgeflikt.
Der Tartuf. (7)	64	Van Hove.	Meiſterlich gebohrt.
Der Ridikul. (8)	64	Courville.	Trägt das Seegel ziemlich gut.
Der Ehrbare. (9)	64	Bouret.	Ein flaches Schif.

Noten.

(1) Der Marſchall Duc de Duras iſt Obervorſteher des Theaters im Nahmen des Königs. Er beſchüzte bey dieſer Kataſtrophe Madame Veſtris insbeſondere.

(2) Dieſer Schauſpieler der ſich an die Spize der Veſtriſchen Parthey ſtellte, iſt abgenüzt, und äuſſerſt filzig.

(3) Preville ſchmeichelt Jedermann: iſt übrigens von der Wolluſt verzehrt.

(4) Ein ſehr berüchtigter Dümmling von einem Akteur.

(5) Ein ſchöner Kerl: hat hübſche weiſſe Zähne, die er immer zeigt. Uebrigens kalt.

(6) Mittelmäſſiger Schauſpieler. Iſt erſt kürzlich wieder zum Vorſchein gekommen.

(7) War erſtlich auf der Seite der Sainvals, ſchlug ſich zu den Veſtris über, ſobald er dieſe Parthey oben ſchwimmen ſah.

(8) Iſt insgemein ausgepfiffen, wie er auf den Brettern erſcheint. Spielt nichts deſtoweniger ſeinen Leiſten fort.

(9) Ein Subjekt, das — für einen Schauſpieler — Sitten hat; aber ein ärmlicher Menſch.

Funſ-

Fünfzig Kanonſchiffe und Fregatten.

Nahme des Schifs.	Kan.	Kapitän.	Qualität.
Der Intrikant. (10)	50	Du Gazon.	Ohne Reſiſtenz.
Die Rache. (11)	50	Madame Preville.	Ein langſam aber ſicher gehendes Schif.
Der Profond. (12)	50	Madame Bellecour, genannt Gogo.	Leck.
Die Schrökbare. (13)	32	Madame Du Gazon.	Macht 15 Ankerthauen binner Einer Stunde.
Die Kokette. (14)	32	Mlle Luzy.	Schlecht gebohrt.
Die Fatiguante. (15)	20	Mdme Suin.	Macht 18 Ankerthauen in Einer Stunde.

Noten.

(10) Ein Menſch, der ſeinen Hof, auf Koſten ſeiner Kamraden zu machen, gewohnt iſt.

(11) Gute Schauſpielerin: aber troken, empfindlich und unverſöhnlich.

(12) Eine alte, ausgearbeitete Matrone.

(13) Der Nahme des Schifs allegorirt mit dem Karakter und der Lubrizität des Subjekts.

(14) Dieſe Schauſpielerin — eine Eleve Preville's — hat eine unheilbare Frauenzimmerkrankheit an ſich.

(15) Die Etiquette des Schifs drükt den Karakter der Perſon aus.

Rothes Geſchwader.

Flagge der Königin Melpomene.

Nahme des Schifs.	Kan.	Kapitän.	Qualität.
Das Talent. (1)	120	Sainval, die Aeltere. Admiral.	Hat eine prächtige Batterie.
Der Standhafte. (2)	100	Molee.	Thut noch lang Dienſt.
Der Geſchikte. (3)	90	Monvel.	Ein vortrefliches Schif auf allen Seiten.
Der Admirable. (4)	90	Auger.	Ein haltbares Schif.
Der Neue. (5)	80	D'Azincourt.	Muß noch probirt werden.
Der Wahrhafte. (6)	64	Fleuri.	Ein Schif, deſſen Batterie Alles zerſchmettert, was ſich ihm nähert.
Der Prätendent. (7)	64	Mlle Fanier.	Bedarf fleiſſiger Kalfatirung.

Noten.

(1) Die beſte Schauſpielerin der heutigen Bühne, edel, intereſſant, muthvoll — vollkommen im Muſter einer Dumesnil.

(2) Die-

(2) Dieſer Schauſpieler hat ſich im Streit für die Sainvals am tapferſten bewieſen.

(3) Zu gleicher Zeit Schauſpieler und Autor.

(4) Vortrefliches Subjekt — insbeſondere für die Bedientenrollen, und dann — für alle kritiſchen Karaktere.

(5) Erſchien kürzlich zum erſtenmal auf den Brettern.

(6) Der Nahme des Schifs iſt der Ausdruk des Mannes.

(7) Eine in ihrem Spiel, ſonderlich aber in ihrer Toilette, ſehr aufgeſtuzte Schauſpielerin.

Fünfzig Kanonſchife und Fregatten.

Nahme des Schifs.	Kan.	Kapitän.	Qualität.
Der Empfindſame. (8)	54	Mlle Sainval, die Jüngere.	Undauerhaft.
Der Verführer. (9)	54	Mlle Doligny.	Muß umgebauet werden.
Die Unbekümmerte. (10)	32	Mlle La Chaſſaigne.	Noch lang brauchbar.
Die Hochtrabende. (11)	32	Mlle Contat.	Unglüklich in Priſen.

Noten.

(8) Dieſe Schauſpielerin hat Gefühl, aber ſchwache Einſichten.

(9) Eine Schauſpielerin, welche die längſte Zeit gefiel, ohne daß man wußte, warum?

(10) Wie der Nahme des Schifs (l'Inſouciante) ſo die Perſon.

(11) Dieſe Schauſpielerin iſt berufen, daß ſie die wenigſten Eroberungen beſizt.

Das

Das Treffen fieng Abends 7 Uhr an *), und dauerte einen Theil in die Nacht hinein. Zuerſt erhob die Parthey der weißen Flagge die Feindſeeligkeiten, indem ſie eine Generaljagd auf die rothe machte. Dieſe hatte den Wind gegen ſich, und Mangel an Munition. Sie wurde abgeſchnitten, und genötigt, ſich in einen neutralen **) Hafen zu flüchten.

Das **Talent**, von der rothen Eskadre, war dasjenige Schif, welchem am meiſten zugeſezt wurde: und wiewohl es vom **Standhaften** und vom **Wahrheitliebenden** kräftig unterſtüzt wurde: ſo ſchöpfte es ſoviel Waſſer, daß, ungeachtet ſeine Batterien und Maſten noch in voller Activität waren, es ſich zurükziehen, und die Linie verlaſſen muſte.

Das Treffen wurde noch einige Zeit vom **Empfindſamen**, dem der Admiral das Commando hinterlaßen hatte, wiewohl mit ſchwachem Nachdruk, fortgeſezt. Dann in der Mitte des Trefens

Z 4 ſtieß

*) Die Stunde, wo die Komödie zu Paris anfängt.

**) Mademoiſelle Sainval nahm ihre Dimiſſion, und begab ſich auf einige Zeit nach Deutſchland und Warſchau.

ſtieß unvermuthet die Sophie *) ein armirter Kaper von 30 Kanonen und 500 Mann Beſazung, Kapitän Raucour, **) zur weiſſen Eskadre. Dieſes Schif war zu Florenz ausgerüſtet, ***) und zu einem Kreuzzug gegen die Algierer beſtimmt. Die Eigenthümmer aber fanden für gut, es in gegenwärtigem Krieg in Subſidien zu ſezen. Vier Tage vor dem Treffen hatte es auf der Höhe von Phädra einen heftigen Sturm ****) ausgeſtanden, wobey es, ohne die Unerſchrokenheit und Geſchiklichkeit des Kapitäns, verlohren gegangen wäre. Dieſer Succurs entſchied die Ueberlegenheit der weißen Parthey.

*) Mademoiſelle Arnoux, die unter dieſem Kaper verſtanden wird, hat zum Vornahmen Sophie. Unter der Beſazung von 500 Mann verſtehet man das ganze Theater der Opera.

**) Mademoiſelle Raucour machte das Organ der Arnoux.

***) Weil Mademoiſelle Arnoux von der Opera iſt.

****) Mademoiſelle Raucour wurde bey einer Vorſtellung der Phädra am 13 September unbarmherzig ausgepfiffen.

Ueber

Ueber die Scene in Oſtindien.

Als die Kabinete das Syſtem der Faktoreyen für einen ſehr glüklichen Fund anſahen, weil es ihnen dem Anſehn nach Beſizungen in fremden Welttheilen verſchafte, deren Erhaltung dem Staat nichts koſtete, und welche den Ueberfluß, die Bequemlichkeiten, den Lux auf Koſten fremder Nationen in Europa verbreiten: ſo ſah ſie vermuthlich nicht vor, daß dieſes nur eine flüchtige Wirkung wäre, und daß die Zeit, ihrer Natur nach, Revolutionen herbeyführen müſte, die den vaterländiſchen Staat in perſönliche Ungelegenheiten verwikken, und alle jene Vortheile vernichten würden.

Ueber den Urſprung der europäiſchen Komptoirs in Oſtindien, über ihre Schikſale von dem Ausfluge des berühmten Gama an bis auf den heutigen Krieg, über ihre gegenwärtigen Lagen mit Einem Wortt, zu reden, würde ein eben ſo ſchwehres als überflüßiges Unternehmen ſeyn. Wir wollen die

Nachrichten die man uns gegenwärtig im Ueberfluß davon liefert, weder vermehren noch ſchwächen. Es iſt nur allzugewiß, daß niemal etwas Wahrhafteres geſagt wurde, als der bekannte Spruch: der Kanonſchuß, der in Indien geſchiehet, ſezt Europa in Flammen.

Die ungetrennte Reihe Kriege in beyden Indien, die ſeit den Beſizungen allda, geführt wurden, beweiſen es. Sie ſind ein trauriges Monument ihrer Entdekung. Inzwiſchen ſtehen die Sachen ſo, daß man nicht mehr zurükziehen kan. Indien mus behaubtet ſeyn. Und ich glaube, wenn einſt eine Frage übers Kapitel von Indien noch übrig gefunden werden wird: ſo wirds nicht die ſeyn, wie wir unſern Siz in dieſen nüzlichen Gefilden behaubten ſollen, ſondern die, ob man ſie in den Händen der Kompagnien laßen, oder ihren Handel freigeben ſoll?

In der That ſollte irgend ein vernünftiger Grund uns berechtigen, unſere Behaubtung, zum Beyſpiel in Oſtindien, zu bezweiflen. Die Politik der Engländer, der Franzoſen, und aller Europäer, die ſich auf den Küſten des Ganges eingeniſtet haben, bis auf die Oeſterreicher die neueſten, beſtehet, wie man weiß, in dem ſimplen Grundſaz, die Maratten, den Hyder Aly und andere indiani-

ſchen

ſchen Fürſten in immerwährender Uneinigkeit zu erhalten. Ein Mittel das ſehr leicht iſt: ſo lang das Geld der Seelentrieb dieſer civiliſirten Wilden bleibt: ein Mittel, das man mit um ſo weniger Mühe findet, weil man es aus ihrem eigenen Beutel nimmt.

Solang Europa dieſe Politik gelingt: ſo wird ſein Zepter — zum wenigſten auf den unermeßlichen Küſten Coromandels — nie ſchwanken. Und wie ſehr iſt dieſe Hofnung nicht geſichert? Laſſet uns einen Blik auf den Karakter der Nation werfen.

Der Erdgürtel der Nation würde die eingebohrnen Indier zu jeder wichtigen Unternehmung unfähig machen, thäten es auch nicht die Sitten. Allein, man weiß, daß ſich Muth und Tapferkeit bey jedem Volk in dem Grad verlieren, wie es in der Politur zunimmt. Was man auch von dem wilden Naturell der Maratten, von ihrem kriegeriſchen Klima ſagen will: ſo iſts gewiß, daß der Mongul überhaubt ein weiches, feiges, zur Ruhe und Sclaverey gebohrnes Geſchöpf iſt.

Aus den Kriegern Odin's und jenen rohen Normannen, die ganz Europa in Schreken ſezten, wurden durch den Wechſel der Generationen und

der

der Sitten ſüße Pariſer. Einſt wird die Tartarn, die Türken, die Kalmuken das nehmliche Looß treffen. Zum wenigſten ſind die Indier bereits nicht mehr die Indier des Aurang-Zeb.

Was will man von Kriegsmut einer Nation reden, wo die Religion, dieſe unaustilgbare und tiraniſche Leidenſchaft der Menſchen, den Todtſchlag verbietet? Man ſagt, daß ein wahrer Chriſt niemals ein guter Soldat ſeyn könne. Diß iſt weit mehr der Fall des Inders. Welche Regung ſoll den bramanſchen Soldaten anfeuren, wenn er überlegt, daß in dem Pferd, in dem Elephanten, in dem Menſchen den er tödten ſoll, die Seele ſeines Vaters, ſeines Bruders, ſeines Sohns wohnen kan. So wird von der Religion bey dieſen Völkern die Tapferkeit geſchwächt.

Noch mehr aber von den Sitten. Auf jedem Erdflek, den die Sonne beſcheint, herrſcht die Liebe: aber in Indien ſchwächt ſie noch. Der Einfluß dieſes holdſeeligen Inſtinkts iſt bey den Monguln ſo lebhaft und ſo ſtreng, daß er ihr ganzes Weſen auflößt.

Man ſtelle ſich ein indiſches Heer in ſeinem Marſch vor. Jeder Offizir iſt von ſeinem Serail, das iſt von einem beſondern Heer Weiber und Sclaven,

ven, umgeben. Der Gemeine, der Reutter, der Feldjäger, bis auf den Marodirer, wird von ſeinem Weib, ſeinen Kindern und Mägden begleitet. Auf den Flügeln dieſes Heers, dieſſeits eine Diviſion Spielleute, Tänzer, Komödianten, Gaukler, jenſeits eine Diviſion Marquetentner, Köche, Kramer und Zukerbaker. Den Nachzug machen Palankins, Bagagewägen, Toiletten, Elephanten.

Dieſem Heere ſtelle man in Gedanken ein Kommando abgehärteter und geübter Engländer — oder wenn man will Franzoſen — entgegen. Man laße, wie es die eingeführte Taktik in dieſen Ländern iſt, einen verſtellten Angrif auf die Maſſe machen. Eine ſimple Evolution aber werfe ein Corps Europäer auf den Punkt, wo die Weiber und Kinder ſind. Im Augenblik wird jeder Mongul ſeinen Mann verlaßen. Auſſer ſich gebracht, verzweiflend, wird er nach ſeinem Elephanten laufen, um ſein Weib, ſeine Kinder, ſeine Maitreſſe darauf zu werfen, und ſie und ſich zu retten. In zwanzig Sekunden wird die ganze indiſche Armee zerſtäubt ſeyn.

Diß iſt das Bild aller Aktionen, die bisher mit den Indiern, und ſelbſt mit den Maratten geliefert wurden. So hat ſich noch immer das Treffen zwiſchen uns und ihnen geendigt, und ſo —

wird

wird es ſich wahrſcheinlicherweis in Ewigkeit endi-
gen.

Es iſt alſo deutlich, daß die Europäer in Oſt-
indien von innen nichts zu fürchten haben. Der
gegenwärtige Kriegszug des Hyder-Aly iſt mehr nicht
als eine Kapuzinade.

Die wahren Kriege in Indien, diejenigen Krie-
ge ſo von Folgen ſind, ſind die Familienkriege:
das iſt die Kriege zwiſchen Europäern und Euro-
päern. Sie ſinds, die die Progreſſen jeder Nation
gegenſeitig aufgehalten haben; dann ohne die Ei-
ferſucht der Europäer unter ſich ſelbſt, würde, nach
dem Urtheile der beſten Sachekenner, die Unterwer-
fung von ganz Indien ein eben ſo leichtes als ge-
ſchwindes Werke ſeyn.

Endlich wird die Nation ſelbſt, das iſt der Hof
zu Delhi, unſern Uneinigkeiten zum Opfer werden.
Aus dieſer Revolution wird eine neue Staatsform
in Indien entſpringen. Sie ſey nun feudal oder
deſpotiſch: das iſt, ſie werde das worauf ſie ſich
wirklich neigt, oder es entſtehe ein Alexander, der
ſeine Nation rächt und die alte Monarchie der Mo-
guln herſtellt: ſo wird er die Europäer nötig ha-
ben. In jedem Fall werden wir wenigſtens das in
Indien bleiben, was — wir heute ſind.

Allein

Allein wird diß unſere Umſtände verbeſſern? Oder vielmehr, iſts ein Glük von Europa dieſe fremden Handelsbuden zu beſizen? — Diß iſt eine zwote — — eine der Betrachtung eines Philoſophen wahrhaftig würdige Frage.

Da ich nicht im Fall bin, mir dieſen Nahmen beyzumeßen: ſo enthalte ich mich von allem Anſpruch auf ſie. Indem ich mir den Nahmen eines Philoſophen nicht durch Reden zu erwerben weiß: ſo will ich mir ihn lieber durch Schweigen zu verdienen ſuchen.

Um unſere Verbindungen mit Indien — wie der heutige Kanzelton iſt — zu unterbrechen: ſo müſte der Lux, jenes Ding, welches ſo ſchnelle und ſo tiefe Eindrüke im Publikum gemacht hat, daß es ein Theil unſerer Exiſtenz worden iſt, aus allen Staaten Europens vertilgt werden; es müſte möglich ſeyn, daß wir wieder zur Einfalt unſerer Großeltern zurükkehren könnten; der Neideifer im Handel und Intereſſe der Nationen müſte durch ein Wunderwerk verſchwinden; eine gänzliche Revolution der Sitten, des Lebens und des Geiſts müßte vom Himmel herabkommen; mit Einem Wortt es müſte eine allgemeine Wiedergeburt der Dinge entſtehen.

Wohl-

Wohlan, wann wird diß zu hoffen ſeyn!

Laſſet uns die Annehmlichkeiten, die uns die Entdekung Oſtindiens verſchaft, genießen, und über die Blutbäche ſeufzen, durch die ſie uns erworben werden. Man kan die Geſchichte der europäiſchen Etabliſſements in beyden Indien unmöglich leſen, ohne den grauſamen Scenen, womit ſie verknüpft iſt, eine menſchliebende Thräne zu weihen, und die Opfer zu bedauren, welche ſie gekoſtet haben.

Das Reſultat dieſes **Chronologs** ſoll ſich mit einem Bilde begnügen, welches ich aus der Geſchichte unſerer Niederlaßungen in Oſtindien gezogen. Blos hierinn ſollen ſich die Betrachtungen ſpizen, wozu mir die heutigen Auftritte allda Anlaß geben.

An der Mündung des Kanals zu Mocadon, welcher in den perſiſchen Meerbuſen fällt, liegt das Eiland Gerun. Ein edler Araber ſtiftete hier ungefähr ums eilfte Jahrhundert den Grund zu einer Stadt, die lange Zeit die blühendſte, die reizendſte, die glüklichſte Stadt in der Menſchheit war. Sie lag am einen Ende auf arabiſchen, am andern auf perſiſchen Grund. In dieſem beglükten Mittelpunkt vereinigte ſie das Klima, die Annehmlichkei-

ten

ten und Reichthümer dieſer beyden Provinzen, der zwo geſegneteſten, ſchönſten und fruchtbarſten Provinzen der Erde

Ormuz iſt ihr Nahm. Im ganzen Orient kannte man keinen berühmtern Ort, und wann die Leute ſtarben: ſo war ihr lezter Seufzer, daß ſie nicht Ormuz vor ihrem Tod geſehen hatten; und denjenigen, die man zum Sterben bereitete, ſprach man zu, daß ſie nach ihrem Tod Ormuz zu ſehen bekämen.

Nirgends fand man höflichere Sitten, feinere Menſchen, ein wollüſtigeres Leben. Es ſchien, daß die Grazien und die Amors ihren Siz zu Ormuz genommen hätten. Die Natur ſelbſt veredelte ſich unter den Palmbaumbüſchen zu Ormuz. Sie eröfnete ihren Schooß zwiefach, aus welchem Guirlanden von Jasmin, von Orangen und Ananas fielen. Die Atmoſphäre, welche Ormuz umwehte, nahm einen Geruch von Weihrauch und von Roſen an. Selbſt die Jahrszeiten veränderten ihren gewöhnlichen Wechſel, und hörten auf Winter und Sommer zu ſeyn, um der Sonne das Vergnügen zu laſſen, ſo ſie liebte, Ormuz immer anzulächlen.

Der Handel und die Reichthümer von ganz Aſien, ſagen die Geſchichtſchreibere, hatten ſich im Hafen von Ormuz vereinigt. Der Ueberfluß herrſch-

te in dieſer berüchtigten Stadt neben der Ordnung. Ormuz war eben ſo ſehr wegen der Weisheit ſeiner Regierung und der Eintracht ſeiner Einwohner berühmt, als wegen der Reize der Lebensart.

Die Straßen, ſo fahren die Geſchichtſchreibere fort, waren mit Marmor gepflaſtert, auf welchem noch perſiſche Teppiche lagen. Alle Häußer hatten ein Vordach von gemalter Leinwand, um die Sonnenſtrahlen zu brechen. Wenn man alſo durch die Stadt gieng: ſo wandelte man, gleichſam unter einem ununterbrochenen Paraſol, im Schatten,zwiſchen Alleen von Pomranzen und Palmbäumen, die zu beyden Seiten der Häußer gepflanzt waren, auf Fußteppichen in einer mit Wohlgerüchen geſchwängerten Sphäre. Dann ſtatt der Dächer hatten die Häußer eine Gallerie, welche mit Vaſen, Bruſtbildern, und Blumentöpfen von Porzellan oder Bronz beſezt war.

In jedem Quartier war ein ofener Markt mit erfriſchenden Getränken, Früchten und Confituren. Der Kameele nicht zu gedenken, welche Tag und Nacht die Straßen durchkreuzten, friſch Waſſer herbeyzutragen.

Sobald der Abend angebrochen war: ſo erhuben ſich Schauſpiele und Nachtmuſiken in Men-

ge.

ge. Ormuz war der Mittelpunkt des auserleſenſten Theils des ſchönen Geſchlechts in ganz Aſien. Die reizendſten Nimpfen wohnten hier. Die Wolluſt athmete durch die ganze Stadt.

— Ach! Wo iſt ſie! Die Europäer entdeckten die Bahn nach Oſtindien. Albuberque an der Spize eines Haufen Portugeſen wurde vom Ebentheur nach Ormuz geführt . . . . Seitdem iſt Ormuz von der Erde verſchwunden. Ihre ehemalige Fußſtapfen ſind kaum dem nachforſchenden Blik des wiſſenſchaftlichen Reiſenden mehr entdekbar. Der Siz der Grazien und der Zephir'n iſt ein Tummelplaz der Rhinozeros und der Tiger.

Epiſtel an die Amerikaner.

Von einem Jülicher.

Wie? Meine Herren! Sie laſſen
Sich einfallen, eine neue Mode einzuführen?
Mitten in einem Jahrhundert, wie
Das heutige, geben ſie ſich das Air
Menſchen ſeyn zu wollen? Gewis
Ihre Einbildung iſt ſehr ſonderbar.
Man ſagt, daß ſie die Billets doux
Die ihnen **Georg** der Schöne zuſchrieb,
In den Kanal zu Boſton werfen.
Was würden ſie — verzeih' mirs Gott!
Mit den Billets doux thun, welche
Herr **Inſpektor Weſthof** ſchreibt.
Wie es ſcheint: ſo ſind ſie mit
Den Geſezzen der guten Lebensart
Nicht vertraut. Die römiſche Miene,
Welche ſie affektiren, kleidet ſie,
Glauben ſie mir's Freunde,
Uebel. Was berechtigt ſie,

Laß

Laſſen ſie uns offenherzig reden,
Mehr Freiheit zu fodern als wir?
Sie ſehen die Tiraney ihren Luſtwandel
Ueber die ganze Fläche der Erde
Verbreiten. Nur zu Boſton wollte man
Privilegirt ſeyn, bey der Muſik der Feſſeln,
Die das übrige Menſchengeſchlecht trägt,
Zu tanzen! Amerikanern nur
Sollte verliehen ſeyn, dem Reſt der Erde zum Troz,
Frey zu ſeyn! — Diß ſchrey't zu laut.
Auf, Dienere des Deſpotismus, ihr
Soldknechte, Miniſtere und Orthodoxen!
Zu'n Waffen! Die Ehre Europens,
Das Heiligthum der Tiraney und des Fanatismus
Zu retten. — Und ihr, ſtolze Schwärmer,
Die ihr euch des Ruhms anzumaßen trachtet,
Dem Anbruche des Lichts, den Schritten
Jener präſumtuoſen Gottheit, die ſich
Philoſophie nennt, die Bahn zu ebnen,
Zittert. Noch iſt der Tiraneygeiſt
Nicht überwunden. Er lebt in der Synode
Zu **Volberg**: und die Blizze eures **Franklins**
Sind nicht ſo erhizt, wie die Blizze eines **Weſthof.**

Nach einer Novelle in Herrn Schlözers Briefwechſel. VIII. Band. Heft 43. Seite 19. ꝛc. ꝛc.

Friedrich II.

* * *

Friedrich II. iſt unter allen politiſchen Phänomenen dieſes Jahrhunderts das gröſte. Im Alter der Spiele und der Wollüſte hatte er den Muth, ſich über ſolche zu erheben, und das Vergnügen ſich zu unterrichten einem ſüßen Müſſiggang vorzuziehen. Im Umgang mit den erſten Köpfen ſeines Jahrhunderts reifte ſich ſein von Natur reger Genie im Geheim aus, und ſein das Nachdenken liebender Verſtand wuchs in Selbſtbetrachtungen auf.

Weder die Schmeicheley, noch ſelbſt Hinderniſſe, konnten ihn von ſeinem Hang zum Fleiße abwendig machen. Er entwarf bey ſehr guter Zeit den Plan ſeines Lebens und ſeiner Thaten. Man konnte, noch ehe er die Regierung antratt, weiſſagen, daß bey Friedrich die Miniſtere nichts ſeyn würden, als ſeine Sekretäre; ſeine Kammerpräſidenten nichts als ſeine Buchhaltere; ſeine Generale nichts als ſeine Adjutanten.

Eine

Eine glükliche Miſchung der europäiſchen Staatshändel mußte dienen, der Welt ſehr zeitig die Augen über den Nuzen zu öfnen, den Friedrich aus ſeiner Einſamkeit gezogen hatte. Indem dieſer Prinz mit einer Hurtigkeit, die nur ihm eigen iſt, den Mittelpunkt ſeiner Intereſſen zu faßen wußte: ſo ſah man ihn unbermuthet eine Macht angreifen, die ſeine Thronvorfahren bis izt in der Dienſtbarkeit erhalten hatte. Fünf baare Schlachten gewann er ihr ab; und nachdem er ihr die ſchönſte ihrer Provinzen genommen hatte: ſo ſchloß er in eben ſo geſchicktem Moment den Frieden, wie er den Krieg unternommen hatte.

Allein indem er aufhörte, zu kriegen: ſo hörte er nicht auf, zu thun. Er ſchien nach der Bewunderung eben derſelben Nationen, deren Schreken er war, zu trachten. Er berief alle Künſte zu ſich, um ſie an den Wagen ſeines Ruhms zu feſſeln.

Zuerſt umſchuf er die Gerechtigkeitspflege, und gab neue, ganz weißheitsvolle, Geſezze. Eine ſimple, aber ſtrenge, kluge und ihrem Zwek entſprechende Ordnung wurde in alle Fächer der Regierung eingeführt. Ueberzeugt, daß das höchſte Anſehn ein öfentliches Gut iſt, worauf jeder Unterthan in gleichem Grad Anſpruch hat, eröfnete er Jedermann ohne Unterſchied den Zutritt zum Thron, zu ſeiner Perſon, zum Briefwechſel mit ihm.

So war jede Minute ſeines Lebens und ſeiner Exiſtenz dem Wohl des Staats geweihet. Selbſt ſeine Erholungen würden Geſchenke fürs Publikum. Er widmete ſie Aufſäzen für die Geſchichte, für die Staatskunſt, für die Moral, die allgemein bewundert, und voll praktiſcher Lehren ſind. Bis in ſeinen dichteriſchen Verſuchen ſiehet man einen gewißen Geiſt der Philoſophie und einer tiefen Weltkenntniß athmen.

Was ſeine Staatskunſt betrift: ſo wußte er mit der äuſſerſten Größe und Kühnheit der Entwürfe das undurchdringlichſte Geheimniß der Mittel zu verbinden. Er iſts, der dem Krieg, den man bereits auf die Stufe ſeiner Vollkommenheit gebracht zu haben glaubte, eine andere Geſtalt gab. Hiezu fügte er einen Heldenmuth, wovon die Geſchichte wenige Beyſpiele hat; und einen Geſichtsblik, der ihn ſelbſt aus Fehlern mehr Nuzen ziehen lies, als Andere nicht aus Erfolgen zogen.

Friedrich auferlegte der ganzen Erde, ihn entweder zu bewundern, oder — zu ſchweigen. Er erwarb ſeiner Nation eben denſelben Glanz, den zuweilen andere Prinzen von der ihrigen empfangen.

Die-

Dieſer unzuvergleichende Fürſt weißt der Welt immer die Stirne. Ein unerſchöpflicher Schaz, eine zahlreiche und diſciplinirte Armee, Unterthanen die ihn anbethen; Alles verſichert ihm Ruhe. Alles gewährt ihm die Sicherheit ſeiner Eroberungen.

Friedrich — Friedrich! Die Natur verlieh dir eine lebhafte und erhabene Einbildungskraft, eine gränzloſe Wißgierd, Liebe zur Arbeit, und Kräften ſie auszudauren. Deine Jugend brachteſt du im Studium der Staatskunſt, der Geſezzgebungswiſſenſchaft und der Regierungskunde zu. Die entfeßelte Menſchheit troknete bey der Ausſicht auf deine Regierung ihre Thränen ab. Die ſonſt überall unterdrükte, überall niedergeſchlagene Welt athmete bey den erſten deiner Thaten auf. Sie tröſtete ſich in dir ihren Retter zu finden. Deswegen gab ſie dir zum voraus den Nahmen des **Philoſophen auf den Thron.**

Als du auf der Kriegsbühne auftratteſt; ſo ſezte die Kunſt deiner Läger, die Geſchwindigkeit deiner Märſche, die Ordnung deiner Schlachten alle Nationen in Erſtaunen. Man konnte nicht ſatt werden, jene außerordentliche Kriegszucht deiner Soldaten, die ihnen den Sieg verſicherte, jene mechaniſche Subordination, die aus ſo viel ver-

ſchiedenen Corps nur Eine Armee machte, deren abgeſonderte Bewegungen, wie ſoviel Springfedern eines Uhrwerks auf den einzelnen Pulsſchlag des Meiſters in einerley Zwek zuſammentrafen, zu bewundern. So wurdeſt du das **Muſter der Helden.**

Noch iſt ein rühmlicherer Nahme für dich übrig — der des gekrönten Bürgers. Dieſen Nahmen pflegt die Welt nur Prinzen zu geben, die — entfernt die Wahrheit mit dem Irrthum zu vermiſchen, die Gerechtigkeit mit dem Vorurtheil, das Gute mit dem Uebel, die Grundſäze der Sittenlehre blos für metaphyſiſche Hypotheſen betrachten, und die Vernunft für nichts als einen Lohnredner des Eigennuzens — ihre Seele den edlen und erwärmenden Ausflüßen der Tugend und der Menſchenliebe öfnen; die ſich nicht nur mit dem Wohl der heutigen Generation beſchäftigen, ſondern für die kommenden vorſorgen. — Monarch! Die Größe **Preußens** iſt ein Werk deines Genie. Sey ihre Dauer ein Nachlaß deſſelben!

Einſt grub ich in das Fußgeſtell deines Bilds die Wortte:

> **Gegen ihn vereinigten ſich die furchtbarſten Mächte Europens Er zerſtäubte ſie wie Spreu.**

Jzt

Jzt werde ich dieſe Innſchrift in folgende, weniger prächtige, aber unendlich herrlichere und edlere umſezen:

Völker!
Er iſts, der die Ketten entzweybrach,
Die für euch fertig waren.
Teutſche Reichsfürſten!
Wißt, daß Er nicht ewig ſeyn wird.
Denkt auf euch!

* * *

Diß iſt die Stelle die ich erwält habe, um meinen Tribut an der wirklich herrſchenden Mode, Etwas ausder berühmten neuen Auflage Raynals anzuführen, als Teutſcher beyzutragen.

Das ſeltne Miniſtermuſter.

Eine koſtbare Anecdote.

Der Graf von Vergennes, der heutigen Tags am Ruder der auswärtigen Geſchäfte zu Verſailles ſtehet, iſt ein Weiſer von jener alten Klaſſe, die Redlichkeit, Religion und Herzenstugend zum Symbol hatte. Ein warmer Freund, ein eifriger Beſchützer, und ein aufgeklärter und ehrlicher Staatsmann.

Ehemals ſtund er in ſehr vertrauter Verbindung mit Herrn Tercier, der wegen ſeiner ertheilten Approbation über das bekannte Buch de l'eſprit von Helvetius, ſeinen Poſten beym Departement der Staatskanzley verlor.

Sobald der Graf Vergennes aus Stokholm angekommen war, um das Präſidium der Staatskanzley zu übernehmen: ſo war einer ſeiner erſten Vorwürfe, ſich zu erkundigen, ob ſich beym Perſonal ſeines Departements Niemand von der Familie des verſtorbenen Herrn Tercier befinde. Man ſagte ihm, daß ein gewißer Herr Moreau vorhan-

den wäre, welcher zu den Anverwandten des Herrn Tercier gehöre.

Der Miniſter erklärte ihn ſtehenden Fußes zu ſeinem Geheimſekretär, mit dieſem Anhang, daß ſeine eigentliche Beſtimmung ſeyn ſolle, auf alle Ueberraſchungen und Intriken wachſam zu ſeyn, wodurch man ihn, den Miniſter hintergehen und zu einer Ungerechtigkeit verleiten könnte, und ihm in der Stille ſogleich davon Bericht zu geben.

Dieſe Beſtallung ſchärfte der Graf Vergennes dem Herrn Moreau ſo ſehr ein, daß er den Verluſt ſeines Dienſts, ſeiner Gnade, und ſogar die Priſon darauf ſezte, wofern er ſeinem Gebieter irgend etwas verhehlen würde.

Solches Amt nun führt der genannte Herr Moreau zur Stunde noch. Man berechnet eine unzälbare Menge guter und heilſamen Folgen, die ins Geheim aus dieſer Diſpoſition, für den Staat, fürs Publikum und fürs Intereſſe der Menſchheit entſprungen; und es ſcheint, daß die Treue des Untergebenen dem Eifer des Miniſters aufs vollkommenſte zuſage, weil man wahrnimmt, daß die Gnade und Intimität zwiſchen dem Grafen Vergennes und Herrn Moreau täglich wächßt.

Die

Die Tagsneuigkeit.

Man iſt nicht immer ohne Reſſource, wenn man auf dem Dorf lebt. Jeder Ort hat ſeine eigene Neuigkeiten; und es ſcheint, daß die Vorſicht zuweilen kleinen Oertern mit Fleiß etwas Ausserordentliches zuſchike, um ihren großen Grundſaz zu erfüllen, vermög deſſen ſie den Niedrigen und den Verachteten zu erheben verſpricht.

Das Städtchen Nördlingen, welches ich beneze — nehmlich unſere Dorfkommun, von welcher es nur tauſend Schritte abliegt, iſt ein ganz bonnettes Städtchen. Seine Verfaßung iſt demokratiſch, oder vielmehr eine Ochlokratie, wenn man ſie nach der Beſtimmung des Pater Vallemont betrachten will. *)

Die

*) Ochlokratie: diejenige Verfaſſung, wo Pöbel zum Troz feiner und beſſerer Bürgere herrſcht. Elemens de l'Hiſtoire par Monſieur le P. de Vallemont. Tom. II. pag. 37.

Die Innwohnerſchaft beſtehet in einer ruhigen Familie, die fleißig arbeitet und bethet. Die Nördlinger ſind zu gleicher Zeit die ehrlichſten und die beſten Menſchen.

Uebrigens iſt die Lage des Orts hinlänglich glüklich: ſie iſt ſogar ein Wunderwerk. Dann das Städtchen hat, wie die Kronik behaubtet, ſeinen Teller-umgedreht. Ehemals ſoll es eine Viertelmeile weiters ſüdlich geſtanden haben: ebenderſelbe Engel, welcher die Kapelle der Mutter Gottes von Jeruſalem nach Loretto trug, verſezte in Einer Nacht Nördlingen von der Höhe eines Hügels in eine Ebene. Bey ſolchen Umſtänden ſoll man glauben, daß die Götter auf Nördlingen eine Feindſchaft geworfen hätten?

Inzwiſchen behaubtet man, daß die Stadt heute Mittag um 12 Uhr, das iſt am vier und zwanzigſten Brachmond, von der Erde verſchlungen werden würde. Dieſes Gerücht gründet ſich auf eine Offenbarung, die ſich zwar noch nicht zu erkennen gegeben hat. Sie muß aber nicht ununterſtüzt ſeyn, weil ich die ganze Nachbarſchaft in Bewegung ſehe, das Phönomen zu beobachten. — Ich eile, meinen Chronolog zu vollenden, ehe die Poſaune bläßt.

Mäch-

Mächte des Himmels ſtehet dem guten Städtchen bey! Gewis dieſe wakern Leute haben ein ſo grauſames Schikſal nicht verdient. Sind ihrer nicht alle fromm: ſolltens nicht dreiſſig, nicht zwanzig, nicht zehn ſeyn! Wann mich mein Schuzengel aus dem allgemeinen Bruch rettet: ſo bin ich begierig, was die Nördlingerzeitung von dieſem Zufall lehren wird.

Dieſe Zeitung wird in unſerm Dorf ſehr geleſen. Ein Ex-Jeſuit führt ſie. Ihr Innhalt iſt eben ſo erbaulich als unterhaltend.

Unterdeſſen, bis ſie aus der Preſſe kommt, beſchränke ich mich in meine eigene Reflexion. — Vielleicht mache ich mein Teſtament. — Wie Gott will. — Wenn mich der allgemeine Schutt trift: ſo ſoll mir wenigſtens zum Troſt gereichen, mit euch, werthe Nördlinger, die Reiſe zu machen. Ich werde mich an den Zirkel der würdigen und treuen Freunde ſchließen, die ich unter euch habe.

Alſo — woran bin ich? Man will unter der Hand verſichert ſeyn, daß die Drohung, die Nördlingen gemacht iſt, und die in der That die ganze Gegendſphäre mit Zitter angefaßt hat, ihren zureichenden Grund in gewiſſen Kanzelreden habe, welche einige benachbarten Theologen in wirklich guter und geiſtlich-richtiger Abſicht — auf den heutigen

Tag zu richten pflegen, weil der Pöbel denſelben zu ſeinem Feſttag erwählt hat, und ihn alſo misbraucht.

Hiezu nun gehört eine topographiſche Note. Nördlingen hält am erſten Trinitatis Markt — oder Meße, wenn ihr wollt. Der zweite Trinitatis, welcher die Meße gleichſam in zween Theile zerſchneidet, weil ihre Dauer vierzehn Tage umſchreibt, iſt, vermög einer alten Sitte, dem Pöbel gleichſam geheiligt. An dieſem Tag legen jene Mäkler, die ſich mit den Utenſilen des Baurenvolks eigentlich abgeben, mit Fleiß aus. Das Volk fließt alſo heute beſonders zuſamm. Aus Nachſicht für daſſelbe läßt man auch dem heutigen Tag den karakteriſtiſchen Nahmen **Baurenſonntag.**

Der Baurenſonntag iſt demnach eigentlich dem Markte des Landvolks beſtimmt. Er wird aber von demſelben, wie es natürlich iſt, zu Ausſchweifungen, zum Trunk, Tanz, Schlägerey ꝛc. ꝛc. misbraucht. Diß giebt den Seelenhirthen ein A Propos an die Hand, am Ende der Frühpredigt der Heerde eine kleine Gewiſſenserſchütterung zu machen.

Die Paragraphen der Prediger haben zuweilen daſſelbe Schikſal wie die Märchen. Sie ſind Ballen, die ganz ſimpel aus der Hand eines Menſchen

 ſprin-

ſpringen. Sie laufen von Haus zu Haus, welzen ſich, nehmen zu. Bis ſie einen Zirkel, wie der Rieß iſt, durchlaufen haben, ſind ſie zu Ungeheuren worden.

Eine einfache, eine an ſich ganz wahre, ganz geiſtliche Allegorie, ein in der Flamme einer von einem heiligen Eifer erhizten Einbildungskraft entſtandenes Bild kan die unſchuldige Urſach ſeyn, daß die Tradition

— — der Städte und der Dörfer Plage.
Gellert.

eine Weiſſagung auf den Untergang des Bauernſonntags daraus geformt hat.

Hierophanten meines Jahrhunderts! Sehet ein Beyſpiel, wie ihr das Volk in der Hand habt — wie ihr dieſen folgſamen, leichtglaubigen und gedultigen Pöbel führen — wie viel ihr dem Staat zum Nuzen ſtiften könnet: wann ihr euch des Vortheils, den euch euer Stand giebt, bedienen wollt.

Ver-

Verzeichniß

des Innhalts.

Seite.

Voranmerkung.

Kritik des Chronologiſten über ſich ſelbſt 3

Man ſagt Prolog, Monolog, Dialog ꝛc. ꝛc. Warum ſollte man nicht Chronolog ſagen können?

Deutſchland. Eine politiſche Lektion.

Eingeſendeter Beitrag. — Diſſertation über die Vortheile der deutſchen Staatsverfaſſung. — Vertheidigung des deutſchen Reichskodex gegen Herrn Linguet 4

Die Fabel des Bruders Rupeſciſſa. Ein Alterthum.

Seite.

Bey Gelegenheit der ſich heutigen Tags auf allen Seiten erhebenden Einſprüche gegen den päbſtlichen Staat . 3

Ueber das phyſiokratiſche Syſtem. Ein Beytrag.

Original. — Von einem berühmten deutſchen Schriftſteller und Kameraliſten. — Polemiſch . . 37

Der Ueberfall von Jerſey. Eine Kriegsanecdote.

Vergleichung dieſer Begebenheit mit der Geſchichte der Flibuſtiers . 57

Licht und Schatten.

Auch etwas über die Berliner Geſangbuch-Unruhen vom Chronologiſten 59

Troſtpſalm. (Politiſcher.)

Die Neujahrsode für Sankt James auf 1781 71

Sa-

Verzeichniß des Innhalts.

Seite.

Saſiah. Die Grauſamkeiten des Wohlſtands.

Eine Anecdote aus Oſtindien vom Chronologiſten kommentirt . . . 74

Ueber die Preißfrage: welches ſind die ausführbaren Mittel, dem Kindermord Einhalt zu thun.

Den Chronologen mitgetheilt den 29 März 1781 — Von einem Unbekannten, aber Wohlberühmten . 79

Deutſchland.

Fortſezung des vorigen Chronologs (Seite 4). Antwort des Chronologiſten an den Einſender. — Raiſonnement der Chronologen über die Materie. — Republik Herrn Linguet's 103

Der Milchtopf. Ein Mährchen.

Ein Alterthum. — Supplement — oder vielmehr Supererogat zur vorhergehenden Materie . . . 128

Seite.

Menſchen was ſeyd ihr in der Hand der Gerechtigkeit!

Eine Fantaſie über einen Punkt der Jurisdiktions-Legislation. — Gleichwol durch ein wahres Faktum, in einer gewißen deutſchen Gegend, veranlaßt. 133

Ueber das phyſiokratiſche Syſtem.

Fortſezung der Materie (Seite 56.) 139

Um den Beſchluß muß ſich das Publikum beym Herrn Verfaſſer ſelbſt anmelden. Es hat ihm nicht beliebt, das Stük zu ergänzen.

Ueber den Gedanken des Abbt Raynal.

Kritiſche Politik . . . 163

Toilettſpiegel.

Ein Divertiſſement . . 166

Der ehrliche Staatsverräther.

Biographiſche Anecdote von Herrn Necker 184

Er-

Verzeichniß des Innhalts.

Seite.

Erweiterungen des Erkenntnißes und des Wohlſtands in Bayern.

Erweiterung der Zaupſer'ſchen Anecdote (Siehe Chronolog. VI Band, Seite 295.) — Anhang eines Pamphlets 191

Wie der Baum ſo die Feigen. Oder Juſtinian.

Kritik über die Geſchichte des Corpus Juris 198

Ueber die Veredlungen Wien's.

Diatribe 201

Etwas von der Kriegsſchaubühne her. Zwote Sendung.

Theologiſche Kritik . . 215

Superintendent Ziehe, oder Ehrenrettung eines beleidigten Todten. Ein Beitrag.

Seite.

Die Nachricht, daß der ſeel. Superintendent Ziehe zu Zellerfelde der Urheber, der in den Chronologen (VI Band Seite 65. recenſirten Prophezeyung ſey, iſt falſch . . . 217

Der zu Abſchaffung des Kindermords verſammelten Congregation zu Mannheim gewidmet.

Eine Denkſchrift. Die Verfaſſerin, Euphroſindchen Beck, iſt das moraliſche Kind Wekhrlin's. Ein zweijähriges Mädchen zu B*** . . 223

Noirmoutier. Oder das Exil des Präſidenten Hocquart. Eine geographiſch-ſtatiſtiſche Anecdote.

Nach einer Handſchrift . . 229

Eſt modus in rebus.

Eine Societäts-Anecdote. Hiſtoriſch-wahr 239

Seite.

Soll man ihnen Weiber gebn? Ein Problem aus der Bevölkerungskunſt.

Wirkung eines Spaziergangs . . 242

Holland.

Politiſche Weiſſagung. . . 249

Lauenburger Taſchenallmanach.

An Herrn Daniel Chodowiecki, Meiſtern der ſchönen Künſte.

Vergleichung der Monatskupfer des Jahrs 1781 mit einer in des Chronologiſten Büchervorrath befindlichen alten Poſtill . . . 254

Rom.

Ein Gelegenheitsſtük. Kritiſche Geſchichte 260

Juſtinian, Oder

Fortſezung der Materie oben Seite 198 267

Verzeichniß des Innhalts.

Seite.

Die Akademie der Wirkſamen.

Gelehrtes Faktum . . . 283

Hipathie. Eine dringende Verbeſſerung zu des Chronolog„ Toilettſpiegel„ (Seite 166 oben) Stelle — Hipathie ꝛc. ꝛc.

Der Verfaſſer thut Buße für begangene Blasphemie, und bittet das Publikum um Verzeihung . . . 292

Mineralogie und Bergbau. Eine Modelektion.

Eingeſendet. — Von einem Unbekannten, aber Wohlberühmten . 296

Carmen ſäculare. Etwas Muſikaliſches.

Philidor. Carmen ſäculare. Gluk. — Anekdoten . . . 318

Sottiſen auf beyden Seiten.

Vergleichung der franzöſiſchen Philippiken mit den engliſchen. — Beyſpiel 322

Herr

Seite.

Herr Bacquoi: oder der lächerliche Profeſſor.

Satire über das Programm eines Theatertänzers zu Paris, einen Curſus der Choreographie anzukündigen . . . 329

Ueber die Scene in Oſtindien.

Politiſche Philoſophie . . . 343

Epiſtel an die Amerikaner, von einem Jülicher.

Ironie über Herrn Inſpektor Weſthof, und ſein intendirtes lutheriſches Inquiſitionsgericht . . 354

Friederich II.

Portrait dieſes Monarchen, aus der neueſten Ausgabe der hiſtoire philoſophique et politique des établiſſéments et du Commerce des Européens dans les deux Indes, par Guillaume Thomas Raynal. à Geneve 1780. 4. Siehe erſter Band, Seite 591 u. ſ. w.

— Ein

Seite.

— Ein Tribut der Chronologen zur Modematerie der Journale des Tags 356

Das ſeltene Miniſtermuſter.

Eine koſtbare Anecdote . . 361

Die Tagsneuigkeit.

Avertiſſement von einem, einem Städtchen im Rieß geweiſſagtem Untergang auf den 24 Brachmond 1781. — Und vorläufiges Adieu des Chronologiſten 364

Verzeichniß des Innhalts.

Seite.

— Ein Tribut der Chronologen zur Modematerie der Journale des Tags 356

Das ſeltene Miniſtermuſter.

Eine koſtbare Anecdote . . 362

Die Tagsneuigkeit.

Avertiſſement von einem, einem Städtchen im Rieß geweiſſagtem Untergang auf den 24 Brachmond 1781. — Und vorläufiges Adieu des Chronologiſten 364

Seite.

— Ein Tribut der Chronologen zur Modematerie der Journale des Tags 356

Das ſeltene Miniſtermuſter.

Eine koſtbare Anecdote . . 362

Die Tagsneuigkeit.

Avertiſſement von einem, einem Städtchen im Rieß geweiſſagtem Untergang auf den 24 Brachmond 1781. — Und vorläufiges Adieu des Chronologiſten 364

Seite.

— Ein Tribut der Chronologen zur Modematerie der Journale des Tags 356

Das ſeltene Miniſtermuſter.

Eine koſtbare Anecdote . . 361

Die Tagsneuigkeit.

Avertiſſement von einem, einem Städtchen im Rieß geweiſſagtem Untergang auf den 24 Brachmond 1781. — Und vorläufiges Adieu des Chronologiſten 364

Seite.

— Ein Tribut der Chronologen zur Modematerie der Journale des Tags 356

Das ſeltene Miniſtermuſter.

Eine koſtbare Anecdote . . 361

Die Tagsneuigkeit.

Avertiſſement von einem, einem Städtchen im Rieß geweiſſagtem Untergang auf den 24 Brachmond 1781. — Und vorläufiges Adieu des Chronologiſten 364